…isbibliothek Regensburg
Staatl. Bibliothek
…sburg
Germ. Murray
1502/1
SBR069026281311

Der Prairie-Vogel.

Scenen aus den Wildnissen des westlichen Nordamerika.

Von

Carl August Murray,

Verfasser der Reisen in Nordamerika etc.

Nach dem Englischen

von

Dr. Wilhelm Corte.

Erster Theil.

Zerbst, 1846.

Verlag der Kummer'schen Buchhandlung.

Kreisbibliothek Regensburg

Keine Gattung der Literatur zieht so allgemein an, als die Dichtung. Lebens- und Sittengemälde und abenteuerliche Geschichten werden von der Menge begieriger aufgenommen, als ernstere Erzeugnisse, so wichtig dieselben auch sein mögen. Den Apulejus hat seine Fabel von Amor und Psyche berühmter gemacht, als seine abstrusen, platonischen Schriften. Der Decameron des Boccaccio hat die gelehrten Werke desselben Verfassers überlebt.

Ferdinand.

Gewiß die Göttin,
Der diese Geister dienen! —
— Mein' erste Frage
Und meine letzte ist: Du Wunderkind,
Bist Du ein Mädchen oder nicht?

Miranda.

Kein Wunder,
Ein Mädchen, Herr!

Ferdinand.

O Himmel, meine Sprache!

Der Sturm. Act I.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Der Prairie-Vogel.

Erstes Capitel.

Worin der Leser die Skizze eines Dorfes im Westen finden, und bei einigen Personen, die in unserer Erzählung auftreten, eingeführt werden wird.

Vielleicht giebt es in der ganzen Welt kein Land, was in Hinsicht auf seine Natur begünstigter wäre als der Staat Ohio in Nordamerika: der Boden ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit; das Clima mäßig; die Flüsse, die theils nach Norden in den Eriesee, theils durch den Ohio nach Südwesten in den Missisippi fließen, sind auf viele hundert Meilen schiffbar; die Wälder liefern das schönste Bauholz im Ueberfluß, und selbst die Eingeweide der Erde zahlen in verschiedenen Arten von Grubengut eine überreiche Beisteuer zum allgemeinen Reichthume: die südliche Gränze bildet der prächtige Strom, von welchem das Land seinen Namen hat, und der von den ersten französischen Kaufleuten und Missionären den wohlverdienten Namen „der schöne Fluß" erhielt.

Städte und Flecken vermehren sich jetzt an seinen Ufern; die Axt hat große Striche der Waldung niedergelegt; der Pflug ist über viele Tausend Morgen der Prairien hinweggegangen, die er urbar machte; und eine Unzahl von Dampfböten, beladen mit Gütern, Manufakturwaaren und Passagieren aus jedem Theile der Erde beschleunigt geschäftig ihren Weg durch seine Fluthen.

Ganz anders war zu der Zeit, wo die Ereignisse, die wir in der folgenden Erzählung genauer geschildert haben, stattfanden, der Anblick und der Zustand der Gegend, die der

Schauplatz unserer Handlung ist. Der Leser wolle sich erinnern, daß am Schlusse des letzten Jahrhunderts, die ungeheuren Striche von Wald und Prairie, die jetzt die Staaten Ohio, Indiana und Illinois bilden, in dem eingeschlossen waren, was damals das nordwestliche Territorium hieß; es wurde noch von zahlreichen indianischen Stämmen bewohnt, von welchen die mächtigsten die Lenapé oder Delawaren, die Shawanons, die Miamies und die Wyandoten oder Huronen waren.

Hier und da an den schiffbaren Strömen und auf günstigen Stellen waren Handelsplätze erbauet, die durch kleine Forts vertheidigt wurden und wohin die Indianer ihre Häute von Bären, Rothwild, Auerochsen und Biberfelle brachten, um dagegen Pulver, Büchsen, Schminke, Beile, Messer, wollene Decken und andere Artikel zu empfangen, die, wenn auch ihren Vorvätern unbekannt, durch den Verkehr mit den Weißen zu den nothwendigen Bedürfnissen des Lebens zu gehören angefangen hatten. Aber die obenerwähnten Thiere, besonders die beiden letztern Arten, waren in der genannten Gegend bereits selten, und die Unternehmendern, sowohl von den Weißen als von den Indianern, machten jährlich Ausflüge in die wilden und unbegränzten Jagdreviere, westlich vom Missisippi.

Am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts waren die Dörfer und Ansiedelungen auf dem nördlichen Ufer des Ohio selten, weit von einander zerstreut und mehr mit Rücksicht auf die Handelszwecke mit den Indianern, als auf Ackerbau und Gewerbfleiß, wie ein geordnetes Staatswesen sie mit sich führt, erbauet. Ihre Bewohner waren eben so kühn und kräftig, bisweilen eben so wild und ungebunden, als die Rothen, welchen sie den Boden streitig zu machen begannen.

Zahlreiche Streitigkeiten entstanden zwischen den westlichen Ansiedlern und ihren indianischen Nachbarn; häufig ward [illegible] vergossen, und wilde Wiedervergeltung folgte, die in of-

fener Feindseligkeit endete. Die halb disciplinirte Miliz, welche bisweilen von regelmäßigen Truppen unterstützt wurde, drang in die indianischen Dörfer ein und verbrannte sie; während die Rothen, selten fähig, mit ihrem Feinde in offenem Felde zu kämpfen, einzelne Truppenabtheilungen abschnitten und unbeschützte Familien niedermetzelten. Und so schnell und spurlos war ihre Rache, daß Ansiedlungen in einiger Entfernung vom Schauplatze des Kampfes oft um Mitternacht durch den unerwarteten Lärmen des Kriegsgeschreis und das Knistern des Feuers aufgeschreckt wurden. Bei manchen Gelegenheiten indessen griffen die Indianer kühn die gegen sie gesandten Truppen an und schlugen sie aus dem Felde; als indessen der General Wayne den Oberbefehl über die Streitkräfte im Westen übernommen hatte — ungefähr 4 Jahre vor dem Beginn unserer Erzählung — wurden sie in der Schlacht mit den Miamies mit großem Blutvergießen auf's Haupt geschlagen und zerstreut; hierauf zogen viele von ihnen in die nordwestlichen Ebenen und Wildnisse und die Zurückbleibenden wagten nicht mehr, gegen die vereinigten Staaten ins Feld zu rücken.

Einer der ersten Handelsplätze, die in dieser Gegend angelegt wurden, hieß Marietta, ein nettes Dörfchen, an der Mündung des Muskingum in den Ohio gelegen. Schon im Jahre 1799 rühmte es sich, eine Kirche, verschiedene Schenken und ein stark befestigtes Blockhaus, zum Schutze gegen die Angriffe der Indianer zu besitzen; ebenso Niederlagen für den Verkauf von Spezereien, mit einem Worte, ein Gemisch von Gebäuden, wie es mehr als einmal in den westlichen Staaten von Amerika mit beispielloser Schnelligkeit zu einer Stadt erwachsen ist.

Dieser betriebsame und blühende Ort hatte vor allen andern, 100 Meilen im Umkreise, hauptsächlich wegen des Baues von Fahrzeugen zur Beschiffung des Ohio und des

Missisippi einen Namen; ja, einige der unternehmenderen dort ansässigen Kaufleute hatten bereits Briggs und Schooner von hinlänglicher Tonnen-Last erbaut, von Stapel laufen lassen und befrachtet, die den Wogen des Meerbusens von Mexico Trotz bieten konnten; sie hatten ferner von ihrem Binnenhafen aus einen directen Handel mit den westindischen Inseln eröffnet, wohin sie feines, weißes Mehl, Schweine, Mais und andere Artikel ausführten, und woher ihre Schiffe mit Südfrüchten, Kaffee, Zucker und Rum befrachtet, zurückkehrten.

Die größte Niederlage in dem Dörfchen, belegen in dem Mittelpunkte einer Reihe Häuser, die sämmtlich die Aussicht auf den vorbeiströmenden Fluß gewährten, war von Backsteinen erbaut und in verschiedene Zimmer getheilt, worin sich die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens vorfanden — wenigstens diejenigen, welche die Einwohner von Marietta und der Umgebung als solche betrachteten; eines dieser Gemächer war mit Häuten und Rauchwerk aus dem Nordwesten, sowie mit Tuch, Kattun, und wollenen Stoffen aus England angefüllt; das zweite mit irdenem Geschirr, Messerschmidtwaaren, Spiegeln, Büchsen, Ofenplatten, Rosten u. s. w.; während im dritten, augenscheinlich dem am meisten besuchten, Mehl, Thee, Zucker, Rum, Whiskey, Schießpulver, Gewürze, Pökelfleisch u. s. w. verkauft wurden; in einer Ecke, oder vielmehr in einem tiefen Winkel derselben befand sich eine Fallthür, die nicht sehr oft geöffnet ward und zu einem Keller führte, worin eine ziemliche Menge Madeira und Claret lagerte, deren Güte dem besten Hotel in Philadelphia keine Schande gemacht hätte.

Ueber diese mannigfaltigen Verkaufsgüter hatte David Muir, ein knochiger Mann mit langen Armen, im Alter von ungefähr 45 Jahren, zu verfügen, dessen rothes, struppiges Haar, so wie seine vorstehenden Backenknochen und scharfen, ...enden, grauen Augen, auch ohne die untrügli...

tigung seines breiten schottischen Accentes, einem erfahrenen Beobachter sein Vaterland angezeigt haben würden. David ward in seinen Geschäftspflichten von seiner Ehehälfte, einem großen, kräftigen Weibe, dessen Züge, obgleich streng und männlich, noch die Spuren früherer Schönheit bewahrten, wohl unterstützt; wenn sie zornig ihre Stimme erhob, so erreichte sie die Ohren eines Jeden, selbst in dem entlegensten Zimmer der ausgedehnten, oben beschriebenen Niederlage.

David war ein verschlagener, unternehmender Mann, auf den man sich in Geschäftssachen verlassen konnte, und der bei ruhigem Blute friedlich genug war, obgleich er bei mehr als einer Schlägerei, die zwischen seinen Gästen, Weißen und Indianern, in Folge des zu reichlichen Genusses des „Feuerwassers" in seinem Locale entstanden waren, gezeigt hatte, daß er sich nicht ungestraft trotzen ließ. Nichts desto weniger war er in Gegenwart Christianes (so hieß seine Frau) artig und unterwürfig; nie versuchte er sich gegen eine Autorität zu empören, deren Unwiderstehlichkeit ihm eine 20jährige Erfahrung hinlänglich bewiesen hatte. Eine einzige Tochter, ungefähr 18 Jahre alt, war die Frucht ihrer Ehe; Jessie Muir war sicherlich in ihrem ganzen Wesen und in ihrer Erscheinung einnehmender, als sich nach ihrer Abstammung erwarten ließ: sie stand ihrer Mutter beim Kochen, Backen und andern häuslichen Geschäften bei; war sie nicht auf diese Weise beschäftigt, so las oder arbeitete sie in einer Ecke des Gemaches, worin die Kattune und seidenen Zeuge lagen, die ihrer besondern Obhut anvertraut waren. Zwei Bursche, die David für 4 Dollars wöchentlich in seinen Dienst genommen hatte, und die ihn bei seinem Handel, bei der Verpackung der Güter und in der Aufsicht über sein Geschäft unterstützten, vervollständigten sein Etablissement, welches vielleicht das größte und am besten versehene war, das sich westlich vom Alleghany-Gebirge finden ließ. Man muß jedoch nicht glauben, daß Al-

les dieses sein Eigenthum war: es gehörte größtentheils dem Obersten Brandon, einem Herrn, der 7 oder 8 Meilen von dem Dorfe auf seinem Gute wohnte und der David Muir ganz und gar mit der Sorge für die Magazine zu Marietta betraut hatte. Jährlich sah der Oberst einmal die Rechnungen durch und David, dessen Rechtlichkeit und sorgsame Genauigkeit ihm das volle Vertrauen seines Herrn erworben hatten, erhielt ebenso regelmäßig einen starken Antheil am Gewinne.

Oberst Brandon besaß 3 der größten Handelsschiffe im Hafen zu Marietta, die er befrachtete; die Führung und den Oberbefehl über dieselben hatte er Eduard Ethelston, einem jungen Manne von 28 Jahren anvertraut, der die Pflichten eines Capitains und Supercargo *) mit der größten Festigkeit, sowie mit Glück und Geschicklichkeit versah.

Da der junge Ethelston und seine Familie in unserer Erzählung einen der ersten Plätze einnehmen, so dürfte es angemessen sein, in der Kürze zu erzählen, was ihm die Liebe und das Vertrauen des Obersten in so hohem Grade erworben hatte.

Ungefähr 11 Jahre vor der Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, hatte Oberst Brandon sein Gut in Virginien verkauft und sich mit seiner Frau und seinen 2 Kindern Reginald und Lucy nach dem Nordwesten begeben. Er hatte zugleich einen Freund aus Virginien, Digby Ethelston, der gleich ihm von einer alten royalistischen Familie im Mutterlande abstammte, überredet, ihn auf seiner Wanderung zu begleiten. Die Gefühle, die Denkweise und die Vorurtheile der beiden Freunde waren während des Krieges, der mit der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten endete, häufig verletzt worden; denn nicht nur wurzelten ihre Gefühle und ihre

---

*) Supercargo heißt der Aufseher über die Waaren auf Kauffahrteischiffen.

Denkweise in der alten Heimath, sondern sie hatten auch dort noch nahe Verwandte, mit welchen sie fortwährend freundschaftlichen Verkehr unterhielten.

So fiel es dem Obersten nicht schwer, seinen Freund zur Theilnahme an der beabsichtigten Auswanderung zu überreden. Der Letztere war Wittwer, hatte, wie der Oberst, nur 2 Kinder, und fühlte sich glücklich, eine Schwester, welche die erste Jugend bereits hinter sich hatte, unter seinem Dache zu besitzen, die ihre ganze Sorge dem Haushalte ihres Bruders angedeihen ließ. Tante Mary, (man nannte sie nur so), äußerte weder Abneigung noch Schrecken bei der Aussicht, sich beständig in einer so entfernten Gegend anzusiedeln; und die beiden Familien zogen demgemäß mit aller ihrer beweglichen Habe an die Ufer des Ohio.

Der Oberst und sein Freund besaßen beide ein ansehnliches Vermögen; mit einem Theile davon betheiligten sie sich bei den Pelzhandlungscompagnieen, die damals einen ausgedehnten Handel im Nordwesten führten; sie erwarben ferner von der Regierung der vereinigten Staaten große Landstriche in geringer Entfernung von Marietta, auf denen jeder von ihnen sich ein liebliches Plätzchen zu seinem Gute oder Landhause auswählte. Ihre Häuser lagen unfern von einander und obgleich zuerst nur roh gebaut, erhielten sie nachgerade ein wohnlicheres Ansehen; es wurden Flügel angebaut, die Ställe erweitert, die Gärten und Obstgärten wohl umfriedigt und die daranstoßenden Wirthschaftsgebäude reichlich mit Pferden und Rindvieh angefüllt.

Die beiden ersten Jahre ging Alles glücklich: die Knaben Eduard Ethelston und Reginald Brandon liebten einander so zärtlich, als es die Väter nur wünschen konnten: der erstere, ungefähr 3 Jahre älter, besaß die ausgezeichnetsten Eigenschaften des Kopfes und Herzens und hielt den glühenden und etwas romantischen Reginald im Zaume: Beide waren

auf einer Schule in der Nähe von Philadelphia, als an einem schönen Junitage Herr Ethelston und Tante Mary hinüberspazierten, um Madam Brandon zu besuchen. Sie hatten die kleine, ungefähr 8jährige Eveline mit ihrer Amme zu Hause gelassen und blieben beim Obristen zu Tische. Eben wollten sie Nachmittags zurückkehren, als ein Knecht Ethelstons in das Zimmer stürzte, wo die beiden Herren allein saßen. Er war bleich, außer Athem und so bewegt, daß er nicht eine Silbe hervorbringen konnte: „Um's Himmels willen, sprich! Was ist vorgefallen!" rief Oberst Brandon aus.

Eine schreckliche Pause folgte: zuletzt keuchte er mehr, als er sprach, die Worte „die Indianer!" hervor und vergrub sein Gesicht in beiden Händen, als wollte er irgend ein schreckliches Schauspiel nicht mit ansehen.

Dem armen Ethelston erstarb der Laut im Munde. Die ahnungsvolle Angst eines Vaters überkam ihn.

„„Was ist's mit den Indianern, Kerl?"" sagte der Obrist ärgerlich; „„Tod und Teufel! wir haben bisher hier herum genug Indianer gesehn; was zum Henker, haben sie vorgenommen?"" Der Diener seufzte, schauderte zusammen, aber antwortete nicht.

Der Obrist verlor nun alle Geduld, und rief aus. „„Beim Himmel! der Anblick einer Rothhaut scheint den Kerl aus seinen 5 Sinnen herausgeschreckt zu haben! Ich wußte nicht, Ethelston, daß Sie Ihre Besitzung solch' einem Hasenfuße anvertrauten!""

Gereizt durch diesen Tadel erwiederte der Bursche: „Herr Obrist, so kühn sie auch sein mögen . . . und ob Sie gleich schon zwei oder drei Schlachtfelder gesehen haben . . . . ., wie man sich erzählt . . . . Sie hätten sich auch erschrocken, wenn Sie das gesehn hätten! Ich fürchte mich vor keinem Indianer — will sehn, wer's sagen kann! — aber in offenem Handgemenge . . . . oder in einem Scharmützel . . . .

„Glaub's gern, guter Mann," sagte der Obrist; „aber laß uns nicht länger warten — sag, was ist vorgefallen?"

„Ach . . . . sehn Sie, Herr Obrist . . . vor ungefähr 'ner Stunde arbeiteten Jacob und Elias im Felde hinter'm Hause . . . Die Amme ging draußen auf der Wiese mit Fräulein Eveline spazieren . . . auf einmal höre ich einen Lärmen, als ob alle Teufel los wären . . . im Nu sprangen 6, 8 bemalte Indianer aus dem Alpenrosengebüsch mit Büchsen und Tomahawks bewaffnet hervor . . . mordeten Jobs und Elias, ehe diese ihre Büchsen, die am Gatter lehnten, ergreifen konnten: dann stürzten zwei von ihnen hinter der Amme und dem Kinde her auf die Wiese hinaus . . . die Uebrigen brachen ins Haus, plünderten und steckten es in Brand . . . ."

„Meine Tochter!" rief der unglückliche Vater in Todesängsten.

„Todt, fürchte ich," rief der Bote, der diese entsetzlichen Nachrichten überbrachte. „Ich sah, wie der eine Teufel die Amme niederhieb und skalpirte und der Andere" . . . . . Er hielt ein, denn er sah Ethelston bleich, sprachlos mit entfärbten Lippen, die Hände ringend, und unfähig noch eine Frage zu thun, deren Beantwortung seine Verzweiflung auf den Gipfel gebracht hätte.

„Heraus damit! — laß uns das Schlimmste erfahren!" rief der Obrist, indem er zugleich seinen zitternden, unglücklichen Freund mit den Armen auffing.

„Ich sah den Tomahawk über dem zarten Kinde erhoben . . . ich versuchte aus meinem Verstecke hervorzuspringen und es zu retten . . . . da brach der Rauch und bie Flammen aus . . . ich stürzte in den großen Graben unten am Garten kopfüber ins Wasser; kam indessen heraus, erreichte den Platz . . . die rothen Teufel waren alle fort . . . Haus und S[illegible]n, Alles stand in lichten Flammen!"

Ethelston hatte nur die ersten Worte gehört; es war genug; sein Haupt sank auf seine Brust, sein ganzer Körper zitterte convulsivisch; und ein Gemisch von undeutlichen Lauten bebte eilig über seine Lippen; man konnte nur die Worte: „Meine Tochter,“ „Tomahawk,“ „Eveline“ . . . verstehen.

Die Aufzählung der Folgen dieses schmerzlichen Ereignisses gehört nicht hierher; man fand die Leichen der unglücklichen Feldarbeiter und der Amme; alle waren scalpirt; der Körper des Kindes ward nicht gefunden. Obgleich Oberst Brandon selbst sich an die Spitze einer Anzahl der erfahrensten Jäger stellte, um die Wilden zu verfolgen, so konnte man doch ihre Spur nicht entdecken: mit ihrer gewöhnlichen schlauen Vorsicht hatten sie sich in verschiedenen Richtungen durch den Wald geschlagen und vereitelten glücklich alle Versuche zur Entdeckung ihres Stammes oder des Weges, den sie genommen hatten. Boten wurden nach den Handelsplätzen Kaskaskia, Vincennes und selbst nach Genevieve und St. Louis gesendet; alle kehrten niedergeschlagen nach einer mühsamen und fruchtlosen Nachforschung zurück.

Ethelston erholte sich nie von diesen Unglücksschlägen: der Schlag rührte ihn mehrmals schnell hintereinander und er starb nach wenigen Monaten. In seinem Testamente bestimmte er der Tante Mary eine reichliche, jährliche Rente, und hinterließ den Rest seines Vermögens seinem Sohne Eduard, den er ganz unter die Aufsicht und Vormundschaft des Obristen Brandon stellte.

Der Letztere vermochte Tante Mary und ihren jungen Neffen zu ihm zu ziehen: hier fanden sie, nachdem die Zeit mit ihren lindernden Einflüssen ihren bittern Kummer gemäßigt hatte, die Bequemlichkeit, die Beschäftigungen, die Genüsse und die Freuden der Geselligkeit, die in dem Worte „zu Hause“ liegen. Eduard verband sich immer inniger mit seinem jüngern Spielgenossen Reginald; Tante Mary fand, außer

daß sie Mad. Brandon in der Erziehung ihrer Tochter unterstützte, Zeit genug zum Stricken und Nähen, zum Spinnen und Gemüsepflanzen, zum Lesen, den Kranken in der Nachbarschaft Arznei zu geben und alle diejenigen, welche gleich ihr unter der züchtigenden Hand der Vorsehung gelitten hatten, zu trösten.

Das waren die Umstände, welche (11 Jahre vor dem Anfang dieser Erzählung) das innige und väterliche Interesse, welches der Obrist für den Sohn seines Freundes fühlte, hervorgerufen und welches die hohen und schätzenswerthen Eigenschaften, die sich in Eduard's Character stufenweise entwickelten, noch erhöht hatten. Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, müssen wir dem Leser einige Einsicht in die frühere Geschichte des Obristen Brandon selbst und in die Ereignisse in dem Leben seines Sohnes Reginald verschaffen, welche Licht auf das später zu Erzählende werfen.

Zweites Capitel.

Enthält einen Bericht über die Heirath Obrist Brandons und die Folgen derselben.

George Brandon war der einzige Sohn eines jüngern Bruders, der Sprößling einer alten und vornehmen Familie, deren Mitglieder meistens treue Anhänger Jacobs gewesen waren, und Georgs Vater selbst hatte den größten Theil seines Vermögens bei einem fruchtlosen Versuche, die unzeitige und übelgeleitete Expedition Carl Eduard's im Jahre 1745 zu unterstützen, verloren.

Hierauf zog er sich auf das Festland zurück und starb. Seinem Sohne hinterließ er wenig mehr als sein Schwerdt, einige hundert Kronen und einen unbefleckten Namen. Der

junge Mann kehrte nach England zurück, und da er sehr hübsch, angenehm und gebildet war, sich auch zu benehmen verstand, so ward er von einigen seiner Verwandten und deren Freunden herzlich aufgenommen.

Auf einem der Besuche, die er in dem Hause eines Nachbars auf dem Lande ablegte, verliebte er sich sterblich in Lucy Shirley, die Tochter des reichsten Gutsbesitzers in der Gegend, der ein entschiedener Whig war und die Anhänger Jacob's mehr, als die Franzosen haßte. Da Georg Brandon's Liebe mit gleicher Gluth erwiedert ward, und der Gegenstand derselben ebenso jung und unerfahren, als er selbst war, so dienten alle die Hindernisse, die sich ihrer Verbindung entgegensetzten, nur dazu, ihre Flamme zu steigern; und nach mehrern, vergeblich wiederholten Versuchen von Seiten Lucy Shirley's, ihren Vater oder Bruder für die Heirath zu gewinnen, entfloh sie mit ihrem jungen Liebhaber. Durch eine rasche Flucht nach Schottland, wo sie sofort verheirathet wurden, vereitelten sie jeden Versuch zur Verfolgung.

Das junge Paar begann bald die traurigen Folgen seiner Unklugheit zu empfinden. Der alte Herr ließ sich nicht versöhnen; er wollte weder seine Tochter sehen, noch einen der vielen Briefe öffnen, in welchen sie ihn um seine Vergebung anflehte. Obgleich erzürnt, war er ein stolzer Mann und gewissenhaft gerecht in seinem ganzen Benehmen. Die Großmutter Lucy's hatte ihr 10,000 Pfund hinterlassen, die sie bei ihrem Eintritt in das 21. Jahre oder wenn sie sich mit der Einwilligung ihres Vaters vermählte, erhalten sollte. Der Vater erwog jene beiden Bedingungen: er sah ein, daß seine Tochter aus einer glänzenden Sphäre in eine vergleichungsweise niedere gesunken war. Selbst in seinem höchsten Zorne wünschte er nicht, daß sie Mangel litte und beauftragte demgemäß seinen Notar, Mrs. Brandon zu benachrichtigen, er habe Befehl, ihr jährlich 500 Pfund zu zah-

len, bis sie es für angemessen halten würde, die Zahlung des Kapitals zu verlangen.

Georg und seine Gemahlin kehrten nach kurzer Abwesenheit nach England zurück, und machten häufige Versuche, durch Bitten und Unterwürfigkeit des alten Herrn hartnäckigen Haß zu besiegen. Alles war umsonst. Eben so vergeblich suchten sie den jungen Herrn für sich zu gewinnen, einen ausgelassenen jungen Mann, der sich unter Hunden und Pferden umhertrieb, und von seinem Vater den Geschmack für altes Porterbier und den Widerwillen gegen die Torys geerbt hatte. Seine Antwort auf einen Brief Georgs, worin er ihn um seinen Beistand zur Herbeiführung einer Versöhnung zwischen Lucy und ihrem Vater bat, wird besser als eine genauere Beschreibung seinen Charakter beleuchten. Sie lautet, wie folgt:

„Mein Herr!

„Als meine Schwester gegen meines Vaters Einwilli„gung einen Anhänger Jacobs heirathete, ging eine Närrin „zuMarkte; sie muß nun sehn, wie sie mit ihrem Handel „fertig wird. Der Vater ist kein solcher Narr, daß er sich „jetzt durch ihre schönen Worte täuschen ließe. Obgleich „man sagt, ich sei in der Schule nicht gar zu weit ge„kommen, so müssen Sie doch bessern Speck in die Falle „thun, ehe Sie fangen

Marmaduke Shirley jun."

Es läßt sich denken, daß Georg Brandon nach Empfang dieses Briefes nicht ferner die Unterhandlungen mit Lucy's Bruder zu erneuern suchte. Da sie ihm bereits mit einem kleinen Knaben beschenkt hatte, so begann er ernstlich über die Mittel nachzudenken, seine Vermögensumstände zu verbessern.

Einer seiner vertrautesten und geachtetsten Freunde, Digby Ethelston, der, wie er, jüngerer Sohn einer alten Familie und daher ohne Erbe war, war in seiner Jugend nach

Amerika gegangen und hatte durch ausdauernden Gewerbsfleiß ein ansehnliches Vermögen gewonnen. In den südlichen Colonieen hatte er die Tochter eines alten französischen Pflanzers geheirathet, der das Marquisat, zu dessen Besitze er in seinem Vaterlande berechtigt war, verlassen hatte, um in Frieden und Ruhe unter dem Zuckerrohr und den Baumwollenstauden Luisianas zu leben. Ethelston hatte zugleich mit seiner Frau einen beträchtlichen Zuwachs zu seinem Vermögen erhalten und sie waren in Begriff, über den atlantischen Ocean zurückzukehren, nachdem er alle die Geschäfte beseitigt hatte, die ihn nach England gebracht hatten.

Seine Erzählungen von der neuen Welt machten einen tiefen Eindruck auf den sanguinischen Brandon und er schlug seiner Frau vor, mit ihrem Kinde nach Amerika auszuwandern. Die von ihrer eigenen Familie abgeschnittene, ihrem Manne innig ergebene Lucy machte nicht die geringsten Schwierigkeiten, und so kamen sie bald überein, Ethelston's zu begleiten.

George machte nun dem Sachwalter Herrn Shirley's, einem trockenen, nüchternen Actenmenschen, seine Aufwartung, um ihn von ihrem Plane und dem Wunsche, das Kapital Lucy's ausbezahlt zu erhalten, in Kenntniß zu setzen Der Sachwalter nahm ein staubiges schwarzes Blechfutteral worauf die Worte: „Marmaduke Shirley Esq. Shirlei Hall N. 7." standen, herab und sagte, nachdem er seine Instruction sorgfältig durchgelesen hatte: „Mrs. Brandon Erbschaft, mein Herr, wird am ersten Juli ihrem Bevollmächtigten, der eine Quittung in Form Rechtens auszustellen beauftragt ist, gezahlt werden."

„„Mein Herr,"" sagte Georg zögernd, „„wir gehen über See, wir kehren vielleicht niemals wieder; sollten Si nicht glauben, daß Herr Shirley seine Tochter noch einma ·hen und ihr seinen Segen

Der Actenmensch vertiefte seine scharfe Nase wiederum in das Papier und nachdem er dessen Inhalt genau durchgemustert hatte, entgegnete er: „Mein Herr, ich finde in dieser Instruction nichts über diesen Punkt. Guten Morgen, Herr Brandon! Johann, führe Herrn Waltham herein.“

Georg ging niedergeschlagen nach Hause und der pünktliche Sachwalter versäumte nicht, den alten Herrn sofort von der beabsichtigten Auswanderung des jungen Paares und seiner Bitte um Auszahlung der Lucy zukommenden Summe zu unterrichten. Trotz seiner langgehegten Vorurtheile gegen Georg Brandon's royalistisch gesinnte Familie, trotz seines Aergers über die Entführung war er mit der Zeit friedlicher gesinnt worden durch das, was er von dem tadellosen Lebenswandel des jungen Mannes hörte und durch das achtungsvolle Benehmen, welches er gegen die Familie seiner Gemahlin zeigte; denn einst hatte es sich ereignet, daß einige junge Leute seines Umgangs sich tadelnd über die Hartnäckigkeit und den Geiz des alten Herrn auszusprechen erlaubt hatten; diese Sprache hatte Georg augenblicklich und mit Unwillen gerügt: „daß ich seine Tochter,“ sagte er, „wider seinen Willen geheirathet habe, läßt sich nicht rechtfertigen; und hat er ihr auch nicht vergeben, so hat er sich doch gerecht und ehrenvoll benommen. Jede unehrbietige Aeußerung über den Vater meiner Gemahlin werde ich stets als eine persönliche Beleidigung betrachten.“

Dies war zufällig dem alten Herrn zu Ohren gekommen, und wenn er auch immer noch zu stolz und hartnäckig war, um sich zu einer Versöhnung zu verstehen, so sagte er doch zu dem Sachwalter: „Perkins, ich mag mich mit diesem heillosen Pack nicht versöhnen; ich mag nichts mit ihnen zu thun haben; aber ich will Lucy noch einmal sehen, ehe sie abreist; sie darf mich aber nicht sehen. Machen Sie es, wie Sie wollen: ersuchen Sie sie, in ihr Haus zu kommen und

persönlich die Quittung über 10,000 Pfund zu unterzeichnen. Sie können mich in einen Schrank stecken, ins nächste Zimmer, wohin Sie wollen; eine Glasthür genügt; — Sie verstehen?“

„„Ja, mein Herr. Wann?““

„O, je eher, je besser; wann die Papiere bereit liegen.‘

„„Soll geschehen, Herr!““ — Und so schloß die Unterredung.

Unterdessen machte Georg einen letzten Versuch; er schrieb in männlichen und zugleich achtungsvollen Ausdrücken einen Brief an den alten Herrn, worin er die Fehler zugab, die er begangen hatte, zugleich aber auch die Hoffnung aussprach, daß dieser langen, dieser letzten Trennung die Vergebung vorhergehen möchte.

Dieser Brief kam uneröffnet wieder zurück. Um Lucy den Kummer und die Betrübniß seines tiefbewegten, verwundeten Herzens zu verheimlichen, sah er sich genöthigt, viele Stunden vom Hause entfernt zu bleiben; und als er heimkehrte, war seine Stirn umwölkt.

War auch das Schicksal des jungen Paares nicht gerade das glücklichste, so bildete es in einem Punkte eine starke Ausnahme von den gewöhnlichen Folgen einer so geschlossenen Verbindung; sie waren einander in innigster Liebe ganz ergeben: und war auch Lucy einmal, nur einmal, eine ungehorsame Tochter gewesen, so war sie die liebevollste und gehorsamste Gattin.

Der Zahlungstag kam heran. Herr Perkins hatte alle seine Anordnungen nach der Angabe seines reichen Clienten getroffen: und als sie in Begleitung ihres Gemahls in die St[illegible] Sachwalters trat, ahnete sie nicht, daß ihr Vater nur durch eine schwache Thür von ihr getrennt war. Diese war etwas geöffnet und so konnte er sie sehen und jedes Wort hören, welches sie sprach.

Herr Perkins übergab die Quittung Georg Brandon zugleich mit dem Vertrage, wodurch seine Gemahlin in den Besitz der 10,000 Pfund gesetzt ward, und sagte zu ihm: „Würde es nicht besser sein, mein Herr, nach ihrem Sachwalter zu schicken, damit er diese Papiere statt Ihrer und Mrs. Brandon's durchsähe, ehe sie die Quittung unterzeichnet?"

„„Erlauben Sie mir zu fragen, mein Herr,"" entgegnete Georg, „„ob Herr Shirley diese Papiere durchgelesen und sie hier niedergelegt hat, damit seine Tochter unterzeichne?""

„Allerdings, mein Herr," sagte der Sachwalter, „auch ich habe sie durchgesehen; Sie glauben doch nicht, mein Herr, daß mein Client das Kapital auszahlen würde, ohne gewiß zu sein, daß die Quittung regelrecht und in Form Rechtens sei?"

„„Dann bin ich zufrieden gestellt, mein Herr,"" entgegnete Georg, indem seine schönen Züge einige Verachtung ausdrückten, „„Herr Shirley ist ein Mann von Ehre und zugleich Vater; was er auch seiner Tochter zur Unterzeichnung gesandt hat, es wird ihre Interessen eben so wirksam sichern, als wenn ein Dutzend Advocaten es durchgesehen hätten.""

Beim Schlusse dieser Rede ließ sich undeutlich ein „Hm!" von dem verschanzten alten Herrn hören; Herr Perkins, um dies zu vertuschen, sagte: „Aber, mein Herr, es ist nicht gebräuchlich, Papiere von dieser Wichtigkeit ohne Prüfung zu unterzeichnen."

„„Lucy, meine Liebe,"" erwiederte Georg, indem er sich mit einem liebevollen Lächeln vertraulich zu seiner Gattin wandte, „„um Herrn Perkins zu verbinden, will ich diese beiden Papiere aufmerksam durchlesen: setze Dich eine Minute, da sie etwas lang sind."" So sagend machte er sich sogleich an das Geschäft.

Inzwischen machte Lucy, schmerzlich bewegt und aufgeregt, einige Versuche, Herrn Perkins anzureden; aber die Stimme versagte ihr, sobald sie ihre Augen auf die starren, unveränderlichen Züge dieses Herrn richtete; zuletzt jedoch glückte es ihr, mit einer verzweifelten Anstrengung, ängstlich zu fragen: „„Herr Perkins, haben Sie meinen Vater in letzter Zeit nicht gesehen?““

„Ja, Madam,“ sagte der Sachwalter, indem er seine Feder spitzte.

„„Ach! sagen Sie mir, wie er sich befindet! — Ist er die Gicht losgeworden? — Kann er, wie sonst, nach seinem Gute reiten?““

„Er ist wohl auf, Madam, ganz wohl auf, glaub' ich.“

„„Werden Sie ihn bald wiedersehen, mein Herr?““

„Ja, Madam, ich muß ihm diese Papiere zeigen, wenn sie unterzeichnet sind.“

„„O! dann sagen Sie ihm, daß seine Tochter, die ihm nur einmal ungehorsam war, bitter ihren Fehler beweint hat; daß sie ihn wahrscheinlich in dieser Welt nie wiedersehen werde; daß ich täglich in meinem Gebete den Segen des Himmels auf ihn herabflehe. O, sagen Sie ihm, ich beschwöre Sie, da Sie ein Ehrenmann sind, sagen Sie ihm, daß ich froh über das Weltmeer gehen — froh die Jahre der Krankheit, der Entbehrung tragen — zufrieden sterben könnte, wenn ich nur meines theuern, theuern Vaters Segen hätte.““ Die junge Frau war, während sie dies sagte, ohne es zu wissen, unbewußt vor dem Manne des Gesetzes auf ein Knie niedergesunken uud ihre thränenvollen Augen waren mit ernstem Flehen auf seine Züge gerichtet.

Wieder ließ sich ein undeutliches Geräusch, wie ein unterdrückter Seufzer, oder ein verhaltenes Schluchzen hinter

Thür hören; der Sachwalter wischte seine Brille und sagte, indem er sein Gesicht wegwandte, um ein Gefühl zu verbergen, dessen er sich fast schämte: „Ich will ihm Alles nach ihrem Wunsche sagen, Madam; und wenn ich irgend einen Befehl empfange, etwas zu erwiedern, so will ich es treulich und ohne Zeitverlust thun."

„„Ich danke Ihnen, danke Ihnen tausend mal,"" sagte Lucy: nahm ihren Sitz wieder ein und suchte wieder Festigkeit zu erringen.

Unterdessen hatte Georg die Papiere überlaufen; und obwohl er die Bitte seiner Gemahlin an den Sachwalter gehört hatte, mochte er sie nicht unterbrechen, noch ihr irgend ein Hinderniß in den Weg legen, sich über einen Gegenstand auszusprechen, der, wie er wußte, ihr so sehr am Herzen lag. „„Ich bin vollkommen befriedigt, mein Herr,"" sagte er; „„belieben Sie nur die Zeugen herbeizuschaffen und Mrs. Brandon wird unterzeichnen.""

Demgemäß wurden die beiden Schreiber des Herrn Perkins dazu aufgefordert. Die Quittung ward in ihrer Gegenwart unterzeichnet und sie zogen sich zurück. Jetzt zog Herr Perkins ein anderes Papier aus den Blättern eines Buches, welches auf seinem Tische lag, und sagte: „Herr Brandon, nachdem die Quittung unterzeichnet und bezeugt worden ist, habe ich ferner von Herrn Shirley den Auftrag, Ihnen zu eröffnen, daß, obwohl er seinen Entschluß nicht ändern kann, seine Tochter nie wiederzusehn, oder mit Ihnen in Briefwechsel zu bleiben, er dennoch wünschte, daß sie in Amerika sich nicht in beengten Umständen befinden möchten. Demgemäß hat er mich ermächtigt, diesen Wechsel von 5000 Pfund auf seinen Banquier in ihre Hände niederzulegen."

„„Herr Perkins,"" entgegnete Georg, in einem zugleich traurigen und doch stolzen Tone, „„Herr Shirley hat, obwohl er ehrenwerth handelte, nur gerecht gehandelt und so,

wie er mit Fremden verfahren sein würde, indem er die 10,000 Pfund, das Vermögen meiner Frau auszahlen ließ; hätte er es für gut gehalten, auf die wiederholten Bitten meiner Frau und meiner eigenen, um Vergebung und Versöhnung zu hören, so würde ich von ihm, als von einem Vater, dankbar als eine Gunstbezeugung das angenommen haben, was er uns zu geben beabsichtigt; aber, mein Herr, da er es ausschlägt, mich unter seinem Dache zu sehen, ja sogar seinem liebenden und reuevollen Kinde beim Scheiden den Segen verweigert, so will ich lieber ums tägliche Brod arbeiten, als von ihm eine einzige Guinee zum Geschenk annehmen.""

Bei diesen Worten zerriß er den Wechsel und warf die zerknitterten Stücke auf den Tisch vor den erstaunten Sachwalter. Die arme Lucy weinte noch immer; jedoch versicherte ein Blick ihren Gatten, daß sie seine Gesinnung theile. Etwas artiger fügte er hinzu: ""Herr Perkins, empfangen Sie meinen Dank für ihre Güte."" Hiermit bot er Lucy den Arm und wandte sich, um das Zimmer zu verlassen.

Drittes Capitel.

Enthält einen fernern Bericht von Oberst Brandon, seiner Gemahlin und der Erziehung seines Sohnes Reginald. —

Während die im obigen Kapitel beschriebene Scene auf der Stube des Sachwalters vorging, kämpften wild und stürmisch die Gefühle in der Brust des lauschenden Vaters; mehr als einmal war er auf dem Punkte gewesen ins Zimmer zu stürzen und seine Tochter in die Arme zu schließen; aber der Stolz, welcher uns im Leben so manche bittere Stunde der Reue und trüber Rückerinnerung verursacht, hielt

ihn hartnäckig ab und kämpfte den Drang der Liebe in seinem Vaterherzen zurück: als sie sich jedoch mit ihrem Gatten wandte, um das Zimmer zu verlassen, hatte er, ohne es selbst recht zu wissen, die Thür geöffnet, auf deren Schloß seine Hand ruhete, als er einen letzten Blick in die so lange geliebten theuren Züge zu erlangen versuchte, einen letzten Blick in das Antlitz, welches er einst geliebkos't hatte. Da die Thür etwas geöffnet war, so schlüpfte ein niedliches, kleines Wachtelhündchen, sein Lieblingshund, der ihn auf Tritt und Schritt begleitete, durch die Oeffnung und sprang und hüpfte bellend und außer sich vor Freude um Lucy herum, die er erkannte.

„Himmel!" rief sie aus, „das ist . . . das muß Fan sein!" Zu jeder andern Zeit würde sie ihn zärtlich geliebkost haben: jetzt beschäftigte sie nur ein einziger Gedanke — zitternd hing sie am Arm ihres Gatten und flüsterte: „Georg, Väterchen muß hier sein!" Im nämlichen Augenblick entdeckte ihr suchendes Auge die halberöffnete Thür, die der bewegte Gutsherr noch immer in der Hand hatte, riß sich von ihrem Gemahl los, und flog, wie von einem Instinct getrieben, ins anstoßende Gemach und fiel ihrem Vater zu Füßen.

Herrn Perkins kam das ganz ungelegen; in der äußersten Bestürzung wollte er ihr mit dem Rufe: „Hier hinaus! Madam, hier hinaus, dies ist die rechte Thür," folgen, als Georg Brandon seine Hand auf des Sachwalters Arm legte und eindringlich sagte: „Bleiben Sie, Herr, dies Zimmer ist heilig!" Damit führte er ihn zu seinem Stuhle zurück. Sein lebhafter Geist hatte im Nu die Richtigkeit der Vermuthung Lucy's erfaßt, und sein richtiges Gefühl lehrte ihn, daß kein Dritter, selbst er nicht, sich zwischen Vater und Tochter drängen dürfe.

Der alte Herr konnte nicht lange widerstehen, als der Thränenstrom seiner einst geliebten Lucy auf seine Hand nie-

derkropfte und sie mit halberstickter Stimme und lautem Schluchzen um seine Verzeihung und seinen Segen bat. Vergebens bot er allen Stolz, der ihm zu Gebote stand, alle seine Kraft, den ganzen Zorn, der ihn beseelte, auf; die Natur wollte ihre Rechte behaupten; eine Minute später ruhete das Haupt seines Kindes an seinem Busen und über sie gebeugt flüsterte er: „Ich vergebe Dir, Lucy, und mag Gott Dich segnen, wie ich Dich segne."

Die Unterredung dauerte hierauf noch eine Zeit lang fort; Lucy schien um eine Gnade zu bitten, die sie nicht erlangen konnte; allein ihre Thränen, ihre alten, vertraulichen, kindlichen Liebkosungen hatten einen Theil ihrer frühern Macht über den alten, hitzigen, aber herzensguten Herrn wiedergewonnen; in einem Tone, worin die volle Freude ihrer Seele lag, einem Tone, der selbst den kalten Mann des Gesetzes durch und durch erschütterte, rief sie aus: „Georg! Georg komm herein!" Er sprang von seinem Sitze auf und lag im andern Augenblicke zu den Füßen ihres Vaters. Da, als er an Lucy's Seite kniete, legte der alte Herr eine Hand auf jedes Haupt und sprach: „Meine Kinder, Alles, womit ihr mich beleidigt und gekränkt habt, ist vergessen; fahret fort euch einander innig zu lieben, und möge Gott euch mit seinen schönsten Segnungen erfreuen!" Georg Brandon's Herz war voll; er konnte nicht sprechen; aber er zog seine Gattin innig an das Herz, küßte ihres Vaters Hand und zog sich in eine Ecke zurück, wo er einige Minuten stumm und tief erschüttert von unaussprechlichen Gefühlen, verblieb.

Die Folgen dieser glücklichen und unerwarteten Versöhnung gehören nicht hierher. Die Anweisung auf den Banquier ward nochmals geschrieben, verdoppelt und angenommen. Georg beharrte bei seinem Wunsche, seinen Freund nach Virginia zu begleiten. Ethelston versicherte ihm, daß, wenn er vorsichtig speculire und das Geld mit Umsicht anlege, dort

mit 20,000 Pfund leicht ein für ihn und seine Familie hinlängliches Vermögen zu erwerben sei.

Wie mächtig ist die Gewalt der Umstände! Wie dünn sind oft die Fäden, an welche die Vorsehung das Glück der Menschen knüpft! Hier hing der Segen oder der unerweichte Zorn eines Vaters, die Freude oder die Verzweiflung einer Tochter, der Friede oder die Uneinigkeit einer Familie, Alles, Alles von dem Gebell und den Schmeicheleien eines Hündchens ab! Denn der feste, alte Mann hatte seinen Entschluß gefaßt; und er würde ihn gehalten haben, wäre nicht Lucy seine Gegenwart gewahr geworden, hätte sie nicht mit ihrem inständigen, bekümmerten Flehen die Stimme der Natur unterstützt und alle Bollwerke seines Zornes niedergeworfen.

Der junge Shirley befand sich gerade in Paris, wohin sein Vater ihn geschickt hatte, um die Welt zu sehen und fechten zu lernen. Lucy schrieb einen Brief an ihn, worin sie ihm die glückliche Versöhnung anzeigte und ihn bat, an der allgemeinen Freude ihrer Herzen Theil zu nehmen.

Die Vorbereitungen zur Reise waren bald beendet; die Cajüte eines geräumigen Schiffes, welches die gange Gesellschaft nach Norfolk in Virginien bringen sollte, gemiethet. Der alte Shirley that keinen Einspruch, indem er erwägte, daß Georg Brandon zu alt sei, um in England ein Geschäft zu begründen, und daß er seine Zeit und seine Anlagen vortheilhafter in der neuen Welt nützen könne.

Wir übergehen eine Reihe von Jahren, deren Ereignisse wenig Einfluß auf unsere Erzählung haben, und unterrichten den Leser bloß, daß Brandon, der sein Geld nach Ethelstons Rath anlegte, in allen seinen Unternehmungen höchst glücklich war. Im Laufe von ungefähr zwei Jahren beschenkte Lucy ihren Gemahl mit einem kleinen Mädchen, die nach ihr genannt wurde. Im folgenden Jahre ward auch Mrs. [illegible] ner Tochter entbunden; ihre dritte Schwan-

gerschaft war nicht so glücklich; sie starb im Kindbett und hinterließ ihrem Gatten den ungefähr neunjährigen Eduard und die kleine einjährige Eveline.

Bei dieser traurigen Gelegenheit überredete er seine Schwester, aus England zu ihm zu kommen und seinen Kindern Mutter zu sein. Diese Pflicht übernahm und erfüllte sie mit der Liebe und Hingebung der zärtlichsten Mutter.

Im Laufe der Zeit brach der Krieg aus, welcher mit der Unabhängigkeit der Colonien endete. Bei seinem Beginn blieben Brandon und Ethelston beide der Krone getreu; späterhin jedoch überzeugten sich Beide allmählig von der Ungerechtigkeit und der politischen Tacktlosigkeit der von England gestellten Forderungen. Brandon suchte um eine Unterredung mit Washington nach; die Gründe und der Character dieses großen Mannes bestimmten ihn: er vereinigte sich mit der Unabhängigkeits-Parthei, erhielt eine Befehlshaberstelle und zeichnete sich so aus, daß ihm die Achtung seines Chefs zu Theil wurde. Sobald der Friede geschlossen war, beschloß er aus oben angegebenen Gründen, seinen Wohnort zu vertauschen und überredete Ethelston, ihn mit seiner Familie zu begleiten.

Nach dem schrecklichen, häuslichen Unglücke, dessen wir im ersten Kapitel gedachten und dem frühzeitigen Tode Ethelstons, sandte Obrist Brandon den Sohn seines verewigten Freundes zu einem entfernten Verwandten nach Hamburg, mit dem Wunsche, ihm eine vollkommene Erziehung, wie sie sich für einen Kaufmann und freien Bürger zieme, geben zu lassen. Zugleich bestimmte er, daß er zwei Jahre auf einer deutschen Universität studiren solle.

Indessen war der alte Shirley gestorben; sein Sohn und Nachfolger hatte in seiner Sonderlingsmanier an seine Schwester einen Brief geschrieben, worin er bat, sie solle ihren Jungen nach England senden, er wolle „einen Mann aus

ihm machen.“ Obrist und Mrs. Brandon beschlossen nach reiflicher Erwägung, sein Anerbieten zu benutzen; und Reginald ward demgemäß zu seinem Onkel hinübergesandt, welcher versprochen hatte, ihn sofort in Oxfort im Collegium unterzubringen.

Als Reginald ankam, drehte ihn Marmaduke Shirley ein halbes Dutzendmal herum, befühlte seine Arme, bohrte mit der Faust in seine Rippen, beguckte seine frischrothen Wangen und den blonden Bart, über den nie ein Barbier gekommen war, und rief einem seiner lustigen Jagdbrüder, der dabeistand, zu: „Will verflucht sein, wenn das nicht einer von der richtigen Sorte ist. Nicht wahr, Heinz?“ Wenn dem Onkel schon die Erscheinung des jungen Mannes gefiel, so gerieth er in vollständiges Entzücken, als er ihn als einen vollendeten Gentleman kennen lernte; denn Reginald konnte es mit dem ersten besten Jäger im ganzen Gutsbezirke aufnehmen, saß wie ein junger Centaur zu Pferde und seine Sicherheit im Schießen mit der Büchse machte den Squire*) ganz verdutzt. „Wenn der nicht von echtem Schrot und Korn ist, so will ich nicht Marmaduke Shirley heißen,“ sagte er; und auf einen Augenblick flog eine Wolke über seine sonst heitere Stirn, denn er erinnerte sich, daß er gefreit und geheirathet hatte, und jetzt als kinderloser Wittwer allein stand.

Obgleich Reginald auf Shirley's Gute mit der seinem

---

*) Von Rechtswegen kommt dieser Titel in England den Söhnen der Baronets, den Barristers (plädirende Rechtsgelehrte) und andern öffentlichen Beamten zu. Aus Höflichkeit giebt man ihn Manchen, denen er nicht zukommt (z. [illegible] lern, Gelehrten) 2c. Der Besitz liegender Grü[illegible] nicht, obgleich man diejenigen, welche liegende [illegible] vorzugsweise so nennt. — — — Kü[illegible] Stück 3. Seite 32.

Alter und Character natürlichen Gluth dem Jagdvergnügen oblag, so ärgerte den Squire doch sein anhaltendes und ausdauerndes Studiren. Umherlaufen und Schießen, dachte Reginald, sind Fähigkeiten, die ich auch in den Wäldern von Virginien hätte erlangen und ausbilden können. Er hielt es für eine heilige Pflicht gegen seine Eltern, dem Vertrauen, welches sie auf ihn gesetzt hatten, zu entsprechen und nützlichere Kenntnisse mit sich zurückzubringen.

Aus diesem edeln Beweggrunde und mit diesem Vorsatze begann er seine Studien; sein schneller Verstand faßte die Schönheiten, die sich ihm boten, je mehr er in ihnen vorrückte, auf, und lernte sie mehr und mehr schätzen. Schriftsteller, in deren Werken er wenig mehr als Schwierigkeiten erwartet und vermuthet hatte, wurden ihm bald leicht und vertraut; und was er sich anfangs als eine Pflicht auferlegt hatte, ward binnen Kurzem für ihn eine Quelle des reichsten Genusses.

In den Ferien besuchte er seinen lustigen Onkel, der nie ermangelte, ihn als einen „Lateinkrämer" und einen „Bücherwurm" zu verspotten; aber Reginald ertrug die Scherze seines Onkels mit eben so heiterer Laune, als dieser sie machte; und wenn er bei einer starken Hetzjagd den Squire oder Jäger „abgefangen" hatte, unterließ er nie, die ihm über seine Reitkünste gemachten Complimente mit einem „hübsch genug für einen Bücherwurm, Onkelchen," zu erwiedern. Bald ward es allen Pächtern, Dienern, ja selbst der [illegible]en Nachbarschaft offenbar, daß Reginald einen despoti[illegible] Einfluß auf den Squire ausübte, der im Stillen aber [illegible]amkeit an seinen Neffen achtete, welche er sich di[illegible] [illegible]herlich zu machen.

[illegible] ehrenvoll und mit allgemeinem Lobe pro[illegible] [illegible] er ein glühendes Verlangen, seine[illegible] [illegible]en Eduard Ethelston in Deutschlan[illegible]

zu besuchen; nicht minder begierig war er, einige Theile des Festlandes zu sehen und die fremden Sprachen zu studiren. Er äußerte diesen seinen Wunsch ohne Umschweif gegen den Squire, der diese Mittheilung mit unverhehlter Mißbilligung vernahm: „Was, zum Teufel, braucht der Junge zu verreisen? noch nicht zufrieden, zwei oder drei Jahre mit Deinem Hocken über Latein und Griechisch, über Mathematik und die andern höllischen „Iks und Ologies," *) vergeudet zu haben, mußt Du auch noch über den Kanal gehen, um Sauerkraut, magere Suppen und Frösche zu essen! Nichts mehr davon, Herr." Um seinen Zorn in voller Gluth zu erhalten, schürte der Squire heftig das Feuer.

Trotz dieser bestimmten, abschläglichen Antwort setzte Reginald, wie gewöhnlich, seine Sache durch und war binnen wenigen Wochen am Bord eines Packetboots, das nach Hamburg bestimmt war. Seine Börse hatte der Squire wohlgefüllt, der ihm empfahl, Alles zu sehen, was zu sehen wäre und ihm einschärfte, sich nicht von den Kerlen in irgend einem Punkte „abkappen" zu lassen. Auch war Reginald wohl versehen mit Creditbriefen in weit höherem Betrage, als er verlangte; aber die erste Andeutung seines Wunsches, einen Theil der Freigebigkeit des Squire abzulehnen, erregte einen solchen Sturm, daß unser Held sich gern fügte.

---

*) z. B. Logik, Metaphysik, Mechanik, Statik &c. und Physiologie, Ontologie, Theologie, Philologie &c.

Viertes Capitel.

Abentheuer Reginald Brandon's und seines Freundes Ethelston auf dem Festlande. Fernere Vorfälle auf Squire Shirley's Gute. Die Rückkehr Brandon's in seine Heimath. Freunde der Parforcejagd werden in diesem Capitel einen unvollkommenen Reiter auf einem vollkommenen Jagdpferde finden.

Reginald traf mit seinem treuen und innig geliebten Freunde Eduard Ethelston in Hamburg zusammen und die beiden jungen Leute beschlossen mit einander zu reisen. Die Vertraulichkeit ihrer Knabenjahre reifte zu einer besonnenern und gediegenern Freundschaft, die auf gegenseitiger Achtung beruhte. An persönlichen Vorzügen war Reginald seinem Freunde bei weitem überlegen; er war ungewöhnlich groß und stark gebaut, allein seine Glieder standen in so symmetrischem Verhältnisse, daß seine Größe und die gewaltige Muskelkraft seiner Brust und Schenkel durch die Anmuth, womit er sie bewegte und den Anstrich feiner Erziehung, die ihn auszeichnete verdeckt wurden. Sein Antlitz war edel, ausdrucksvoll und offen; und wenn gleich das Feuer seiner dunkeln Augen leicht erregbare Leidenschaften bekundete, so thronte doch eine Freimüthigkeit auf seiner Stirn, schwebte doch ein Lächeln um seinen Mund, die einen gutmüthigen, unbesorgten und arglosen Sinn bezeugten.

Ethelston, wie wir erzählt haben, drei Jahre älter als sein Freund, war von mittlerer Statur, thätig und wohlgebaut: sein Haar und seine Augenbraunen vom glänzendsten Schwarz und sein Antlitz ernst und gedankenvoll; um die vollen, festen Lippen lag ein unverkennbarer Ausdruck von Entschlossenheit. Die Gewohnheit des Studirens hatte bereits auf seine hohe, geistvolle Stirn ihre Spuren eingeschrieben, so daß man ihn auf den ersten Blick leicht bloß für einen ernsten Gelehrten halten konnte. Bald aber zeigte sich der

Mann von practischem Geiste und gebietendem Character. Ein tiefer melancholischer Zug, der seinem Gesichte schon eigenthümlich geworden war, schrieb sich von dem Tode seines Vaters, welchen der Kummer in ein frühes Grab gesenkt hatte, und von dem Verluste seiner kleinen Schwester her, der er zärtlich zugethan gewesen war. Die beiden Freunde liebten einander wie Brüder; jeder fand jetzt nach einer Trennung von wenigen Jahren in dem Andern neue, glänzend entwickelte, achtungswerthe Eigenschaften.

Da der Zustand Europa's im Herbste 1795 weite Ausflüge nicht begünstigte, so begnügte sich Ethelston, seinem Freunde alles Beachtungswerthe im nördlichen Deutschland zu zeigen und unterstützte ihn zugleich in der Erlernung der reichen aber schwierigen Sprache dieses Landes. Auf Reginald, welcher sich den Winter über viel zu den Studenten auf den Universitäten gesellte, ging zum Theil die Begeisterung derselben für die Befreiung ihres Vaterlandes von dem Joche der französischen Republik über; er erfuhr, daß eine große Anzahl von Ethelston's Bekannten in Hamburg im Frühjahr zu einem Corps Freiwilliger aus den Hansestädten zu stoßen beschlossen hatte, das unter den Fahnen Erzherzogs Carl zu fechten bestimmt war. Unsere beiben Freunde wurden von dem Strome mit fortgerissen und ließen sich in einer kleinen, aber thätigen und tapfern Abtheilung Scharfschützen anwerben, welche befehligt war, auf den Flanken eines großen östreichischen Infanteriecorps zu agiren. Mehr als einmal brachte unsern Reginald sein ungestümer Muth in Lebensgefahr. In der Schlacht bei Amberg, wo der Erzherzog den General Bernadotte zurückschlug, empfing er zwei Wunden, die einen Mann von weniger fester Gesundheit dienstunfähig gemacht haben würden. Vergebens ermahnte Ethelston, der Tapferkeit mit kühlem Muthe verband, seinen Freund, sich weniger leichtsinnig auszusetzen. Reginald ver-

sprach es, aber stets vergaß er in der Hitze der Schlacht seines Versprechens.

Nach seiner Wiederherstellung sandte der commandirende Officier, der seine furchtlose Kühnheit, eine Eigenschaft, die bei einem scharmuzirenden Corps unschätzbar ist, wahrgenommen hatte, zu ihm und bot ihm Beförderung an. „Mein Herr," sagte Reginald bescheiden, „ich danke Ihnen herzlich, aber ich muß die mir angetragene Ehre ausschlagen. Ich bin zu unerfahren, Andere anzuführen; mein Freund und Camarad Ethelston ist drei Jahre älter als ich, in der Schlacht stets an meiner Seite, nicht selten auch vorauf; er besitzt ein reiferes Urtheil; jede Beförderung, die mich ihm vorzöge, würde mir sehr schmerzlich sein." Er verbeugte sich und ging. Am folgenden Tage überreichte der nämliche Officier, der Reginalds Verhalten gegen den Erzherzog erwähnt hatte, beiden Freunden von Seiten desselben die goldne Ehrenmedaille. Diese Auszeichnung war Reginald um so angenehmer, da er wußte, daß er es gewesen, der Ethelstons Verdienste zur Kenntniß seines Chefs gebracht hatte.

Sie dienten während der letzten Zeit des Feldzuges, in welchem die Waffen der streitenden Partheien abwechselnd siegreich waren; gegen das Ende desselben bewirkte der Erzherzog geschickt die Vereinigung seiner Streitkräfte mit dem Armeecorps unter dem General Wartenleben und zwang die Franzosen, Franken zu räumen und sich nach der Schweiz zurückzuziehen.

Diesen Rückzug leitete General Moreau sehr geschickt; verschiedene Male machte die französische Arriergarde hartnäckig Stand gegen die Verfolger, unter denen Reginald und seine Camaraden immer die vordersten waren.

Einmal hielt die französische Armee eine so feste Stellung besetzt, daß sie nicht ohne schweren Verlust auf beiden Seiten daraus vertrieben werden konnte. Selbst nachdem der

Kern des Heeres zum Rückzuge gezwungen worden war, blieb ein tapferes Häuflein zurück, welches entschlossen schien, zu siegen oder auf dem Felde zu bleiben. Vergebens riefen ihnen die Anführer der Oestreicher, ihre begeisterte Tapferkeit bewundernd, zu, sich zu ergeben; ohne einen Fuß breit zu weichen fielen sie fechtend, wo sie standen. Reginald machte die verzweifeltsten Anstrengungen, ihren jungen Befehlshaber zu retten, dessen ritterliche Erscheinung und glänzend geschmückte Uniform trotz der großen Entfernung sichtbar waren. Verschiedene Male schlug er einen Lauf zur Seite, der auf den französischen Officier gerichtet war; es war zu spät. Als er endlich mit Staub, Schweiß und Blut bedeckt den Ort erreichte, fand er den jungen Helden, den er zu retten sich bestrebt hatte, aus mehrern tödtlichen Brustwunden blutend auf die Erde hingestreckt. Jedoch sah dieser Reginalds freundliche Absicht, lächelte dankbar zu ihm empor, schwang das Schwerdt über seinem Haupte und — starb.

Die Hitze der Schlacht war vorüber; Reginald stand noch immer auf sein Schwerdt gelehnt, über die edle Gestalt und die marmornen Gesichtszüge des jungen Kriegers zu seinen Füßen gebeugt; er seufzte tief auf bei dem Gedanken, wie plötzlich diese Blüthe männlicher Schönheit niedergemäht worden war. „Vielleicht,“ sagte er halblaut, „erwartet eine kinderlose Mutter jetzt diese letzte Stütze ihres Alters und ihres Namens; vielleicht schaut sehnsüchtig eine Braut aus ihrem Fenster, voll banger Verwunderung, wo er so lange verziehe.“

Ethelston stand an seiner Seite. Auch seine Augen waren düster auf denselben Gegenstand gerichtet. Die jugendlichen Freunde wechselten schweigend einen warmen Händedruck; jeder [illegible]as, das empfand er tief, im Herzen des Andern! — In [illegible]esem Augenblicke drang der Seufzer eines Verwundeten, der [illegible]alb unter den blutenden Leichen seiner Camaraden begraben war, an sein Ohr. Nicht ohne Schwierigkeit zog ihn

Reginald hervor, und der arme Mann dankte für seine Menschlichkeit. Er hatte nur eine leichte Wunde am Kopfe von einer matten Kugel erhalten, die ihn für einige Zeit betäubt hatte; bald erholte er sich, blickte um sich und sah die Leiche seines jungen Führers ausgestreckt am Boden.

„Ah, mon pauvre Général!“ rief er aus. Auf weitere Nachfrage erfuhr Reginald, daß es in der That der tapfere, vielbewunderte und geliebte General Marceau war, dessen glänzende Laufbahn der Tod so unzeitig geschlossen hatte.

„Ich will hin,“ flüsterte Ethelston „und dem Erzherzog diese Nachricht überbringen; bewahre Du, Reginald, indessen die Ueberreste des Gefeierten vor Plünderung.“ Mit diesen Worten entfernte er sich. Reginald beugte sich über den vor ihm ausgestreckten Körper, gab ihm eine angemessene Lage, drückte ihm die Augen zu, warf einen Mantel über die glänzende Uniform und setzte sich, um den ernsten Betrachtungen nachzuhängen, welche diese Scene einflößte.

Er ward bald aus seinem Nachdenken durch den Mann geweckt, den er unter den Leichen hervorgezogen hatte, und der zu ihm sagte: „Mein Herr, ich bin Ihr Gefangener.“

„„Wer bist Du mein Freund?““

„Ich war Courier, Bedienter und Koch bei Herrn von Vareuil, dem Adjutanten des General Marc[illegible]; beide liegen hier todt vor Ihnen.“

„„Wie heißt Du?““

„Gustav Adolph Montmorenci Perrot.“

„„Eine hübsche Reihe von Namen,““ [illegible]nald lächelnd. „„Aber ich bitte Sie, Herr Perrot, [illegible]n Sie hierher? Sind Sie ebensowohl Soldat als Co[illegible]

„Sie erweisen mir zu viel Ehre, mein Herr,“ er[illegible] der Andere achselzuckend, „ich kam nur vom Bagage[illegible] einer Botschaft an meinen Herrn, und ihre Avantgard[illegible]

ferte uns so tüchtig, daß ich nicht wieder zurückkommen konnte. Ich bin kein Freund vom Fechten: als ich aber den armen Herrn von Vareuil in einem so traurigen Zustande sah, mochte ich ihn nicht verlassen."

Reginald blickte auf den Sprecher. Nie glaubte er ein solches Gemisch von Schlauheit und Ehrlichkeit, von drolligem Scherz und tiefer Trauer in einem Gesichte gesehen zu haben. Er antwortete jedoch nicht und versank in sein voriges Nachdenken. Ehe fünf Minuten vergingen, fiel Herr Perrot, wie von einem plötzlichen Gedanken erleuchtet, vor Reginald auf die Knie und sagte: „Mein Herr, Sie haben mein Leben gerettet, wollen Sie mir noch eine Gunst bewilligen?"

„„Wenn es in meiner Macht steht,"" sagte Reginald gut gelaunt.

„Will mich der Herr in seine Dienste nehmen? Ich habe ganz Europa bereist; habe lange in Paris, London und Wien gelebt, und könnte Ihnen vielleicht nützlich sein. Jetzt habe ich keine Heimath."

„„Aber Herr Perrot, ich bedarf keines Dieners; ich bin nur Freiwilliger in der Armee.""

„Ich sehe schon, was der Herr ist," sagte Perrot listig, „trotz des Staubes und Blutes, womit Sie bedeckt sind. Ich verlange keinen Lohn; ich will Ihr schwarzes Brod mit I[illegible]en theilen, wenn Sie arm, und will in Ihrer Speisek[illegible]mer leben, wenn Sie reich sind: ich will nichts, als Ihnen dienen."

Herrn Perrots Zudringlichkeit besiegte alle Einsprüche, Reginald aufstellen konnte; zuletzt willigte er ein, vor[illegible] setzt, daß der Erstere, nach reiflicher Ueberlegung, auf [illegible] Wunsche beharren sollte.

Inzwischen kehrte Ethelston mit einer Truppe[illegible] zurück, die der Erzherzog sandte, um den Ueberreste[illegible] [illegible] Generals die letzte Ehre zu erweisen. Er ward[illegible]

litärischen Ehren begraben, wie sie einem Officiere zukom-
n, dessen Ruf in Betracht seiner Jahre keinem Frankreichs,
ßer dem Napoleons, nachsteht.
Nach der Feierlichkeit erhielt Herr Perrot auf sein Ehren-
rt, nicht die Waffen gegen Oestreich zu tragen, Erlaubniß,
f eine Woche in das französische Lager zurückzukehren, um
eine Angelegenheiten zu ordnen." Nach Verlauf dieser
st versprach er, wieder bei seinem neuen Herrn einzutreffen.
helston tadelte Reginald wegen der Gedankenlosigkeit, mit
lcher er, ohne ihn zu erproben, einen Diener angenommen
tte. Der Letztere jedoch lachte über seinen Freund und
te: „Obgleich es ein so drolliges Spitzbubengesicht, ist,
nke ich doch, es steckt etwas Gutes in ihm; auf jeden Fall
rde ich ihm nicht ohne Proben trauen."
Einige Wochen nach diesen Ereignissen und nach dem
ückzuge General Moreau's in die Schweiz ward zwischen
i kämpfenden Heeren am Rheine ein Waffenstillstand ab-
schlossen. Reginald konnte den dringenden Aufforderungen
nes Onkels auf seinen Landsitz zurückzukehren, nicht länger
derstehen. Herr Gustav Adolph Montmorenci Perrot hatte
i Dienst bei seinem neuen Herrn angetreten. Er war mit
em sehr wohl versehenen Mantelsack erschienen und trug
e Perrücke vom modisch'sten Schnitt. Ethelston vermuthete
rk, daß Perrücke und Mantelsack ehedem einen Theil der
rderobe des Herrn von Vateuil ausgemacht hatten und sein
ißfallen an Reginalds drolligem Diener ward dadurch nicht
n.
Die beiden Freunde kamen auf ihrer Reise nach Ham-
... Ortschaften, worin die Artikel des Luxus, ja
... die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens durch
... fast ausgegangen waren. Hier war Perrot
... Müdigkeit schien ihm gänzlich unbekann
im... dem Platze und thätig, wie er n

er mit gleicher Auszeichnung und mit gleicher Brauchbarkeit bald als Courier, bald als Koch und Proviantmeister. Ethelston mußte gestehn, daß, wenn er sich auch als ehrlich erwiese, Reginald einen Schatz gefunden hätte.

In Hamburg nahmen die beiden Freunde herzlich von einander Abschied, mit dem Versprechen, sich im Laufe des nächsten Jahres an den Ufern des Ohio zu treffen. Reginald kehrte zu seinem Onkel zurück, welcher entsetzlich tobte und lärmte, als er erfuhr, daß sein Neffe einen französischen Diener mitgebracht habe. Nichts konnte ihn versöhnen, selbst nicht die Erzählung der Umstände, unter welchen Reginald ihn in seine Dienste genommen hatte. Eines Morgens indessen ließ der Diener, welcher das Frühstück des Squire, bestehend aus Beafsteaks und gedämpften Nieren, heraufbrachte, die Schüssel fallen. Was zu thun? „Der Fuchs war entwischt.“ Der Koch war ärgerlich und ließ sagen, es wäre Nichts mehr zu haben. Der Squire war wüthend und hungrig. Reginald lachte und sagte: „Onkelchen, laß doch Perrot kommen!“

„„Zum Henker mit Perrot,““ rief der Squire, „„denkst Du, ich brauche Pomade? Was kann der Hansnarr mir sonst geben?““

„Soll ich ihn einmal auf die Probe stellen?“ sagte Reginald, noch immer lachend.

„„Meinethalben, aber spielt mir der Kerl einen seiner Narrenstreiche, so gerbe ich ihm die Haut! Verlaß Dich drauf!““

Reginald klingelte. Perrot erschien. Er zeigte auf die Trümmer der Schüsseln und Speisen, mit deren Hinwegräumung ein Diener beschäftigt war und sagte: „Binnen jetzt und einer Viertelstunde schicke Frühstück für uns Beide herauf; nimm aus der Speisekammer, was Dir gut dünkt, aber sei pünktlich.“

Perrot verbeugte sich und ging ohne ein Wort zu sagen.

„„Alle Wetter! der Kerl ist nicht ganz dumm!““ sagte der Squire; „„er kann doch wenigstens ohne zu schwatzen einen Befehl hinnehmen; meine faulen Schlingel würden zwanzig Minuten dagestanden und mich angeglotzt haben: „Ja, Herr! Will sehn, was zu thun ist! Will Herrn Schmeerbauch fragen,“ und solch infernalisches Gewäsch mehr. Komm, Reginald, sieh nach der Uhr. Wollen in den Stall gehen . . . auf die Minute wieder da sein . . . macht mir der Kerl eine seiner französischen Windbeuteleien, so will ich's ihm eintränken!““ Bei diesen Worten köpfte der derbe Squire eine der Lieblingsblumen seines Gärtners durch einen Hieb mit seiner Hetzpeitsche und eilte voran, dem Pferdestalle zu.

Wir kehren zu Herrn Perrot zurück, um zu sehen, wie er sich des ihm so plötzlich gewordenen Auftrages entledigte; zuvor aber müssen wir ein Paar seiner Eigenheiten erwähnen, die weder seinem Herrn, noch dem Squire bekannt waren. Herr Perrot war sehr galant, und die Reize Mary's, des Kammermädchens, hatten sein zärtliches Herz in lichte Flammen versetzt. Zufällig hatte er am nämlichen Morgen schlauer Weise ein kleines déjeuner à la fourchette ausgerichtet, womit er Mary zu überraschen und ihre spröde Kälte zu besiegen gedachte. Wir wollen nicht untersuchen, woher er die Trüffeln, Citronen und andere köstliche Sachen hergenommen hatte, mit welchen er eifrigst einen feisten Fasanen zubereitete, als er jene unerwartete Aufforderung erhielt. Herrn Perrot's Eitelkeit war noch größer als seine Leckerhaftigkeit und seine Liebe; er zögerte keinen Augenblick, ihr den Fasanen zu opfern; sofort eilte er ins Ruhezimmer, stahl Mary einen Kuß und erhielt als Belohnung eine derbe Oh[illegible]; dann gab er einige [illegible]e, aber wichtige Winke, die B[illegible] des Kaffees be-

treffend, und richtete nun seine Aufmerksamkeit auf den Fasanen; jetzt zerstückte er Speck, schnitt Schinken ab, nahm Besitz von einem ganzen Korbe voll Eier, flog mit der erstaunlichsten Rührigkeit in der Küche umher und forderte in einem Zuge so Vielerlei, daß Herr Schmeerbauch sein Reich verließ und sich ganz erbost auf seine Stube begab.

Inzwischen war der Squire mit Reginald durch die Ställe geschlendert, und hatte ihn mit den Haupttugenden seiner Lieblingspferde in weitschichtigen Commentaren vertraut gemacht. Jetzt zog er die Uhr und rief: „S'ist Zeit, mein Junge; laß sehn, was Dein kostbarer Monsieur uns besorgt hat." — Als sie in's Zimmer traten, öffnete Monsieur Perrot gerade die Thür gegenüber, und meldete ganz ruhig und ohne eine Miene zu verziehen, gleichgültig, daß das Frühstück bereit stände, als wäre an seine Talente keine ungewöhnliche Anforderung gestellt worden. Der Squire trat voran ins Speisezimmer; bei dem erfreulichen Anblicke, der sich seinen lüsternen Augen auf dem Tische darbot, war sein Erstaunen nicht geringer, als das Reginalds selbst. Da lagen Wecken, Semmeln, hausbackenes Brod und andere Arten von Brödchen in Menge; auf einer Schüssel rauchte der delikate Fasan; in einer andern Eier auf Speck, des Squire's Lieblingsgericht, und in einer dritten eine höchst einladende omelette au jambon.

Marmaduke Shirley riß die Augen vor Erstaunen weit auf, als Monsieur Perrot ihm diese Leckerbissen, einen nach dem andern, darreichte und mit unerschütterlichem Ernste sich erkundigte, ob der Herr sonst noch etwas befehle; unten ständen noch mehrere Gerichte bereit.

„Noch mehrere Gerichte? Was, Kerl? Das ist ja ein fürstliches Frühstück," rief der Squire aus; und als er sich versichert hatte, daß die Speisen für den Sinn des Geschmacks eben so angenehm als für den des Gesichtes wären,

und der Kaffee so klar, so aromatisch, als er ihn nie getrunken, ergriff er die Hand seines Neffen und sagte: „Monsieur Perrot ist ein Hauptkerl! Soll mir Keiner wieder was gegen ihn sagen! Ein rarer Kerl!“ Hier erneuerte er seinen Angriff auf den Eierkuchen. „Hol's der und jener! Soll auch 'mal mit auf die Jagd gehn!“ Der Squire lachte laut auf bei dieser Grille, die ihm plötzlich durch den Kopf fuhr und klingelte heftig. „Heiß Johann,“ rief er dem eintretenden Diener zu, „die „Rasselliese“ für Monsieur Perrot satteln und sie um 10 Uhr mit den andern Pferden in Bereitschaft halten!“

„Sie schlägt ein Bischen aus und bäumt sich, wenn sie sich scheuet,“ fügte er zu Reginald gewendet hinzu, „aber sie ist ganz fromm und geht so sicher, wie 'ne Mühle, und wenn sie auch dann und wann einmal an einer Hecke stürzt, so springt sie doch stets durch oder drüber!“

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an dem armen Perrot. Er war, um die Wahrheit zu sagen, weder ein schlechter Reiter (er war ja Courier gewesen), noch ein Feigling; allein er war nie auf einer Hetzjagd gewesen und die Aufzählung der Eigenschaften „Rasselliesen's“ klang ihm eben nicht lockend. Er dankte artig und lehnte mit Entschuldigungen die ihm zugedachte Gunstbezeugung ab: „er habe keine angemessene Kleidung; er müsse nothwendig die Kleider seines Herrn reinigen.“ Es half nichts; der Squire bestand auf seinem Willen: „Johanns Reithabit würde ihm passen und er „müsse“ mit.“

Perrot warf einen wehmüthigen Blick auf seinen Gebieter und schlich fort, im Stillen herzlich den Fasanen und den Eierkuchen verwünschend, die ihm diese unwillkommene Gunstbezeugung zu Wege gebracht hatten. Da er sich ohne allen Zeitverlust fertig machen sollte, so machte er sofort den Versuch, sich in Johanns Beinkleider zu stecken. Johann hatt-

bei den Wettrennen als Jockey gedient und war ein Flederwisch mit spindeldürren Nußknackerbeinchen. Es war keine Zeit zum Besinnen; daher zog Monsieur Perrot aus seinem Mantelsacke das Courierhabit, welches er in Frankreich getragen hatte: und erschien zum Erstaunen der ganzen, vor der Thür versammelten Jagd-Gesellschaft in einem blauen Rocke mit gelben Aufschlägen, einem dreieckigen Hute und ungeheuren Canonenstiefeln, die seine Schenkel einen Fuß über das Knie hinauf bedeckten. Man hieß ihn hinten auf den Wagen des Squire springen — und vorwärts gings nach dem Fuchsbau unter dem schlecht unterdrückten Kichern der Dienerschaft und der Stallknechte und dem lauten Gelächter der Mägde, deren malicieuse Gesichter, das Mary's nicht ausgenommen, unten aus den offenen Fenstern schauten.

Man erreichte den zur Zusammenkunft bestimmten Platz. Die ungeduldigen Pferde standen schon bereit und man schritt zum Aufsitzen. Perrot sah nicht gerade mit angenehmen Vorgefühlen, wie „Rasselliese“ die Ohren spitzte und zurücklegte und unaufhörlich mit dem Schwanze um sich schlug. Noch einmal versuchte er zu entkommen. „In der That, Herr,“ sagte er zum Squire, „ich war nie auf einer Hetzjagd und fürchte, ich kann das Thier nicht bändigen; es sieht verteufelt wild aus.“

„„Ei, Sie denken nicht dran, Monsieur Perrot!““ sagte der Squire, sich an der schlecht verhehlten Angst des armen Schelms ergötzend. „„Sie versteht ihre Sache so gut als irgend ein Jäger oder Hundejunge; lassen Sie sie nur ruhig ausgreifen, w[illegible] sie will, und Sie werden immer dicht hinterdrein sein!““

„Sehr wohl,‘ [illegible]melte Perrot; „ich hoffe, sie versteht ihre Sache; ich [illegible]e meine und die ist, fest in den Bügeln zu sitzen, [illegible] das will ich thun, so gut es gehen

Aller Augen waren auf diese seltsam aufgeputzte Figur gerichtet; kaum war er im Sattel, so fing „Rasselliese" heftig an vorn und hinten auszuschlagen und sich zu bäumen. Wir sagten oben, Perrot sei in gewisser Beziehung kein schlechter Reiter gewesen. Auch verlor er bei diesen ersten Possen, welche ihm sein Pferd spielte, nur einen Steigbügel; der dreieckige Hut fiel zur Erde, aber Perrot behauptete sich im Sattel und in guter Laune. Während die Hunde im Bau waren, reichte ihm einer der Reitknechte des Squire seinen Hut wieder hinauf und gab ihm eine Schnur, um ihn fest zu binden. Kaum hatte er diese Operation glücklich beendet, so erklang der helle, begeisternde Ruf: „Hussa! Hurrah! Fort! Vorwärts!" „Rasselliese" schien diese Töne so wohl zu kennen, als ein Alderman die Tischglocke; sie schoß im gestreckten Galopp nach; vergeblich bestrebte sich Monsieur Perrot einige Minuten hindurch, sie zu lenken und zu bändigen; unmöglich . . . das Thier überzeugte ihn bald, daß seine Schnelligkeit und der Lauf, den es nehmen wollte, Dinge seien, über welche seinem Reiter die Verfügung nicht zustehe.

Vorwärts gings im Sturm über Zaun und Wiese, Hecke und Graben; Nichts war im Stande „Rasselliese" aufzuhalten. Während Alle erstaunt und verwundert dem gewandten Reiten des fremden Couriers zusahen, schnappte der würdige Monsieur nach Luft und murmelte durch die Zähne: „Diable d'animal, es haben ein Maul so hart, als eins von Herrn „Schmeerbauch" Beafsteaks; es verstehen seine Sache; verfluchte Sache! Heh! holla! Vorgesehen!" schrie er auf einmal aus vollem Halse einem Reiter zu, dessen Pferd beim Sprunge über eine dicke Hecke gestürzt, und der auf der andern Seite aufzustehn bemüht war, als „Rasselliese" in rasendem Galopp gegen dieselbe Stelle heransauste und ansetzte: „Vorgesehen!" „Rasselliese" sprang, und sprang

ihrem unglücklichen Vorgänger gerade auf das Kreuz, riß ihm die ganze Haut von den Schenkeln, und warf den Reiter kopfüber auf den frisch umgepflügten Acker, so daß er sein Antlitz einen Fuß tief in der nassen, weichen Gartenerde verbarg; eine gewaltige Kraftanstrengung bewahrte sie vor dem Stürzen; fort eilte sie über das Feld; vergeblich riß Perrot mit den Zügeln das hartmäulige Thier hin und her und murmelte: „Es verstehen seine Sache, es massacriren den armen Teufel im Drecke, sich selbst und mich dazu!“

Einige Minuten später hatten die Hunde die Fährte verloren und standen schnoppernd. Der Jäger blies die Meute auf einer Wildbahn ab, von wo aus sie zurückspüren sollte. — Da kam „Rasselliese“ mit unverminderter Schnelligkeit herangaloppirt. „Halt! Halt!“ schrien die Jäger, die Treiber und die Jägerburschen, die hier mit den Hunden hielten, Alle auf einmal. „Wo zum Henker reitet ihr denn hin? Der Fuchs hat einen Absprung gemacht; wir müssen abbrechen! Halloh, Ihr reitet ja mitten in die Meute 'nein!“ Dies Geschrei hatte kaum Perrot's Ohr erreicht, als „Rasselliese“ auch schon über den Zaun in die Wildbahn sprang, unter die unglücklichen Hunde gerieth, einem den Schädel, dem andern das Kreuz einschlug, drei oder vier andere lähmte und mit ihrem Reiter über die gegenüberliegende Hecke setzte, der mit verbissenen Zähnen keuchte und in einem fort murmelte: „Es [illegible] sein Sak, sacré animal!“

Noch stürmte sie queer über einige andere Felder; endlich setzte sie über eine Hecke, die so hoch war, daß er nicht sehen konnte, was sich auf der andern Seite befand; allein er vernahm ein entsetzliches Klirren und Krachen und war sich nur bewußt mit aller Gewalt auf die Erde geschleudert worden zu sein. Als er sich langsam erholte, sah er „Rasselliese“ wenige Schritte von sich entfernt liegen und stark bluten; seine eigenen Ohren wurden von den Lippen eines Gärtners, der mit

dem Spaten in der Hand vor ihm stand, mit folgender mitleidigen Nachfrage begrüßt: „Er Rindvieh, er Esel von einem Menschen, was nimmt er hier vor?“

Der betäubte Reiter wies auf „Rassellriesen“ und entgegnete matt: „„Es verstehen sein Sak'.““

Der Gärtner, obgleich wüthend über die totale Zerstörung seines Melonenbeetes und die Vernichtung mancher seltenen Pflanze, die er in den Treib-Kästen zog, war im Ganzen kein unfreundlicher Mann. Als er das Pferd halbtodt und den Reiter, einen Fremden, ganz zerquetscht sah, half er ihm auf, und kaum hatte er so viel aus seinem gebrochenen Englisch errathen, daß er in Diensten des reichen Gutsbesitzers Shirley sei, so ließ er ihm und „Rassellriesen,“ die einige starke Schnittwunden durch die Glasscherben erhalten hatte, alle Hülfe angedeihen, die in seinen Kräften stand.

Als man die Ereignisse des Tages auf dem Gute besprach, und es sich nun herausstellte, daß es der Squire selbst gewesen sei, den Perrot so unsanft überritten hatte, — daß die Jägerburschen ein zwanzig Guineen für die todtgeschlagenen oder verkrüppelten Hunde verlangten, — daß ferner wahrscheinlicher Weise der Gärtner eine ähnliche, oder gar noch höhere Rechnung für das ruinirte Melonenbeet und die zerbrochenen Scheiben einreichen — und endlich, daß „Rassellriese“ die ganze Jagdzeit hindurch lahm sein würde: so war Herr Marmaduke Shirley ziemlich wortkarg in Bezug auf das gehabte Jagdvergnügen. Nur einmal hörte man ihn äußern: „Was für ein Narr war ich, so einen Froschfresser von Franzosen auf ein englisches Jagdpferd zu setzen!“

Monsieur Perrot blieb drei bis vier Tage auf seinem Zimmer; es lag ihm eben nicht sehr am Herzen, Mary sein geschwollenes, blaues Auge und seine roth aufgelaufene Nase sehen zu lassen.

Bald nach dieser ereignißreichen Jagd beurlaubte sich M.

ginald bei seinem Onkel, um auf seines Vaters Wunsch einige Monate in Paris zuzubringen. Sein Aufenthalt war von kurzer Dauer; seine Schwester Lucy meldete ihm die Krankheit seiner Mutter. Gleich nach Empfang dieses Briefes schrieb er eiligst einige erklärende Zeilen an seiuen Onkel und segelte mit dem ersten Schiffe nach Philadelphia ab. Sein treuer Diener Perrot und eine große, zottige Dogge von der Race des alten irischen Wolfshundes seines Onkels begleiteten ihn.

Bei seiner Ankunft fand er seine Mutter wider Erwarten wohler; daher flüsterte er seiner Schwester Lucy, als er ihr die Freudethränen, die sie über seine Rückkehr vergoß, von den Wangen küßte, ins Ohr, er vermuthe, sie habe die Krankheit seiner Mutter etwas übertrieben, um ihn zurückzurufen. Nicht lange nachher kehrte auch Ethelston zurück und trat in den Kreis der Glücklichen, die auf dem Gute des Obrist Brandon vereinigt waren, als Mitglied ein.

Der Frühling des Jahres 1797 war herangerückt. Zwischen dieser Zeit und derjenigen, womit unsere Erzählung begann, liegen zwei Jahre, in welchen nichts Denkwürdiges sich ereignete. Reginald unterhielt unausgesetzt einen lebhaften Briefwechsel mit seinem guten Onkel, der die Abwesenheit seines Neffen schmerzlich empfand. Ob Monsieur Perrot mit Mary Briefe wechselte, oder sich bei den Mädchen an den Ufern des Ohio tröstete, wird sich auf den folgenden Seiten zeigen. Sein Herr machte mehrere Jagdausflüge, auf welchen ihn stets Baptiste, ein derber, handfester Hinterwäldler, begleitete, der an Reginald mehr als an irgend einem lebenden Wesen auf Erden hing. Ethelston hatte, wie › den erzählt wurde, den Oberbefehl über die sämmtlichen Schiffe seines Vormundes üb•rnommen, und befand sich beim Beginne unsrer Erzählur de auf einer Reise nach den Westindischen Inseln.

Fünftes Capitel.

Ein Abenteuer in den Urwäldern. — Reginald Brandon macht die Bekanntschaft eines Indianischen Häuptlings. —

Es war ein herrlicher Aprilmorgen. Das Rothkehlchen begann seinen Morgengesang; der Specht hackte mit seinem Schnabel gegen die harte Rinde der Bäume, und das Eichhörnchen hüpfte munter von Zweig zu Zweig auf den riesigen Bäumen des Waldes, als zwei Jäger einem sich schlängelnden Pfade folgten, der zu einer Fähre über den Muskingum führte.

Der Eine von ihnen war ein kräftiger, athletisch gebauter, junger Mann mit regelmäßigen, schönen Zügen; seine Gesichtsfarbe war durch langen Aufenthalt im Freien und anhaltende Beschäftigung in der Natur gebräunt. Sein Anzug bestand aus einem Jagdkittel und langen, hirschledernen Gamaschen; die vollen braunen Locken ringelten sich unter einer Mütze von Wolfsfell hervor; seinen Fuß bekleideten fest um die Knöchel geschnürte Mocassins, die aus zähem, weichem Bärenfell gemacht waren; in der Hand trug er die kurze, schwere Rifle und ein reichverziertes Jagdmesser hing an seinem Gürtel. Sein Begleiter, von etwas kleinerer Statur, aber breitschulterig, sehnig und verwettert, schien um funfzehn oder zwanzig Jahre älter zu sein. Sein Anzug war derselbe, nur beschmutzt und abgetragener; seine Rifle war länger und schwerer; seine ganze Erscheinung die eines Mannes, dem alle Widerwärtigkeiten der Witterung völlig gleichgültig sind, eines Mannes, der mit allen Gefahren und Mühseligkeiten, wie sie das Leben eines Jägers in den Wäldern und Prairien des Westens mit sich bringt, ganz vertraut ist. Der bemerkenswertheste Theil seiner ganzen Ausrüstung war eine ungeheure

Axt, deren Stiel mit Nägeln beschlagen und oben fest mit eisernen Reifen umnietet war.

„Ja, nun Mr. Reginald," sagte der Letztere, „wollen hoffen, daß wir den alten Michael und seine Fähre beim Passage des Rochers vorfinden, denn der Fluß ist angeschwollen, und wir möchten nicht leicht hinüberschwimmen, ohne das Pulver naß zu machen."

„„Welchen Grund hast Du zu fürchten, daß der alte Michael nicht auf seinem Posten sei?"" sagte Reginald: „„wir setzten ja oft dort über und haben ihn nur selten nicht angetroffen.""

„Freilich wohl, Herr! aber er ist in der letzten Zeit ziemlich träge geworden und zieht es vor, ruhig an seinem Feuer zu sitzen, und an irgend einen umherschweifenden Indianer gegen ein halbes Dutzend guter Häute eine Flasche „Feuerwasser" zu vertauschen, statt mühsam ein großes, flaches Boot über die von den Märzwassern geschwollenen Fluthen des Muskingum hinüber zu arbeiten."

„„Baptiste,"" sagte der junge Mann, „„es thut mir in der Seele weh, die Indianer mit nimmersatter Gier nach geistigen Getränken streben zu sehn . . . und dann die Gräuel, die Zwietracht und das Elend, welches die entsetzlichen Folgen des Genusses gebrannter Wasser sind!""

„Ei nun, sehn Sie, weiß selbst nicht, es steckt so 'was in einem Glase ächten Jamaicarums." Baptiste's harte Züge verzerrten sich hier zu einem ungemein komischen Grinsen und er fuhr fort: „Es wärmt Herz und Magen; und wenn ihn die Indianer einmal gekostet haben, so saugen sie instinktmäßig an der Flasche, wie ein Sechswochenkind an der Mutterbrust. — Ich wundre mich immer, Herr Reginald, warum Sie das schöne Lebenswasser, welches der kleine Perrot in Ihre Jagdflasche füllt, so schändlich mit Wasser verderben. Auf meiner letzten Ausflucht in die Berge, wo ich

zuerst Führer und Turpret (d. i. Dollmetscher) war, ließen sie mich dann und wann 'mal kosten, und es hat mir nie Schaden gethan, daß ich wüßte. Freilich, die Indianer haben eine andere Natur; sie können's nicht vertragen, wie Sie wissen."

„„Nun gut, Baptiste,"" sagte Reginald, über die Art lächelnd, mit der sein Begleiter sein Lieblingsgetränk in Schutz nahm; '„„ich gestehe, ich habe nie gesehn, daß Du mehr aufgeladen hättest, als Du tragen konntest. Dein Kopf ist so stark als Dein Rücken und bisweilen giebst Du Proben von der Stärke beider."

Die Unterhaltung ward plötzlich durch den Knall der Büchse Reginalds unterbrochen, und ein graues Eichhörnchen fiel von dem Gipfel eines Wallnußbaums, wo es in erträumter Sicherheit ruhig geschmaust hatte. Baptiste hob das Thierchen auf, untersuchte es aufmerksam, schüttelte ernst den Kopf und sagte: „Herr Reginald, im ganzen Lande hat Niemand ein sichereres Auge und eine festere Hand, aber —"

Da er Anstand nahm, sein Urtheil ganz auszusprechen, so fügte Reginald lachend hinzu, „„aber — aber — ich bin ein hartnäckiger Mensch, weil ich meine deutsche Lieblingsbüchse mit ihrer schweren Kugel nicht gegen eine lange Virginische mit einer Kugel wie eine Erbse groß vertauschen will; nicht wahr?""

Die natürliche, gute Laune des Führers kämpfte mit Vorurtheilen, die sein junger Gefährte gerade in diesem Punkte schon oft verwundet hatte, als er erwiederte: „Ei nun, Herr Reginald, dem Thiere, dessen Haut auf meinen Schultern liegt, dünkte meine Erbse hart genug beim Verschlingen; und nun schauen Sie her auf dies armselige kleine Dingelchen, das Sie eben getödtet haben — da ist ein Loch in seinem Genicke, groß genug, um das Leben eines

heuren Bären hinauszulassen. Sie haben's beinahe einen Zoll weiter rückwärts getroffen, als auf den Punkt, wohin ich Sie zielen lehrte, ehe Sie über das „große Wasser" gingen und allerlei englischen und deutschen Firlefanz lernten."

Reginald lächelte über den characteristischen Tadel des Jägersmannes und erwiederte gütig: „„Laß es gut sein, Baptiste! Wenn ich verstehe die Fährte eines Wildes aufzuspüren oder dies kleine Geschmeiß da herunterzuschießen, so habe ich es erst von Dir gelernt; und wenn ich in Zukunft Etwas verspreche, so verdanke ich es Dir, Baptiste, Dir, dem besten Jäger in Wald und Prairie!""

Ueber das sonnenverbrannte Antlitz des Führers blitzte ein Strahl der Freude; mit harter, schwieliger Hand ergriff er die Rechte seines jungen Herrn und sagte: „Danke Ihnen, Herr Reginald; ich bin bloß ein armer Buschläufer*), aber ich getraue mich, meinen Liebling gegen Jedermann zu schützen, vom Daniel Boone in Kentucky, bis zu Bluthand, dem großen Kriegshäuptling der Cayugas."

Während dieser Rede waren Beide an den Fluß gelangt und der blaue Rauch, der zwischen den Bäumen emporwirbelte, zeigte unsern Wanderern, daß sie den Weg zu dem Blockhause und der Fähre des alten Michael nicht verfehlt hatten. „Was giebt's da?" rief Baptiste aus und ergriff seinen Gefährten am Arme. „Wie ich Ihnen sagte: der alte Schurke raucht seine Pfeife bei einem Glase Branntwein am Heerde; da fährt ein Indianer von wildem Aussehen eben mit 3 Rossen in dem gebrechlichen Fahrzeuge über, das schon so alt und unnütz, als sein Eigenthümer ist."

„„Es wird ihm Mühe kosten, drüben zu landen,"" sagte Reginald, „„der Fluß ist durch das Thauwetter ange=

*) Coureur des bois werden die Canadier und halbgebildeten Hinterwäldler oft genannt.

schwollen, die Ufer schlammig, und die Pferde scheinen nicht die ruhigsten Passagiere zu sein.""

Beide waren jetzt nahe genug, um die Züge des Indianers im Boote zu erkennen; mit sichtlichem Erstaunen und Interesse sah ihn der Führer forschend an, dann murmelte er kaum verständlich durch die Zähne: „Was hat denn den hierhergeführt?"

„„Kennst Du den saubern Kerl?"" fragte Reginald.

„Ob ich ihn kenne, Herr Reginald? Kennt Wolf, unser Hund, Fräulein Lucy? — Kennt der Bär einen Honigbaum? Ich würde ihn unter tausend Rothhäuten wiedererkennen, und hätte er sich noch einmal so gut verkleidet. Alle Wetter, Herr, sehen Sie, wie die Bestien widerstreben und sich losreißen wollen; werden sogleich allesammt das Wasser des Muskingum kosten müssen!"

Baptiste sprach noch, als eins der Pferde sich bäumte und das andere wüthend ausschlug. Das flache Boot stürzte um; der Indianer und seine Pferde fielen in den Strom. Die Pferde waren mit einer „Laryette" oder einem ledernen Riemen zusammengekoppelt, welcher dem Indianer unglücklicher Weise über die Schultern gerieth; so ward er unter dem Wasser gehalten und das wüthende Sträuben und Ringen der erschreckten Thiere machte es ihm unmöglich, sich zu befreien. „Er hat sich in der Laryette verwickelt," sagte der Führer, und fügte düster und ernst hinzu: „er ist verloren! Es ist ein braver Junge, hätte ihm einen schönern Tod gewünscht! Was machen Sie, Herr Reginald? — Sind Sie toll? S'ist unmöglich, gegen den Strom zu schwimmen! Um's Himmelswillen —"

Seine Bitten und Versuche den stürmischen Gefährten zurückzuhalten, waren fruchtlos; Reginald hatte rasch sein Jagdgewand, Büchse und Schießbedarf abgeworfen, stieß seinen Gefährten zur Seite, als wäre er ein Kind, sprang in

den Strom und schwamm nach der Stelle, wo die Pferde, vom wilden Strome fortgerissen, bereits schwächer kämpften. Er erreichte sie, tauchte unter, trennte die Laryette mit zwei, drei glücklichen Messerschnitten und brachte den erschöpften Indianer wieder auf die Oberfläche. Fast fürchtete er zu spät gekommen zu sein; allein die frische Luft schien die Rothhaut zu beleben. Er kam wieder zu sich und fühlte Kraft genug, jetzt Reginald beizustehn, der stark aus einer Kopfwunde blutete, die er von den Hufen des einen Pferdes unter dem Wasser erhalten hatte. Kurz, aber ausdrucksvoll war der Gruß, den Beide wechselten, als sie das Ufer erreichten, das eins der Pferde bereits gewonnen hatte; das andere war den Fluß hinabgetrieben worden und an einem zackigen Felsen zerschellt und zerschmettert. Die Fluthen rissen das dritte schnell mit sich fort und derselben gefährlichen Stelle zu; da stieß der Indianer einen durchdringenden Schrei aus, kehrte um und schwamm diesem, seinem Lieblingspferde nach. Mit einem großen Aufwande von Stärke und Geschicklichkeit brachte er es auf eine Stelle, wo der Strom weniger reißend war und von da wohlbehalten an's Ufer.

Alles dies hatte sich in weniger Zeit zugetragen, als wir zur Erzählung bedurften. Menschen und Thiere standen tief durchnäßt und triefend jetzt glücklich am Ufer. Die beiden jungen Männer sahen einander schweigend mit Verwunderung und Theilnahme an. In der That, hätte ein Bildhauer zwei herrliche Männergestalten in voller Jugendblüthe, jede von der andern verschieden, zusammenstellen wollen, er hätte kaum zwei schönere Modelle wählen können, in welchen Ebenmaß der Glieder mit Kraft und Stärke so lieblich vereinigt gewesen wäre. Beide waren fast von gleicher Größe; Reginald war zwar kräftiger und muskulöser gebaut, allein die Gestalt seines neuen Bekannten war so abgerundet, seine Glieder so wundervoll in einandergefügt, sein Körper so sehnig und

geschmeidig, daß er sich nicht erinnerte, je im Leben oder aus der Hand der bildenden Kunst hervorgegangen, etwas Aehnliches gesehn zu haben. Der Blick des Indianers war so fest und durchbohrend, daß Reginalds Auge mehr als einmal von seinem Antlitz auf den Gürtel irrte. Dort hing an einem Riemen die Keule des Indianers; dort stak sein Skalpirmesser in einer Scheide, und dicht dabei hing ein Scalp, offenbar der eines Weißen und erst vor Kurzem erbeutet.

Mit einem leichten Schauder, den der Abscheu in ihm hervorrief, blickte Reginald wieder auf die scharfgeschnittenen Züge des Indianers, der mit stolzem, freiem Blicke vor ihm stand. Das war nicht das Antlitz eines hinterlistig lauernden Feindes, wenn schon das eines wilden Kriegers. Der Indianer trat einen Schritt näher, ergriff Reginalds Hand, legte sie auf sein Herz und sprach deutlich auf Englisch: „Mein Bruder!"

Reginald verstand diesen einfachen Ausdruck der Dankbarkeit und der Freundschaft und wußte ihn zu schätzen; er ahmte die Handlung seines neuen Freundes nach; seine Blicke und der gütige Ton seiner Stimme bewiesen hinlänglich die Theilnahme, welche der Indianer zu seinem eigenen Erstaunen in seiner Brust erweckt hatte. Inzwischen hatte Baptiste einige Hundert Schritte weiter hinauf ein Canoe gefunden, war hineingesprungen, und hatte sich hinübergerudert. Jetzt trat er heran. Bei seiner Annäherung nahm der junge Indianer seine ruhige und schweigsame Haltung wieder an; Baptiste that, als bemerke er ihn nicht und ergoß sich gegen seinen Liebling in einem Strome von Vorwürfen und Glückwünschen.

„Ei, Herr Reginald, hatte Sie denn der böse Geist behext, daß sie in den Muskingum hineinsprangen und wie eine Fischotter untertauchten, wo sein Wasser so reißend und tief, wie der Niagarasturz ist! Nun bei Gott, das war brav!

Noch eine Minute und unser rothhäutiger Freund wäre in den Jagdgebieten seiner Väter gewesen. Die Hand her, Herr, ich liebe Sie mehr als je! Wollte schon selbst hinterherspringen, dachte aber, wenn's schief ginge, könnte ich Ihnen besser mit dem Canoe dienen."

Baptiste übergab Reginald, während er diese abgerissenen Sätze ungemein schnell hervorstieß, sein Jagdkleid, die Büchse und die übrigen Sachen, welche er im Canoe mit herübergebracht hatte, rang das Wasser aus seiner Mütze und befand sich die ganze Zeit über in einer schlecht verhehlten Aufregung. Dann wandte er sich zu dem jungen Indianer, der schweigend und bewegungslos zur Seite stand, warf einen forschenden Blick auf seine Züge und murmelte dann hörbar: „Ich wußte es; er mußte es sein!"

Ein Blitz schoß aus dem dunkeln Auge des Indianers, der bewies, daß er diese Worte gehört und verstanden habe; aber kein Laut kam über seine Lippen.

Reginald war unfähig, seine Neugier zu unterdrücken und rief aus: „Wer muß es sein, Baptiste? Wer ist mein indianischer Freund — mein Bruder?"

Ein lauerndes Lächeln spielte um den Mund des Führers, als er leise zu dem Indianer sagte: „Erzählt die Farbe auf meines Bruders Antlitz eine Lüge? Ist sein Pfad in der Nacht? Muß sein Name zwischen verschlossenen Lippen wohnen?"

Der Indianer trat vor und erwiederte mit der eigenthümlichen Anmuth und angebornen Würde, die alle seine Bewegungen characterisirten: „Der Kriegsaar verbirgt seinen Namen vor Keinem; man hört seinen Ruf von ferne und sein Pfad ist gerade. Eines Hundes Scalp hängt an seinem Gürtel!" Er hielt einen Augenblick inne, dann fügte er sanfter hinzu: „Aber der böse Geist siegte, die Wasser wa-

ten zu stark für ihn; des schwimmenden Kriegers Messer kam; und der Kriegsaar sah das Licht wieder."

„„Und fand einen Bruder — nicht so?““ fügte Reginald hinzu.

„So ist es," erwiederte der Indianer. In seiner Stimme zitterte die tiefste Rührung, die Reginald bewies, daß diese Worte von Herzen kamen.

„Du hattest 3 Rosse in der Fähre," sagte der Führer, „zwei weiden dort unter den Bäumen; wo ist das dritte?"

„„Todt, in den Stromschnellen dort unten an den Felsen,““ antwortete Kriegsaar gelassen. „„Es war ein närrisches Thier und war einem Narren genommen; Beide sind nun beisammen.““ Dabei wies er verächtlich auf den Scalp, der an seinem Gürtel hing.

Reginald und Baptiste sahen neugierig einander an; dann richteten sie die Augen nach der Stelle, wohin der Indianer deutete und erkannten den zerschellten Körper des Thieres, der theils im Wasser lag, theils auf den Klippen hing, die ihn abhielten, fortzuschwimmen.

Jetzt wandten sich die drei zu den Rossen unter den Bäumen. Die Thiere hatten sich lustig im Grase umhergewälzt und weideten jetzt, anscheinend ohne ihr doppeltes Vergehen zu ahnen; denn sie hatten die Fähre umgestürzt und dann fast ihren Herrn durch ihr Widerstreben und Ringen im Wasser ertränkt. Reginald näherte sich mit seinen beiden Gefährten und brach unwillkührlich in einen Ausruf der Verwunderung aus.

„Himmel, Baptiste, hast Du je ein so prächtiges Thier gesehen als das dort mit der Halfter um den Nacken? Welche prächtige Farbe! Sie schimmert zwischen kastanienbraun und schwarz! Sieh diesen kurzen, wilden Kopf, die breite Stirn, das muthige Auge und die lange, seidene Mähne, die über den Nacken herunterfällt! Schau den kur-

zen Rücken und die Beine! Ei, es vereinigt die Schönheit eines Berbers mit der Stärke eines englischen Jagdpferdes!"

Baptiste verstand nur wenig, der Indianer gar nichts von diesem halben Selbstgespräche, welches Reginald schnell und enthusiastisch hervorstieß. Allein Beide verstanden genug, um zu sehen, daß er das Thier bewunderte und Beide hielten seine Bewunderung für gerecht.

Unser Held (so müssen wir Reginald Brandon nennen) näherte sich, um das Thier zu streicheln und zu liebkosen. Dies spitzte die Ohren, blies die Nüstern auf, schnaubte, unwillig diese Artigkeiten zurückweisend, und trabte davon, indem es seine Mähne hoch in die Lüfte warf, als wenn es die Macht des Menschen herausforderte. Da stieß Kriegsaar einen gellenden, eigenthümlichen Schrei aus; augenblicklich kam das Thier gehorsam an seine Seite, rieb den Kopf gegen seines Herrn Schulter und bewarb sich um die Liebkosungen, die es nur so eben mit Verachtung von Seite Reginalds zurückgewiesen hatte.

Plötzlich, während das gelehrige und kluge Thier so neben ihm stand, funkelte das Auge des Indianers hell auf und rasch sprach er die mit lebhaftem Geberdenspiel begleiteten Worte: „Der Pfad Kriegsaars war gegen die Abendsonne; sein Tomahawk hat das Blut der Camanchees getrunken; das wilde Roß war schnell, stolz und kräftig; der kluge Mann auf der Prairie gegen Abend sagte, es wäre Nekimi *), — „Des großen Geistes zorniger Athem;" aber Kriegsaars Kugel traf im Genick" —

Hier rief der Führer, begeistert von der beschriebenen Scene, in der Sprache der Delawaren aus: „Gut geschossen!" Der junge Indianer hielt einen Augenblick ein;

*) Nekimi heißt in der Delaware-Sprache „Donner."

dann erzählte es mit wachsender Schnelligkeit und Heftigkeit in seiner Muttersprache, wie er das Roß gefangen und gebändigt hätte; das treue Thier schien gleichsam Zeugniß für die Wahrheit der Erzählung seines Herrn ablegen zu wollen; es drängte sich zu seinen Liebkosungen und erwiederte sie. Der Indianer ließ sich jedoch dadurch nicht von einem Plane abbringen, bei dessen Entstehung sein Auge freudig gefunkelt hatte. Er ergriff die Halfter, gab sie Reginald in die Hand und sagte jetzt wieder auf Englisch: „Kriegsaar giebt Nekimi seinem Bruder. Mag der weiße Krieger den Mastoche *) jagen, mag er seinen Feinden zuvorkommen und vor dem Prairiefeuer fliehen, wenn der Wind stark ist. Nekimi ermüdet nie!"

Reginald war so überrascht bei diesem unerwarteten Anerbieten, daß er in große Verlegenheit gerieth, zögerte und nicht wußte, ob er das Geschenk annehmen oder ausschlagen sollte. Baptiste sah, wie sich eine Wolke auf der Stirn des Indianers zusammenzog und sagte leise zu seinem Herrn auf Französisch: „Sie müssen das Pferd nehmen; wenn Sie es ausschlagen, so beleidigen Sie ihn tödtlich." Dies entschied unsern Helden. Er sprach mit der lebhaftesten Freude seinen innigsten Dank aus; in seinen Zügen malte sich das Wohlgefallen an dem schönen Thiere und dem Geschenke, so wie die Herzlichkeit seiner Gesinnung gegen den Geber. Kriegsaar's Antlitz strahlte wieder vor Entzücken. Nekimi aber schien das nicht zu theilen; hartnäckig widersetzte sich das Thier den Versuchen seines neuen Herrn, sich zu nähern und Bekanntschaft zu machen; es blies die Nüstern auf und fuhr zurück, so oft Reginald heran treten wollte.

---

*) Mastoche heißt bei den Delawaren jedes große, schnellfüßige Thier z. B. das Elennthier, der Büffel. —

„Der weiße Krieger muß mit Nekimi sprechen lernen," sagte der Indianer gelassen und wiederholte seinen frühern, kurzen und durchdringenden Schrei. Vergebens bemühte sich Reginald, diesen Ton nachzuahmen; das Thier blieb taub für seine Stimme, es schien, als würde ihm seine neue Acquisition nur von geringem Nutzen sein.

Kriegsaar nahm jetzt Reginald bei Seite, salbte seine Hände mit etwas Fett, das er aus einer kleinen Blase an seinem Gürtel nahm und hieß ihn die Hände nach dem Rosse ausstrecken. Nun verschwand die Furcht und das Mißbehagen, welches das Thier gezeigt hatte, so ziemlich. Sobald es sich von Reginald berühren ließ, gebot diesem der Indianer, die Nüstern des Pferdes fest in der Hand zu halten, sein Gesicht an den Kopf desselben zu lehnen, ihm starr einige Minuten lang ins Auge zu sehn und dann und wann leise zu ihm zu sprechen, um es an seine Stimme zu gewöhnen. Er versicherte ihn, daß Nekimi durch diese Behandlung binnen wenigen Tagen gelehrig und folgsam werden würde.

Sechstes Capitel.

Reginald und Baptiste besuchen den Kriegsaar. Ein verrätherischer Anfall wird auf der Stelle bestraft.

Das andere Pferd ward jetzt ebenfalls herbeigeholt und die Gesellschaft rüstete sich zum Aufbruch. Der Indianer und der Führer flüsterten einige Worte zusammen und es schien, als wäre ihr Weg der nämliche, denn sie schlugen sich, Baptiste voran, in den Wald. Reginald und Kriegsaar folgten mit den Pferden.

Nach einigen Minuten unterbrach unser Held das Schwei- und sagte auf Französisch: „Was war das für eine

Geschichte mit dem Pferde? Ich habe nur wenig von dem verstanden, was er auf Englisch und gar nichts von dem, was er in seiner Muttersprache sagte."

„Er erzählte uns, daß er einen Kriegszug gegen die Camanchees, einen wilden Indianerstamm im Südwesten unternommen habe. Diese stehlen den Mexicanern Pferde und treiben damit Tauschhandel mit den Aricaras, Kioways, Pawnees und andern Indianern am Missouri."

„Und wie hat er dies schnelle Pferd mit seiner „Nackenkugel *)" gefangen, wie er's nannte?"

„Herr Reginald, das ist der schwierigste Schuß in der Prairie. Ich habe nur wenige Rothhäute gekannt, die ihn thun konnten. Die Jäger im Westen nennens „nicken." Die Kugel muß so geschossen werden, daß sie den Rücken des Pferdes streift, wo der Hals in denselben übergeht. Trifft der Schuß richtig, so stürzt das Thier auf der Stelle, wird eingefangen und die Wunde alsdann geheilt; schlägt die Kugel einen Zoll tiefer ein, so ist das Rückgrat gefehlt oder das Pferd getödtet. Wenige Rothhäute könnens," murmelte der Führer: „und der „Doctor" hier — dabei schüttelte er seine lange Büchse — hat mehr als einmal gefehlt. Aber Kriegsaar hat's gesagt und in seinem Munde sind keine Lügen."

„Sag mir, Baptiste, Etwas über die Geschichte, das Geschlecht und die Heldenthaten meines Bruders."

„Nachher, mein junger Herr. Ich weiß nicht, ob er uns jetzt versteht; aber diese Indianer sind curiose Wesen, brau-

---

*) Nackenkugel. Wahrscheinlich geht der Schuß zwischen dem Hinterhaupte und dem ersten Halswirbel hindurch, durchbohrt die erste und zweite Nackenmuskel-Schicht, besonders den biventer cervicis und das ligamentum nuchae, streift dabei den Bogen des Atlas und verursacht so eine commotio medullae oblongatae et spinalis, wodurch das Thier stürzt.
Anm. des Uebers.

chen's bloß zu hören und verstehen's; ich glaube, die Rothhäute würden wissen, wie sie Ihnen antworten sollten, selbst wenn Sie in dem sonderbaren, deutschen Kauderwälsch sprächen, was Sie drüben über dem großen Wasser gelernt haben. Halt," fügte er hinzu, indem er seine Rifle anlegte, „da giebt's etwas zu thun für den Doctor."

Reginald folgte der Richtung des Laufes mit den Augen, aber er erblickte nichts. Der Führer zielte und brummte vor sich hin: „die Pillen sind ganz klein, aber sie wirken ein Bischen stark." Noch ein Augenblick und er drückte ab; ein plötzlicher Sprung in einem Gebüsche, etwa 50 Schritte weiter hin, war das letzte Todeszucken des unglücklichen Wildes, dessen Lager dem geübten Auge des Jägers nicht entgangen war.

„Brav geschossen," platzte Reginald heraus; „was sagt der Kriegsaar?"

„Gut," erwiederte der Indianer.

„Der Schuß hatte nicht viel auf sich," sagte Baptiste; „aber eure windigen, französischen Leichtfüße würden vorbeigelaufen sein, ohne das Funkeln der Augen dieses Geschöpfs zu bemerken. Unser rothhäutiger Freund sah's deutlich genug, bin Ihnen gut dafür," fügte er mit einem forschenden Blicke hinzu.

„Kriegaars Pfad ist nicht auf der Fährte des Wildes," sagte der junge Häuptling mit düsterem Ernste.

Der Führer belud seine breiten Schultern mit dem Wildpret und die Gesellschaft setzte schweigend ihren Weg fort.

Sie waren noch nicht weit gewandert, als der Indianer Halt machte und sprach: „Kriegsaars Lager ist nahe; will mein weißer Bruder essen und rauchen? — Die Sonne steht hoch; er kann alsdann in seinen großen Wigwam zurückkehren."

Reginald war begierig, seinen neuen Freund näher kennen

zu lernen; der morgendliche Marsch hatte in ihm einen starken Appetit auf einen Schnitt gerösteten Wildprets erweckt; er willigte sogleich ein und bat ihn, voran zu gehen.

Kriegsaar mit den beiden Pferden war einige Schritte vor seinen Gefährten vorauf; Baptiste flüsterte auf französisch: „Nehmen Sie Sich in Acht, Herr Reginald, Sie können in eine Falle gerathen."

„Schäme Dich," erwiederte dieser und ward roth vor Zorn, wie kannst du Verrätherei vermuthen? Sagtest du nicht selber, er könnte nicht lügen?"

„Ihr Vorwurf ist unverdient," sagte der vorsichtige Jäger gelassen; „Kriegsaar könnte nicht allein sein, vielleicht sind Geier bei ihm."

„Und wenn ihrer ein Dutzend da wären," sagte Reginald, „ich will ihm furchtlos folgen — er wird uns nicht ins Unglück bringen."

„Vielleicht haben Sie Recht," war die Antwort des Führers, und schweigend setzte die Gesellschaft ihren Weg fort.

Bald gelangten sie auf einen Platz, wo der Wald lichter und weniger dicht bestanden war. Nekimi trabte fort; er schien den Platz wiederzuerkennen. Der Indianer rief es mit seinem gewöhnlichen, durchdringenden Schrei zurück, und stieß dann noch einen andern, aber schrillendern Ton aus.

Der Führer schüttelte den Kopf, brummte etwas unverständlich zwischen den Zähnen, lockerte zugleich die große Axt an seinem Gürtel und warf die lange Büchse über seinen Arm, um sich ihrer augenblicklich bedienen zu können.

Diese Vorbereitungen entgingen der Aufmerksamkeit Reginalds nicht; zwar sagte er nichts, fühlte sich jedoch unheimlicher, als er eingestehen mochte; denn es fiel ihm auf, daß der Führer, der eine so hohe Meinung von Kriegsaar zu haben schien, Verrätherei oder irgend eine unvorhergesehene

Gefahr befürchtete. Er hatte also noch weniger Grund, zuversichtlich zu sein.

Inzwischen ging der Indianer ruhig und gemessen voran; sie erreichten das Lager *), ein hübsches Plätzchen. Auf der Windseite war es durch ein Dickicht von Rhododendron **) geschützt, nach der andern hinüber, übersah man die Lichtung des Waldes; ein kleiner Fluß schlängelte seinen Lauf dem Strome zu, den unsere Gesellschaft kürzlich verlassen hatte.

Auf einem dicht begras'ten Flecke zwischen zwei ehrwürdigen Stämmen sandte die glühende Asche eines dampfenden Feuers jenen dünnen, blauen Rauch empor, den der Brand grünen Holzes verursacht. Mehrere Klötze davon waren zum Nachlegen aufgeschichtet. Seltsame Knochen und Federn, die unfern zerstreut waren, bewiesen hinlänglich, daß eine Schmauserei nur eben stattgefunden hatte.

Kriegsaar überblickte schnell sein Lager. Dann ließ er Nekimi frei weiden, und band das andere, weniger folgsame Pferd an. Während er so beschäftigt war, flüsterte der Führer leise: „Es stecken ein 3 — 4 Indianer hier herum! Ich seh'e's an den Spuren im Grase; dies Feuer bestärkt mich darin; es ist eine Parthei, die auf den Krieg auszieht — es sind keine Squaws ***) hier. Herr Reginald, halten Sie Augen und Ohren offen, aber zeigen Sie kein Mißtrauen; wenn er uns eine Pfeife anbietet, so kann Alles noch gut gehen.

Obgleich der Führer dies so deutlich sagte, daß Reginald

---

*) Bei den Jägern im Westen heißt jeder Ort, wo man Nachts geblieben, oder auch nur Mittags ein Feuer angezündet hat „Lager" (Camp). Dies ist in unserer Erzählung beständig festzuhalten. —

**) Der Text hat laurel (Lorbeer). So heißt in den westlichen Staaten das Rhododendron oder die Alpenrose.

***) Squaws heißen die Weiber der Indianer.

jede Silbe verstand, war er doch scheinbar emsig beschäftigt trockene Zweige in's Feuer zu werfen und die Häute, so wi das Wildpret abzuwerfen, womit er beladen war. Der In dianer nahm jetzt aus der Höhlung eines der alten Stämm eine Pfeife, deren Kopf von rothem Sandsteine und deren Rohr mit bunten Igelborsten reich verziert war. Auch zog e einen ledernen Beutel, in welchem sich Kinne-Kinek *) befand hervor. Er stopfte die Pfeife, brannte sie an, setzte sich in geringer Entfernung vom Feuer nieder und lud Reginald würdevoll ein, sich zu seiner Rechten, so wie den Führer, sich zur Linken niederzulassen. Sobald sie saßen, zog Kriegsaa eine große Rauchwolke ein, blickte ehrfurchtsvoll zum Himme empor, puffte den Dampf aus, um ihn dem großen Geist zu weihen und sagte dann ganz einfach: „Mein Bruder ist willkommen.“ Hierauf gab er zuerst Reginald und dann Baptiste die Pfeife.

Einige Zeit lang rauchten sie schweigend. Man vernahm nichts, als das Knistern des Holzes und dann und wann das Zwitschern eines Rothkehlchens in den nahen Gesträuchen. Dieses Schweigen gefiel dem glühenden, hitzigen Reginald nicht allzusehr; plötzlich wandte er sich, wie folgt, an den Indianer:

„Hat sich mein Bruder von seinem Stamme getrennt?“

Eine Wolke zog sich auf der Stirn des Häuptlings zu sammen; der Führer glaubte, daß diese unselige Frage einen Zornessturm nach sich ziehen würde; aber der Indianer blickte

---

*) Kinne-Kinek heißt ein Gemisch, welches die Indianer aus Taback, den trockenen Blättern des Sumak und der kleinge wiegten, innern Rinde der Weide machen. Der Geschmack ist keineswegs unangenehm; das Wort selbst ist aus der Dela ware-Sprache; das Gemisch aber unter vielen Stämmen ge bräuchlich.

fest in das offene, freimüthige Antlitz des Sprechenden und erwiederte mehr traurig, als heftig: „Der Kriegsaar hat wenige Genossen; die Gebeine seiner Väter sind nicht fern!“

Unser Held, begierig, einen Gegenstand abzubrechen, der seinem neuen Freunde schmerzlich zu sein schien, wandte das Gespräch auf seine Ausrüstung und bemerkte: „Mein Bruder wandert furchtlos umher; er ist fast ohne Waffen.“

Der Indianer ließ seine Hand nachlässig auf seiner Keule ruhen und sprach mehr für sich, als zu seinen Gefährten gewendet: „Sie hat Blut gekostet; frage die Dahcotahs!“

„Die Dahcotahs sind Hunde,“ sagte der Führer ärgerlich. „Ihre Häute sind roth, aber ihre Herzen sind weiß!“

Der Kriegsaar warf einen durchdringenden Blick auf ihn und fuhr fort: „Groß-Beil ist ein Krieger; er hat geraucht, geschmaust und gefochten unter den Lenapé *); er hat mehr als einen Dahcotah-Häuptling erschlagen. Aber Groß-Beil kann nicht ruhen. Der Scalp seiner Mutter hängt in den Hütten der Assiniboins **): ihr Geist ist unruhig in den dunkeln Jagdgefilden.“

Baptiste antwortete nicht; er biß sich auf die Lippen; das schmerzliche Zucken seiner Muskeln und die Verzerrung seiner Züge zeigte, wie sehr ihn die Rachegedanken beschäftigten, welche das Wort des Indianers wieder in ihm weckte und anschürte.

„Das also,“ dachte Reginald, „ist die Ursache des wüthenden, unauslöschlichen Hasses, den Baptiste immer gegen diese Sioux gehegt hat? Ich kann mich nicht darüber wundern!“ Jedoch setzte er das Gespräch über die Rüstung sei-

*) Die Delawaren selbst nennen sich Lenni-Lenapé „das alte Urvolk.“

**) Assiniboins, ein mächtiger, kriegerischer Stamm der großen Dahcotah oder Sioux-Nation.

nes Freundes fort: „Meines Bruders Keule ist stark un groß; der eiserne Zacken an ihrer Spitze ist scharf; aber d Rifle tödtet von fern und die weißen Männer sind nicht Al seine Freunde!“

„Kriegsaar hat Augen und Ohren; er kann die Schlan gen im Grase schlüpfen sehen,“ war die ruhige Antwort.

„Ja, aber mein Bruder ist sorglos,“ sagte Reginald la chend; „Groß-Beil, wie Du ihn nennst und ich sind zwe Männer, Beide stark und mit Rifles bewaffnet; wären wi nicht seine Brüder, so würde Kriegsaar in Gefahr sein.“

„Der böse Geist ließ das Wasser schwellen und macht die Pferde zu stark für den Kriegsaar,“ erwiederte Letztere mit Bezug auf den morgendlichen Vorfall, „aber seines Bru ders Rifle könnte ihn nicht verletzen.“

„Warum?“ fragte Reginald.

„Der weiße Krieger,“ sagte der Indianer, „hat mit seiner Bruder geraucht und sein Geschenk angenommen; der gro ße Geist hat auf sein Gesicht geschrieben, daß er keine Lüge sprechen kann.“

„Du hast Recht, mein braver Freund,“ sagte Reginald nicht wenig erfreuet über dies natürliche, ungeschminkte Com pliment; „aber wenn Du mit weißen Männern in Stre geräthst, welche Rifles führen und Lügen reden? Wa dann?“

„Kriegsaar ist immer bereit,“ sagte dieser in demselbe gelassenen Tone; „Groß-Beil ist ein großer Krieger — au mein Bruder wird manchen Scalp nehmen, aber wären ih Zungen gespalten — wären ihre Herzen schlecht, so würde Beide auf der Stelle sterben, wo sie sitzen. Sie haben w der Augen noch Ohren, aber der Lenapé ist ein Häuptlin und sie sind hier so sicher, als in dem großen Dorfe d Weißen.“

Dieser, wie er fühlte, nicht ganz unverdiente Tadel kränk

den Führer, allein er ließ es nicht merken; nur strengte er die Organe des Gehörs und des Gesichts, welche die Rothhaut so verächtlich behandelt hatte, auf's Aeußerste an. Vergebens; der Wald schien ringsum in das tiefste Schweigen gehüllt zu sein. Reginalds Augen waren bei dieser Gelegenheit schärfer. „Beim Himmel, der Indianer redet die Wahrheit," sagte er, „ich sehe sie ganz deutlich, einer — zwei — drei — und wir sind auf Gnade oder Ungnade in ihren Händen!"

Reginald hatte diese Worte auf Französisch gesagt und der Führer antwortete ihm in der nämlichen Sprache: „„Sie sehen Indianer, Herr Reginald? Ich sehe nur Stämme, Klötze und Gras; wenn Sie Recht haben, bin ich eine Eule und kein Jäger!""

„Sieh nur 'mal scharf hin," sagte unser Held ruhig, „dort bei dem alten, umgestürzten Baumklotz, ein funfzig bis sechzig Schritt rechts von Dir, liegen drei dünne Parallelen —'s sind Flintenläufe; vor einer Minute schien die Sonne darauf. Ihre Mündungen sind gerade auf uns gerichtet!"

„„Wahrhaftig! jetzt sehe ich sie auch, Ihre Augen sind jünger als meine,"" sagte Baptiste, offenbar mehr hierdurch, als durch die drohende Gefahr außer Fassung gebracht. Dann fügte er leise und in entschlossenem Tone hinzu: „„Sie müssen sehr richtig schießen, wenn sie mich verhindern wollen, diesen bodenlosen, trügerischen Schurken mit auf die lange Reise zu nehmen!""

Während dieser ganzen Unterredung saß Kriegsaar still und schweigsam da; nur dann und wann blies er eine Rauchwolke aus. Reginald trat der Gefahr mit dem ihm eigenen, kecken, kühnen Muthe entgegen; Baptiste mit der kühlen Entschlossenheit, welche ein vielbewegtes Leben voll ernster Gefahren, denen er oft kaum entronnen war, unter List und Gegenlist bei ihm erzeugt hatte.

„Kriegsaar," sagte der Erstere, „Du redest wahr; Groß-Beil und ich, wir hatten unsere Augen geschlossen; jetzt sind sie offen. Ich erblicke Deine Krieger."

Der Indianer sah starr und forschend den Redner an; ein kühner, freier, furchtloser Blick begegnete dem seinigen. „„Wo kann mein weißer Bruder Krieger sehen?"" fragte er.

„Dort, bei jenem Klotze blinken ihre Waffen; die Mündung ihrer Büchsen ist gerade auf uns gerichtet."

„„So ist es,"" sagte Kriegsaar; die rothen Männer sind auf dem Kriegspfade. Sie suchen Blut. Ist mein weißer Bruder nicht erschrocken?""

„Der Kriegsaar ist ein Häuptling," erwiederte der junge Mann; „er kann nicht lügen — er hat gesagt, sein weißer Bruder sei hier eben so sicher, als in dem Wigwam seines Vaters!"

Wieder warf der Indianer einen durchdringenden Blick auf ihn, und wieder traf er dasselbe furchtlose, vertrauensvolle Lächeln. Mit größerer Bewegung und Rührung, als er bisher gezeigt hatte, sagte er: „Der große Geist hat meinem weißen Bruder das kühne Herz eines Lenapé gegeben!"

Dabei machte er den im Hinterhalte liegenden Kriegern ein Zeichen; sie erhoben sich, kamen hinter dem großen, umgestürzten Baumstamme, der sie bisher verborgen hatte, hervor und schritten langsam auf das Lager zu. Es waren ihrer drei; zwei davon schienen rüstige Männer von mäßiger Größe, aber symmetrischen Proportionen zu sein; der dritte war ein Jüngling von etwa siebzehn Jahren. Die Gesichter der beiden Erstern waren mit schwarzen Streifen bemalt, die ihnen ein wildes, groteskes Ansehen gaben; sie waren nur leicht mit Jagdhemden, Gamaschen und Mocassins — Alles von Elendsfell — bekleidet. Jeder führte einen Tomahawk, e[in] Scalpirmesser und eine Büchse; der junge Bursche hatte sta[tt]

aller Waffen bloß eine Büchse; sein Jagdgewand war fantastisch mit Troddeln von Igel-Stacheln verziert und um den Leib mit einem Gürtel befestigt, der mit farbigen Knöpfchen bebuckelt war. Seine Gamaschen waren mit Franzen besetzt; seine Mocassins mit Igel-Stacheln bunt durchflochten. Seine Gestalt war groß und schlank; seine Züge dünkten Reginald, als er sich näherte, noch auffallender und schöner als die des Kriegsaars. Seine Schönheit hätte zu weiblich scheinen können, wäre nicht die Rabenschwärze seines Haares und das durchbohrende Feuer seiner dunkeln Augen gewesen. Die drei Indianer kamen schweigend heran — der Jüngling vorauf — und traten vor Kriegsaar hin.

In seiner Muttersprache befahl er ihnen sich zu setzen und mit den weißen Männern die Friedenspfeife zu rauchen. Dies thaten sie mit Ausnahme des Jünglings, der noch nicht waffenfähig war, und sie daher unberührt weiter gab. Als die Pfeife herumgegangen war, redete Kriegsaar seine Parthei an; er erzählte die Ereignisse des Morgens; Reginald war überrascht von dem wunderbaren Ausdruck und der ungemeinen Biegsamkeit seiner Stimme, und wenn er gleich kein Wort von seiner Sprache verstand, so glaubte er es doch zu errathen, als der Häuptling seinen Sturz ins Wasser und seine Errettung durch das Jagdmesser des weißen Mannes erzählte.

Hier konnte der junge Indianer seine Aufregung nicht verbergen; sein leuchtendes Auge hing am Munde des Sprechenden; jeder Zug seines klugen Gesichtes strahlte von liebevoller Theilnahme. Als Kriegsaar erzählte, wie er ins Wasser geschleudert, vom Hufschlag des Pferdes betäubt und von den rauschenden Wogen bedeckt worden war, schlüpfte ein hastiger Ausruf von den Lippen des Jünglings; und als sein Häuptling beschrieb, wie der weiße Krieger untergetaucht und den Strick zerschnitten habe, in welchem er verwickelt

war, wie er ihn an die Luft und ins Leben zurückgebracht, da war er unfähig seine Gefühle zu beherrschen, warf sich in Reginalds Arme und rief in gutem Englisch aus: „Der große Geist belohne den weißen Krieger; er hat mir meinen Häuptling — meinen Bruder gerettet!"

Ueber diesen Ausbruch des Gefühls bei einem Jüngling von einem Volke, welches so früh seine Gefühle verbergen und beherrschen lernt, war Reginald nicht weniger erstaunt als Baptiste. Sein Erstaunen über die Reinheit und Deutlichkeit seines Accentes beim Sprechen des Englischen war nicht geringer.

„Ich habe nur gethan," erwiederte Reginald freundlich, „was Du an meiner Stelle auch gethan hättest, mein Junge."

„„Du bist ein großer Krieger,"" sagte der Jüngling und ließ sein Auge über den kräftigen Körper Reginalds schweifen, „„Wingenund wäre in den Strom gesprungen und mit Kriegsaar zusammen gestorben.""

„Heißest Du denn „Wingenund," mein Junge?"

„„Das war der Name meines Ahnherrn,"" sagte der Jüngling stolz. „„Noch habe ich keinen Namen, allein Kriegsaar sagt, ich würde bald einen erhalten und ich mag gar keinen andern.""

„Du wirst den Namen Deines Ahnherrn verdienen; bin davon überzeugt," sagte Reginald. „Wie heißt meiner Sprache?"

„„So viel als der „Geliebte.""

„Der Junge sagt die Wahrheit," murmelte der F welcher kein Wort von Allem, was vorging, verloren obwohl er eifrig beschäftigt war, mit seinem Messer ein gel abzurunden. „Er sagt nur die Wahrheit; ich seinen Ahnherrn gut; ein bessere[illegible]es Herz schl im Stamme der Lenapé."

Der Jüngling warf einen dankbaren Blick auf das gleichsam verwitterte Gesicht des Jägers. Es wäre schwer gewesen, anzugeben, ob Stolz, Vergnügen oder Schmerz in dem Ausdrucke seiner Augen vorherrschte, als er sie niederschlug. —

„Sage mir," begann Reginald von Neuem, „wie geht es zu, daß Du so gut als ein weißer Mann, englisch sprichst?"

„„Der gute Vater und Olitipa haben es mich gelehrt.""

Reginald blickte den Führer fragend an; diese würdige Person schüttelte das Haupt und sagte: „Der Junge spricht in Räthseln; aber sie sind nicht schwer zu entziffern. Der gute Vater muß irgend ein Missionär oder Pfaffe sein; Olitipa heißt in Ihrer Sprache etwa „der hübsche Prairie-Vogel;" wahrscheinlich der Name eines Delaware-Weibes — vielleicht seiner Schwester!"

„„Kehella là — so ist es —"" sagte der Jüngling; „„Olitipa heißt in Eurer Sprache „der hübsche Prairie-Vogel" und sie ist meine Schwester.""

„Wo ist der Prairie Vogel?" fragte Reginald, welchem die Naivität des Jünglings Vergnügen machte.

„„Weit, weit weg, jenseits des großen Flusses! Aber wir werden bald zurückkehren; nicht wahr?"" sagte der Jüngling und blickte schüchtern und fragend zu Kriegsaar hinauf.

„Pechu lenitti — Bald —" antwortete der Häuptling; dann neigte er sich gegen den Jüngling und flüsterte ihm einige Worte zu, worauf dieser sich erhob, um die erhaltenen Befehle auszuführen.

Reginald blieb nicht lange in Unwissenheit über ihren Inhalt; in wenigen Minuten hatte der thätige Jüngling das Feuer wieder angeschürt und war eifrig beschäftigt einige Schnitte Wildpret zu rösten. Der aufsteigende, liebliche Bra=

tengeruch war nach den Anstrengungen des Morgens Keinem der Anwesenden unangenehm.

„Herr Reginald,“ sagte der Führer, „Ihr dummer Papagei da zu Hause, der Gustav Perrot, erzählt immer so hübsche Geschichtchen von dem, was er in Europa gesehen hat, und schwatzt von den süßen Düften der Rosen und von den holden Klängen der Musik, bis die Mädchen glauben, er sei ein Poet, oder ein Bücherschreiber: aber haben Sie je einen Duft gerochen oder eine Musik vernommen, schöner als dies Prizzeln und' Prazzeln einiger duftenden Stücke fetten Wildprets nach einer sechsstündigen Jagd in den Wäldern?“

„„Nicht leicht,““ sagte Reginald lachend; „„aber wir sind auch bloß Jäger und Herr Perrot ist ein Mann von Geschmack.““

„Wer kommt denn dort?“ brummte der Führer, als ein Indianer in der Entfernung erschien. „Freund Kriegsaar, ist dies ein Anderer von Deinen Begleitern?“

„„Ja,““ entgegnete der Häuptling, „„jetzt sind Alle da.““

Der neue Ankömmling war ein kräftiger Mann von athletischer Gestalt; sein Gesicht war auf der einen Seite schwarz, auf der andern mit rothen Streifen bemalt. Die Aermel seines Jagdgewandes waren so kurz und lose, daß seine Arme sichtbar waren. Auf den einen war eine Eidechse eintätowirt, am andern trug er ein ehernes Armband. Seine Gamaschen und Mocassins waren beschmutzt und abgerissen, und der Schweiß, der aus seinen verworrenen Haaren troff, bewies, daß er schnell und weit gewandert sei. Wie die Uebrigen war er mit einer Rifle, dem Tomahawk und dem Scalpirmesser ausgerüstet; sein Gesicht, so weit man dasselbe durch die Malerei hindurch erkennen konnte, trug den Ausdruck der List und wilden Rohheit. Obgleich es ihn wahr-[illegible]ch höchlich überraschte, zwei weiße Männer so freund-

schaftlich bei seinem Häuptling sitzen zu sehen, nahm er doch weder von ihnen, noch von den Uebrigen Notiz, sondern setzte sich schweigend auf der andern Seite beim Feuer nieder, ohne daß er, oder ein Anderer eine Frage that. Dann brannte er seine Pfeife an und rauchte.

„Herr Reginald," sagte Baptiste auf Französisch; „der Kerl gefällt mir nicht. Ich weiß nicht, wie er zu unserm Freunde hier kommt; er gehört zu einem andern Stamme und ich habe ihn schon früher gesehen."

Inzwischen hatte der kunstverständige Jüngling seine Wildpret-Schnitte geröstet; jetzt brachte er auf einigen großen Blättern, die er gesammelt hatte und die bei dieser Gelegenheit statt der Teller dienten, Reginald das erste Stück; das zweite bot er Baptiste, das nächste dem Kriegsaar und so im Kreise herum, bis Alle bedient waren. Dann nahm er seinen Platz dicht beim Häuptling und bei seinem neuen Freunde ein, ohne selbst Etwas zu genießen. Während des Mahles sprach der zuletzt angekommene Indianer viel heimlich mit seinem Nachbar und schien die Blicke seines Häuptlings und der beiden weißen Männer sorgfältig zu vermeiden.

„Tarhé," sagte Kriegsaar und wendete sich an ihn, „ist für den Fremdling kein Tassmanané*) mehr da? Er ist mein Bruder, und sein Pfad ist lang gewesen."

Tarhé ging nach seinem Verstecke, welches nur wenige Schritte entfernt war, nahm zwei bis drei kleine Kuchen heraus, brachte sie herbei, indem er hinter dem Häuptling herumging, bot einen davon unserm Helden an und als dieser ihn entgegennehmen wollte, zog der Abscheuliche das Messer aus dem Gürtel und stieß nach dem Rücken des arglosen Reginald.

---

*) Tassmanané ist eine Art Brod, welches die Delawaren für lange Reisen bereiten. Es wird aus sehr fein gepulvertem, mit Ahorn-Zucker versüßtem Mais gemacht.

Er wäre dem sichern Tode verfallen, wenn sich nicht der edelmüthige Jüngling zwischen den Wilden und sein Schlachtopfer geworfen hätte. Das Messer drang ihm durch den Arm; der Stoß war jedoch mit solcher Kraft geführt, daß es trotzdem Reginald leicht an der Schulter ritzte.

Kriegsaar sprang wie ein Tieger vom Boden auf und schmetterte mit einem Schlage seiner furchtbaren Keule den Schurken zur Erde; dann wendete er sich mit zornfunkelnden Augen plötzlich zu den beiden andern Indianern und fragte, ob sie an Tarhé's Verrätherei Theil gehabt hätten. Keiner hatte sich vom Flecke gerührt und Beide erklärten, nicht um seine Absicht gewußt zu haben. Zu Ihrem Glücke glaubte ihnen der Häuptling; dieser elende Verrath hatte das in ihm schlummernde Feuer geweckt und die Adern an seinen Schläfen traten wie blaue Stricke hervor.

Reginald sprang auf und flog zu dem verwundeten Jüngling hin, dessen Züge ein Lächeln der Freude erhellte. „Sage mir, mein braver, mein hochherziger Junge, bist Du stark verletzt?“

„„Nein,““ sagte er, „„ich würde tief verletzt gewesen sein, wenn Kriegsaars Lager mit dem Blute seines weißen Bruders befleckt worden wäre.““

Selbst der harte Baptiste konnte seine Bewunderung über das Benehmen des edeln Jünglings nicht unterdrücken. Dieser blickte fest auf Kriegsaar; Aufregung und Stolz belebten seine Züge. Das Messer stak noch bis an den Griff in seine Arme.

„Kriegsaar!“ sagte Baptiste, „die Lenapé sind Männer — ihre Knaben sind Krieger; dieser Hund ist kein Lenapé,“ fügte er hinzu und zeigte auf die am Boden ausgestreckte Leiche Tarhé's.

„„Tah-Delamattenos *) — Nein, er ist ein Wyandot,““ — sagte der Häuptling verächtlich. Der Jüngling trat jetzt einen Schritt näher und mit bescheidener Würde vor seinen Häuptling hin. Langsam zog er das rauchende Messer aus dem Arme, während ein Strom von Blut aus der Wunde stürzte; keine seiner Muskeln zitterte; keiner seiner Züge änderte seinen Ausdruck, als er mit sanfter, melodischer Stimme sprach: „Kriegsaar, wird Wingenund nun seinem Enkel erlauben, seinen Namen zu führen?“

„„Wingenund!““ sprach Kriegsaar und blickte mit liebevollem Stolze auf ihn nieder, „„die Häuptlinge sollen beim Raths-Feuer erfahren, daß das Blut des Vielgeliebten noch in eines jungen Kriegers Adern fließt!““

„Freund,“ sagte Baptiste zum Häuptling, „es ist keine Zeit zu verlieren; der Bursche wird sich verbluten.“

Reginald sprang zu, schloß die klaffende Wunde, so gut er konnte und band sein Schnupftuch fest darum.

Es war in der That keine Zeit zu verlieren; der Blutverlust war für den jugendlichen Körper zu stark gewesen. Ein schmerzlicher Schwindel überfiel ihn; kaum hörbar murmelte er: „Der weiße Krieger ist gerettet und Wingenund ist glücklich.“ Dann sank er bewußtlos in Reginalds Arme.

---

*) „„Tah-Delamattenos. — Nein, e[illegible] Wyandot.““ Dieser Stamm hatte die Gegend [illegible]en von Ohio und im Nordwesten von Pennsylvani[illegible]e. Sie sprachen einen Dialect des Irokesischen und [illegible]ter dem Namen „Huronen“ bekannter. Bisweil[illegible]en sie mit den Delawaren, welche sie, wie oben, be[illegible]ten.

Siebentes Capitel.

Einiges aus der Geschichte der beiden Delawaren und Baptiste's. Letzterer kehrt mit Reginald nach Mooshanne, dem Wohnorte Obrist Brandons zurück.

„Er wird sterben, fürchte ich," sagte Reginald tief bekümmert und über die leblose Gestalt des verwundeten Jünglings gebeugt.

„„Sterben?"" sagte Kriegsaar fast heftig; „„ja, er wird sterben; aber nicht vom Bisse jener Schlange."" Dabei wies er auf die Leiche des Wyandoten. „„Er wird sterben, wenn der große Geist es befiehlt, aber bevor er stirbt, sollen die Mörder seines Vaters seinen Kriegsruf hören; sein Tomahawk soll sich in ihrem Blute röthen, ihre Scalpe an seinem Gürtel hängen! Dann mag Wingenund zu seinen Vätern in die glücklichen Jagdgefilde heimkehren.""

„Mein Bruder!" sagte Reginald ernst und immer noch Wingenunds fühllosen Körper unterstützend, „leite diesen Jüngling nicht dazu an, das Blut der weißen Männer zu vergießen. Er kann die, welche dahin gegangen sind, nicht zurückrufen. Wir haben ein Buch, welches der große Geist unsern Vorvätern gegeben hat; es enthält seine eigenen Worte und er sagt uns: „die Rache ist mein;" auch gebietet er uns unsern Widersachern zu vergeben, wenn wir sein Wohlgefallen erregen wollen. Seine Pfeile sind sehr spitz; sein Zorn ist heftig; seine Gerechtigkeit sicher. Ueberlaß es ihm die Mörder zu züchtigen, und lehre „den Vielgeliebten" die weißen Männer als Freunde betrachten."

Der Häuptling schien eine Minute lang in tiefes Nachdenken versunken zu sein; plötzlich erwachte er aus seinem Traume und sprach leise einige Worte zu einem seiner Leute, der sofort aufbrach und im Walde verschwand.

Dann erwiederte Kriegsaar in einem mehr melancholischen

als vorwurfsvollem Tone: „Der große Geist spricht mit den rothen Männern nie in Worten; wenn er zürnt, dann donnert er; wenn er zufrieden ist, sendet er Regen und Sonnenschein, läßt Korn und Früchte wachsen und süßes Gras sprießen zur Nahrung des Wildes. Mein Bruder sagt, der große Geist habe klar in Worten zu den weißen Männern geredet, und diese Worte seien in einem Buche aufgezeichnet. Kriegsaar glaubt es, weil seines Bruders Zunge nicht gespalten ist; aber er möchte fragen: „hörten auch die weißen Männer, welche Nachts, wie Wölfe in das Lager der Hindinn kamen und den Vater, die Verwandten und die kleinen Schwestern Wingenunds mordeten — hörten auch diese des großen Geistes Worte?“

„„Mein Bruder,““ sagte Reginald, „„unter den weißen Männern giebt es viele Wölfe und Schlangen; Männer, deren Hände blutig, deren Zunge gespalten ist. Der große Geist verbietet uns nicht, zu unserer oder unserer Wigwams Vertheidigung, zum Schutze unserer Kinder oder Freunde, solche Menschen zu bestrafen, ja zu tödten. Er ist auf Kriegsaar nicht erzürnt, weil er diesen Huronen niedergehauen, dessen Hand erhoben war, um seines Bruders Blut zu vergießen; aber wenn viele Sommer das Gras über den Gräbern der Beleidigten wachsen und treiben ließen, dann befiehlt der große Geist den Menschen ihren Zorn ruhen zu lassen, ihre Streitaxt zu begraben und zu vergeben.““

„Das mag so sein,“ sagte Kriegsaar ernst; „der gute Vater im westlichen Jagdgebiete hat dasselbe gesagt. Olitipa, deren Stimme gleich der des Spottvogels ist, Olitipa, die Wahrheit spricht, auch sie hat es gesagt; allein es unkel; Kriegsaar kann es nicht erkennen.“

Ler ist der Prairie-Vogel?““ fragte Reginald, dessen l durch die Erwähnung dieses seltsa- rden war.

Ehe der Häuptling antworten konnte, kehrte der Indianer, welchen er fortgeschickt hatte, mit einer Masse von verschiedenen Blättern, Kräutern und Wurzeln zurück, die er zerquetscht und zu einer Art zähen, klebrigen Breies verwandelt hatte. Kriegsaar nahm die Binde vom Arme des Jünglings, untersuchte sie sorgfältig, legte einen Theil des Gemisches auf beide Ränder der Wunde und verband sie fester und geschickter als vorher. Dann nahm er ihn, wie ein Kind, auf seine Arme, trug ihn hinüber an den Bach, wusch ihm die Schläfe wiederholt mit Wasser und rieb ihm Hände und Füße mit aller Kraft. Bald stellte sich die unterbrochene Respiration wieder ein und das Bewußtsein kehrte zurück.

Sobald er sich in so weit erholt hatte, daß er fähig war zu sprechen, setzte sich Reginald neben ihm nieder und erschöpfte sich in feurigen Danksagungen und freundlichen Worten, wie sein edles Herz sie ihm eingab. Während sie sich mit einander unterhielten, trat Baptiste zum Häuptling, zeigte auf den Leichnam des Wyandoten, der noch auf derselben Stelle lag, und sagte: „Gewiß, er ist todt!“

„„Allerdings;““ erwiederte der Andere ernst; „„wenn Kriegsaar zürnt, schlägt er nicht zweimal auf seines Feindes Stirn.““

Der Führer kehrte den Körper um; die eiserne Spitze der Keule war gerade zwischen den Augen tief in's Gehirn eingedrungen; der Tod mußte augenblicklich erfolgt sein. Der Häuptling rief die beiden Indianer herbei und befahl ihnen die Leiche zu begraben, wo sie sicher vor Wölfen und Geiern wäre. „Aber,“ fügte er finster hinzu, „bezeichnet die Stätte nicht für seine Freundschaft; er starb wie ein Hund, und Niemand soll ihn betrauern.“

Die Indianer gingen um diese Befehle aus; während der Führer gegen den Häuptling bemerkte: „... Hurone ist nicht lange beim Kriegsaar gewesen.“

„„So ist es, — aber, woher weiß Groß-Beil dies?““

„Sein Auge hat ihn mehr als einmal gesehen; Groß-Beil sieht Alles, aber er kann schweigen.“

„„Groß-Beil ist ein Krieger,““ entgegnete der Häuptling, „„er hat Vieles gesehen und mit den weißen Männern gesprochen. Weiß er, warum jener Hurone den tapfern, weißen Jüngling tödten wollte?““

„Ja,“ erwiederte Groß-Beil. Da er sich nicht weiter erklärte, so fragte Kriegsaar nicht mehr; dies wäre gegen die Gesetze indianischer Höflichkeit gewesen. Baptiste wandte das Gespräch auf einen andern Gegenstand und sagte: „Es ist seltsam, daß Kriegsaar auf dem Kriegspfade fern von seinem Dorfe außer dem verwundeten Jüngling nur Fremde zu Gefährten haben sollte.“

„„Was meint Groß-Beil?““

„Er meint,“ erwiederte der Führer, „daß die Beiden, welche jetzt den Huronen begraben, Männer aus dem Süden*), und nicht Lenapé sind.“

„„Groß-Beil hat Augen und Ohren offen; woher weiß er, daß er die Wahrheit redet,““ sagte der Häuptling.

„Weil er Augen und Ohren hat,“ entgegnete der Führer. „Glaubt Kriegsaar, daß Groß-Beil, nachdem er zwanzig Jahre unter den rothen Völkerschaften gejagt hat, die Mocassins und die Sprache eines Shawanon noch nicht unterscheiden könnte? Ich erkenne sie auf einen Blick,“ fügte er mit schlauem Lächeln hinzu; so gut, als ich den Kriegsaar in der

---

*) Männer aus dem Süden — in der Delawaren-Sprache Chaona-no oder Shawano — den Amerikanern unter dem Namen „Shawnees“ bekannt. Dieser mächtige Stamm war gewöhnlich mit den Lenapé verbündet, und bewohnte die Landstriche auf ihrer westlichen Gränze. Um die Zeit, in die unsere Erzählung fällt, waren sie an den Ufern des Muskingum und Wabash, zahlreich vorhanden.

Fähre erkannte, obwohl er, wie sie, sein Gesicht gleich den Mengwe's *) bemalt hat."

„„Groß-Beil redet die Wahrheit,"" erwiederte der Häuptling trocken, ohne sein Erstaunen oder sein Mißfallen über den Scharfblick des Führers merken zu lassen. „„Es sind Shawanons; sie jagen jenseit des großen Stromes mit den Lenapé und sind Brüder.""

Damit brach er das Gespräch ab und wandte sich nach Wingenund um, den er mit Reginald so angelegentlich und vertraulich sprechen sah, als wären Beide längst genau mit einander bekannt gewesen. Mit zufriedenem Lächeln betrachtete er die beiden Freunde, als der Führer seinen Begleiter erinnerte, daß die Sonne bereits sänke, daß sie noch einige Meilen zu durchwandern hätten und daß der Obrist besorgt und ungeduldig werden könnte.

„Du hast Recht," sagte Reginald und sprang auf. „Ich muß von meinem Bruder und von meinem jungen Lebensretter Abschied nehmen; allein wir wollen bald wieder zusammentreffen, mit einander jagen und Freunde sein."

„„So sei es,"" sagte der Jüngling mit unverhohlener, freudiger Wallung, „„Wingenund wird dem Prairie-Vogel sagen, daß der weiße Krieger, welcher Kriegsaar aus dem tiefen Wasser rettete, kommt, um sie zu sehen und sie wird ihm danken.""

Während dieser Unterredung ging der Häuptling hin und befestigte eine starke Halfter am Kopfe Nekimi's; dann führte er das Thier seinem neuen Herrn zu. Jetzt löste Reginald den mit silbernen Buckeln beschlagenen Gürtel mit dem daran hängenden Jagdmesser und umgürtete den Jüngling damit

*) Mengwe oder Mingoes — der delawarische Name besonders der in den nördlichen Staaten der Union wohnenden Indianer, welche als „Irokesen" bekannter sind.

indem er sagte: „Wingenund muß dies tragen und seinen weißen Freund nicht vergessen."

Die Augen dieses Jünglings funkelten vor Freude bei Empfang dieser Gabe; noch zu schwach um aufzustehen, murmelte er leise: „„Wingenund wird ihn nie vergessen.""

Der Häuptling nahm den Führer bei Seite und frug ihn in seiner Muttersprache: „Wie heißt mein weißer Bruder?"

„„Ich nenne ihn „Herr Reginald.""

Mehrmals versuchte Kriegsaar vergeblich diese Laute nachzuahmen dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Der Name ist nicht gut. Sein Lenapé'scher Freund will ihn „Netis" nennen."*) Sobald Reginald von dem Vorgange und von dem Sinne seines neuen Namens unterrichtet wurde, nahm er ihn mit Vergnügen an und Wingenund wiederholte ihn oft beim Lebewohl.

Kriegsaar bestand darauf, ihn zu begleiten, und führte Nekimi durch den Wald, bis sie den breiten Fahrweg erreichten, der vor Obrist Brandon's Hause vorbei über die andern Höfe vorbei nach Marietta hinein führte. Auf dem Wege flüsterte Reginald dem Führer zu, er möchte gesprächsweise aus dem Häuptling herauszubringen suchen, welches Geschenk ihm wohl am angenehmsten wäre; sei es ein Kleid, ein Schmuck oder irgend eine Geräthschaft. Baptiste wußte seine Unterredung mit Kriegsaar so geschickt zu lenken, daß er bald erfuhr, dieser habe bei seinem letzten Ausfluge seine Rifle verloren und der Schießbedarf sei ihm ausgegangen. Jetzt traten sie aus dem Walde auf die Landstraße, wenn man

---

*) Die Aussprache der Worte „Herr Reginald" mußte dem Häuptling schwer fallen, denn im Alphabet der Delawaren kommt kein **r** vor, obgleich es einigen von ihnen gelingt, es zu sprechen. „Netis" heißt in ihrer Sprache ein vertrauter Freund; einer, dem alle Geheimnisse anvertrauet sind.

den Weg so nennen konnte, der nach Marietta führte. Der Indianer übergab Reginald die Halfter, woran er Nekimi führte, und erklärte, er wolle in sein Lager zurückkehren. Unser Held nahm ihn bei der Hand und sagte: „Netis wünscht seinen Bruder morgen Mittag auf dieser Stelle zu sehen."

„„Kriegsaar wird kommen,"" war die kurze Antwort. Dann schüttelte er den beiden Weißen herzlich die Hand, wandte sich und verschwand zwischen den Bäumen.

Reginald und der Führer waren nicht allzuweit von Obrist Brandons Hause entfernt, aber sie kamen nur langsam vorwärts, da sich Nekimi heftig sträubte, seinem neuen Herrn zu folgen. Das Thier wieherte, blies die Nüstern auf, bäumte sich und machte alle nur möglichen Sätze, um sich loszureißen. Kriegsaar hatte dies vorhergesehen und die zähe Halfter von frischem Thierfell verspottete alle Anstrengungen des Thieres, zu entwischen.

„Das war ein Tag, reich an den seltsamsten Abenteuern," sagte Reginald; „es war einer der schönsten meines Lebens."

„„Ei nun, Herr Reginald, es war ein Tag voller Begebnisse, wie sie so vorkommen; Sie waren zweimal hart am Rande der andern Welt; das eine Mal durchs Wasser, das andere Mal durch kaltes Eisen.""

„Mit dem Wasser hatte es nicht viel auf sich," sagte Reginald lachend; „der Hufschlag, den ich am Kopfe erhielt, war das Schlimmste; aber der schändliche Mordanfall des Huronen macht mich noch schaudern! Entsetzlich! Jemand Nahrung zu reichen, und während er sie nimmt, ihn durchbohren! Ich glaubte, solche Dinge wären in der Geschichte der Indianer unbekannt."

„„Beinahe,"" sagte Baptiste. „„Aber ein Hurone — und ein Dahcotah,"" fügte er bitter hinzu — „„würde einen Bruder ermorden, um seinen Rachedurst zu stillen!""

„Aber ich hatte ihn ja nie beleidigt, Baptiste.“

„„Sein Gedächtniß ist besser als das Ihrige, Herr Reginald. Sein Bruder und er waren Anführer in dem unglücklichen Treffen im Norden des Gebietes der Miami, wo St. Clair von den Indianern geschlagen wurde. Ich war dabei. Die Pillen des „Doctors“ thaten ziemliche Dienste, wollte indessen nicht viel sagen. Obrist Brandon that, was nur ein Mensch thun kann; allein er ward zurückgedrängt. Gut. Dieser Tarhé und sein Bruder waren immer voran bei der Verfolgung; sie tödteten ein Paar unserer armen Gefährten und waren dabei, sie zu scalpiren, als der Obrist sie herausfordernd anrief und feuerte. Er erschoß Tarhé's Bruder. Ich sah's, und zielte mit dem Doctor tüchtig hin nach Tarhé, lähmte ihm aber blos den Arm ein Bischen. Denn sehen Sie, Herr Reginald, ich war ein ziemliches Stück entfernt und man schießt nicht halb so gut, wenn man sich im Geschwindschritt zurückzieht und so ein paar Hundert Rothhäute im Nachtrab hinterdreinheulen. Der Tarhé ist mehr als einmal unten in Marietta gewesen, ist oft um die Gehöfte der Nachbarn herumgeschlichen und kannte sie so gut, als eine Kentucky-Sau einen Ahornbaum.““

„Jetzt wird mir's begreiflich, Baptiste. Aber, wenn mir der Kerl das Leben nehmen wollte, warum versteckte er sich nicht in dem Alpenrosengebüsche und schoß mich beim Vorübergehen nieder? Warum fiel er mich an, wo mein Tod sicher gerächt werden mußte?“

„„Herr Reginald, da fragen Sie einen unwissenden, armen Teufel zu viel — verstehe wohl ein Bischen von der Jagd, kann auch zur Noth ein Biberfell von einer Büffelhaut unterscheiden — allein alle die Pfiffe und Kniffe so einer versteckten, ränkevollen Rothhaut kennen — nein! Vielleicht wollte er auch den Kriegsaar zwingen, das Blut eines Weißen zu vergießen. Ich bemerkte, daß einer der Shawa-

nons die Hand mit im Spiele hatte; wäre ein allgemeines Scharmützel entstanden, sie hätten mir sicher etwas am Zeuge zu flicken gesucht. Kann auch sein, daß er Ihren Hals so passend für sein Messer fand, daß er die Gelegenheit nicht vorüberlassen mochte, da der böse Geist ihn einmal ergriffen hatte.""

„Beim Himmel!" rief Reginald aus, „ich kann die Schnelligkeit und den Heldenmuth dieses Jünglings, des Wingenund, nicht genug bewundern. Hast Du gesehen, Baptiste, wie er das große Messer langsam aus dem verwundeten Arme zog und wie er die ganze Zeit über den Kriegsaar anlächelte, als wollte er ihm zeigen, daß er den Schmerz verachte?"

„„S'ist ein braver Junge,"" sagte der Führer. „„Ich kenne den Stamm, von welchem er herrührt. Wäre er ein Feigling, so könnte der grausame Bär ebensowohl geduldige Schafe zeugen.""

„Bitte, erzähle mir Etwas von seinen Aeltern und seiner Geschichte. Ist er mit Kriegsaar verwandt?"

„„Ja. Sie stammen von zwei Brüdern. Kriegsaar von dem ältern, Wingenund von dem jüngern. —""

„Leben diese beiden Brüder noch, Baptiste?"

„„Nein. Beide wurden von den Weißen mitten im Frieden ohne allen Grund überfallen und ermordet. Ein dritter Bruder, der gerade auf der Jagd vom Dorfe abwesend war, entkam. Er ist in den fernen Westen, jenseit des großen Stromes gezogen; Kriegsaar und der Jüngling heißen seine Söhne; er selbst wohnt, wie man uns heute berichtet, in seiner Waldhütte.""

„Dann waren die drei Brüder sämmtlich Söhne des alten Wingenund?"

„„Ja.""

Und wer war dieser?"

„„Einer der bejahrten Lenapé; der Erste im Rathe, der Vorderste im Kampfe. Ich erinnere mich seiner aus meinen Knabenjahren recht wohl,““ sagte der Führer und der Gegenstand machte ihn erglühen. „„Er lehrte mich der Fährte des Wildes folgen; ohne einen andern Führer als den Wind, die Sterne und die Baumrinde in den Urwäldern umherstreifen und ehe ich noch so alt war, als dieser Bursche, sein Enkel, lieh er mir seine Rifle, um den ersten Dahcotah niederzuschießen, den ich je getödtet.““

„Welche Parthei war das, Baptiste,“ unterbrach ihn Reginald, bemüht, ihn von diesem Gegenstande der Unterhaltung abzubringen, „die den grausamen Mord an den Indianern mitten im Frieden verübte?“

„„Ei, Herr Reginald, erinnern Sie sich denn nicht — wenn Sie damals gleich nur ein kleines Bürschchen waren — vor etwa zwölf, vierzehn Jahren von einer Streifparthei weißer Männer gehört zu haben, die unter Anführung Williamson's, Hervey's und einiger andern rohen Kundleute, aus Kentucky hereinbrachen, ein Dorf friedlicher Indianer an den Ufern des Tuscarawas überfielen und Alles, was sie fanden, niedermachten — Mann, Weib und Kind? Einige dieser armen Rothhäute hatte man zu Christen gemacht; sie hießen Moravier (Mähren); ihr Dorf, welches zerstört ward, hatte einen fremden Namen, der um die Hälfte zu lang ist, als daß ich ihn aussprechen, oder mich seiner erinnern könnte.*) Sie hatten ihre ursprüngliche Lebensart, welche nur aus Rauchen, Jagen und Fechten bestand, aufgegeben und thaten Nichts als säen, pflanzen und beten! Und trotzdem hat man ihnen so mitgespielt, Herr Reginald.““

„Schändliche, entsetzliche Gräuel,“ sagte der junge Mann und fügte mehr laut denkend, als sich an seinen Begleiter

---

*) Das Dörfchen hieß „Gnaden=Hütten.“

wendend, hinzu: „Kein Wunder, wenn die Indianer so ungern christliche Lehren annehmen, da sie solche Beispiele christlicher Thaten vor sich sehen. Ich wundere mich nicht, daß Kriegsaar es hart findet, solche Beleidigungen zu vergeben.“

„„Und doch sind Sie erstaunt, Herr Reginald,““ sagte der Führer mit tiefer Stimme, welche die unterdrückte Aufregung fast rauh und heiser machte, „„wenn ich den Dahcotahs nicht vergebe? Verbrannten sie nicht das Blockhaus, in welchem ich geboren und erzogen ward? Mordeten sie nicht die, welche mir das Leben gaben? Haben sie mich nicht als Kind in die Urwälder hinausgetrieben und gezwungen, von Beeren, wilden Früchten und dem zu leben, was ich finden oder tödten konnte? Hängt, ach, nicht noch meines Vaters, des kaum halbgerächten, Scalp vor der Hütte eines Dahcotah? Oh, lassen Sie mich nur auf Schußweite an solch einen „Kehlabschneider“ *) herankommen, wenn er mit heiler Haut davon kommt, so will ich ihm vergeben.““

Unser Held sah, daß ferneres Reden nur die Aufregung erhöhen würde, welche an die Stelle der gewöhnlichen Selbstbeherrschung seines Begleiters getreten war und sich seiner gänzlich bemeistert hatte. Daher sagte er gütig zu ihm: „Ja, Baptiste, ich muß gestehen, daß Du von diesem Volke tiefes, unersetzliches Unrecht erlitten hast. Du bist ein Ehrenmann und wirst sie nicht in ihrer eigenen, schlechten Münze bezahlen und ihre Squaws und Kinder tödten wollen; aber bist Du je so glücklich, mit ihnen in offenem, ehrlichem Gefechte zusammenzutreffen, und ich bin bei Dir, dann sollst

*) Jeder Indianer-Stamm hat sein besonderes Merkmal oder Zeichen. Bei allen Völkerschaften im fernen Westen werden die Sioux oder Dahcotah dadurch bezeichnet, daß man mit der Hand vor der Gurgel vorbeifährt, als schnitte man sie ab. —

Du sehen, ob ich einem Freunde beistehen und seinen gerechten Durst nach Rache theilen kann."

„„Ich weiß — weiß es, Herr Reginald,"" sagte der Führer und drückte krampfhaft die ihm dargebotene Hand. Als er seinen Gleichmuth wieder erlangt hatte, der nur gestört ward, wenn in seiner Gegenwart das Gespräch auf die Dahcotahs fiel, fügte er hinzu: „„Wenn wir einmal im Sommer nach dem Gebirge zu jagen, und den schnellfüßigen Kriegsaar, der die Augen, die Ohren und die Sprungkraft eines Panthers *) besitzt, bei uns haben könnten, vielleicht brächten wir eine hübsche Last Felle heim und zahlten den „Gurgelabschneidern" ein paar alte Schulden.""

„Es ist leicht möglich, eher als Du denkst, Baptiste, daß wir diesen Frühling einen Ausflug nach dem Westen machen; mein Vater sagte mir neulich — aber sieh', da ist er selbst mit meiner Schwester Lucy und Tante Mary am Arme. Sieh, auch „Wolf" ist ihnen zur Seite."

Bei diesen Worten sprang der junge Mann fort, befand sich in einem Augenblicke mitten unter ihnen, küßte seine Schwester, drückte seinem Vater und der Tante Mary warm die Hand und streichelte „Wolfs" großen, zottigen Kopf.

„Wo hast Du Dich nur so lange aufgehalten, lieber Reginald?" sagte Lucy und in ihrer Stimme lag ein Vorwurf, „wo kannst Du nur gewesen sein? Deine Kleider sind ja ganz besudelt und sieh nur, Väterchen," fügte sie hinzu und ward leichenblaß, „an seinem Jagdgewande und auf seiner Wange ist Blut!"

„„Wie feig Du doch bist,"" sagte Reginald, „„Du, die Tochter eines Soldaten! Ei, Lucy, die wenigen Blutstropfen auf meinen Kleidern müssen von Deinen Wangen ge-

*) Im Text steht painter, Maler. So nennen die Jäger im Westen den Panther.

kommen sein, die so bleich sind als eine Magnolie. Hör', Lucy, ich muß was thun, um den Purpurstrom wieder in seinen Canal zurückzuleiten; hier komm her, Mädchen!"" Damit zog er ihr Köpfchen heran und flüsterte ihr Etwas ins Ohr.

Zauberei kann nicht schneller, nicht mächtiger wirken; augenblicklich stürzte das Blut gehorsam in die Wangen des schönen Mädchens und übergoß ihr zugleich mit derselben glühenden Röthe Nacken und Schläfe. Auf ihren Bruder einen scherzenden und zugleich herausfordernden Blick werfend, kneipte sie ihn mit ihren zierlichen Fingerchen ins Ohr, bis er hübsch um Verzeihung bat und es nicht wieder zu thun versprach.

Da es sich somit gezeigt hatte, daß Reginald nicht stark verletzt war, so wandte Lucy ihre schönen Augen nach dem Jäger, der Nekimi führend näher kam. Das Thier schnaubte noch immer, bäumte sich und curbettirte, so viel die Laryette es zuließ. „Baptiste," sagte der Obrist, „wo hast Du denn dies wilde, unbändige Thier aufgefunden?"

„„Es gehört Herrn Reginald,"" sagte der Jäger.

Der Obrist sah seinen Sohn fragend an. Dieser bot seiner Schwester den Arm, während der Obrist der Tante Mary das Geleit gab, und erzählte auf dem Heimwege die in diesem und dem vorigen Capitel geschilderten Ereignisse.

Achtes Capitel.

Eine Skizze von Mooshanne. Reginald führt seine Schwester bei den beiden Delawaren ein.

Am Tage nach dem, an welchem das oben Erzählte sich ereignete, war eine ungewöhnlich zahlreiche Versamm-

lung in und um das geräumige Local David Muir's in Marietta vereinigt. Unmittelbar der Thür gegenüber stand eine kleine Parthei, die man an ihrem Benehmen und an ihrer Erscheinung leicht als die tonangebenden Häupter dieser kleinen Gemeinde erkannte. Mitten unter ihnen stand ein schlechtgekleideter Bauerbursche, dessen hageres Aussehn Elend, Ermattung oder Beides deutlich verrieth; dicht bei der Gruppe sein Pferd, schwitzend und dampfend. Man konnte sehen, daß der Bote, denn das war er, unterwegs die Spornen tüchtig gebraucht hatte. Man legte ihm eifrig und begierig viele Fragen vor; die Gesichter der Hörer verriethen kein gewöhnliches Interesse an seinen Antworten. Mehrere Weiber und ein Paar Dutzend Buben und Mädchen machten wiederholt Versuche, in diesen wichtigen Kreis einzudringen; und als es ihnen geglückt war, einzelne, abgerissene Worte, wie „Indianer" „skalpirt" „Rifle" und dergleichen, zu vernehmen, schlich Einer nach dem Andern fort, um im Dorfe das Gerücht zu verbreiten, daß eine benachbarte Niederlassung von einem zahlreichen Trupp Indianer, welche mit Rifles und Tomahawks bewaffnet gewesen, angegriffen und daß Alles, Mann, Frau und Kind bis auf den entkommenen Boten, skalpirt worden sei.

Wir ziehen es jedoch vor, den Leser mitten in die erwähnte Gruppe hineinzuführen und ihm den Inhalt der Neuigkeiten, die eine so große Aufregung hervorriefen, genau mitzutheilen.

Am vorhergehenden Tage waren, wie es schien, zwei Brüder „Hervey" von einer Hochzeit nach einer kleinen Niederlassung, etwa 20 Meilen nördlich von Marietta zurückgeritten. Sie waren kaum eine halbe Meile vor mehrern Andern, die gleichfalls von der Hochzeit heimkehrten, voraus und Beide mit Rifles bewaffnet, da sie um die Wette nach der Scheibe geschossen hatten. Plötzlich sprang ein einzelner Indianer mit lautem Kriegsgeschrei aus einem Dickicht an der

Straße, fällte den ältern Bruder auf einen Schlag mit seiner Keule zur Erde, und führte, bevor der Andere zum Beistande herbeieilen konnte, mit dem Kolben einen gewichtigen Streich nach dessen Haupte. Der jüngere Hervey parirte den Hieb mit seiner Rifle, allein er war so kräftig, daß an beiden Gewehren die Läufe vom Kolben brachen; blitzschnell schlug ihn der Indianer gewaltig auf den Kopf und er sank betäubt vom Pferde. Wenige Minuten darauf kam er wieder zu sich und fand einige seiner Freunde um sich herumstehend; sein unglücklicher Bruder lag todt und skalpirt an seiner Seite; das Pferd und der Indianer waren verschwunden. Mehrere junge Leute stürzten ihm augenblicklich nach; glücklich folgten sie den Spuren der Hufen, bis der Flüchtige in dem festen und steinigen Bette eines Baches, der in den Muskingum fällt, fortgerittten war; jetzt waren fernere Nachforschungen umsonst und niedergeschlagen kehrten sie zu ihren Gefährten zurück.

Lange war im Territorium kein so kühner Handstreich verübt worden; selten wagten die Rothhäute am hellen Tage die Weißen anzugreifen, sie wären denn an Zahl bei Weitem überlegen gewesen. Daß aber ein einzelner Indianer über zwei bewaffnete Weiße herfallen und den Einen tödten, den Andern für todt auf den Platz hinstrecken sollte — noch dazu, fast unter den Augen ihrer Freunde — war eine Verwegenheit, zu der kaum der älteste Jäger sich eines Seitenstücks erinnern konnte. Offenbar hatte der Wilde gewußt, daß Weiße in der Nähe wären; sonst hätte er sicher den einen Bruder erschossen, ehe er den andern angriff. Deshalb hatte er die Rifle nicht abgeschossen, sondern seinen Plan mit der Keule vollführt.

Ein anderer schlagender Umstand bewies klar und deutlich, daß die Ermordung des ältern Hervey aus persönlicher Rache hervorgegangen war. Der jüngere Bruder war von dem

Schlage niedergeschmettert, hülflos zu den Füßen des Indianers niedergesunken. Letzterer hatte absichtlich, um zu zeigen, daß er sein Leben und seinen Skalp habe schonen wollen, durch einen Zipfel seines Kleides ein Messer bis an das Heft in den Boden gestoßen. Vier oder fünf der besten Jäger hatten die Verfolgung erneuert; sie stießen wirklich auf die Fährte eines Fußgängers, der offenbar vor ihnen floh; wieder machte der Fluß sie irre und sie kehrten in die Niederlassung zurück.

Dies war der Hauptinhalt der Kunde des Boten, die, wie sich leicht denken läßt, in Marietta und der umliegenden Gegend kein geringes Aufsehn erregte.

„Ich kenne einige der schlimmsten dieser rothhäutigen Teufel," sagte ein dicker, junger Mann, dessen Antlitz heftige Leidenschaften und eine ziemlich starke Vorliebe für David Muir's „Feuerwasser" verrieth; sage 'mal, wie sah'n der Indianer aus? Wie beschrieb'n denn der Dick Hervey?"

„Hatte nicht gar zu viel Zeit, ihn anzuseh'n," sagte der Bote, „ehe er schlafen geschickt wurde; aber er sagt, es sei ein großer, kräftiger Kerl mit schwarzgestreiftem Gesichte gewesen."

„War's 'n junger, oder 'n alter?"

„'S war ein junger, flink wie ein Hirsch; hätte sonst die beiden Herveys nicht von ihren Pferden herunterhauen können, als wären's Mohnköpfe gewesen."

„Ich wünschte, ich hätte ihn hier," sagte der junge Riese, und ballte seine Faust, die so schwer und breit wie eine Hammelkeule war. „Wollte ihn auf gut Kentuckisch umarmen."

Keiner der Umstehenden war im Stande, nur im Entferntesten zu errathen, wer wohl diesen kühnen Angriff ausgeführt hätte. Man beschloß jedoch, alle Mittel zu ergreifen, die möglicherweise zu einer Entdeckung führen konnten. Eine Zusammenkunft der angesehensten Einwohner ward anberaumt; eine Be=

schreibung der Person des Indianers und der Kennzeichen des Pferdes Hervey's ward aufgesetzt; verschiedene Abschriften davon gemacht und an die nächsten Posten und Fähren geschickt. Zugleich ward eine Belohnung von 100 Dollars auf die Entdeckung des Mörders gesetzt; wer ihn todt oder lebend einbrächte, sollte noch ein Hundert mehr erhalten.

David Muir, unser alter Bekannter, der sich recht wohl bewußt war, eine der wichtigsten Personen in der Versammlung zu sein, sagte, während man diese und andere Pläne verhandelte: „Glaube, Ihr Herrn, 's würde besser sein, 'naus zu Obrist Brandon zu schicken und ihm Anzeige zu machen; der kennt die Indianer wie Einer in der ganzen Umgegend; kann uns vielleicht 'nen guten Rath geben. Und vergeßt mir auch nicht," fügte David hinzu und blinzelte Euch bei dem Schlaukopf, dem Baptiste, Raths zu erholen; steckt der Teufel von Indianer diesseits des Missisippi, so macht'n Baptiste ausfindig, so gewiß wie zwei mal drei sechs macht."

Dies war eine der längsten Reden, die David je öffentlich gehalten hatte. Als seine beiden Vorschläge gebilligt und ohne Widerspruch durchgegangen waren, lös'te sich die Versammlung auf und David kehrte, die Hände in den Rocktaschen, und noch einmal so stolz und aufgeblasen in dem Bewußtsein, dem Territorium einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben, nach seiner Waarenniederlage zurück.

Reginald, zu dem wir jetzt zurückkehren, stand am Morgen dieses Tages mit der Sonne auf. Trotz seiner leichten Wunden und seiner Tauchpartie befand er sich wohl; sein erstes Geschäft war, eiligst nachzusehn, wie Baptiste für Nekimi's Unterkommen und Futterung gesorgt hätte. Der Jäger hatte das Thier fest an eine Eiche gebunden, da es ihm nicht geglückt war, es in den Stall zu bringen, und hatte reichlich Futter und Streue rings umher gestreut. Reginald näherte sich dem Pferde mit einem Stück

Brod in der Hand, stieß den scharfen, schrillenden Schrei aus, den er zu Lucy's großer Bestürzung mehr als einmal im Hause eingeübt hatte und sah sich angenehm überrascht, als das Thier ihn erkannte, und seinen Liebkosungen weniger widerstrebte. Nun fütterte er es, beobachtete gewissenhaft alle die Regeln, welche ihm Kriegsaar gegeben hatte, um die Zuneigung des Thieres zu gewinnen, kehrte dann ins Haus zurück und suchte die verschiedenen Gegenstände zusammen, welche er sich vorgesetzt hatte, seinem Indianischen Bruder zu geben: eine gute Kentucky'sche Rifle und ein schönes Jagdmesser für den Häuptling; eine leichte Vogelflinte, die er selbst als Knabe geführt hatte, für Wingenund. Dazu fügte er mehrere Pfund Pulver und Blei; auch legte er einige Glasperlen, so wie einen großen Carneolring, der lange in seinem Ankleidezimmer gelegen hatte, bei.

Dann übergab er Baptiste das Paquet und hieß ihn sich bereit halten, um ihn nach dem Frühstück an den Ort des Rendezvous zu begleiten; hierauf klopfte er an Lucys Thür und fragte, ob sie fertig wäre, um beim Frühstück die Honneurs zu machen.

„Komm nur herein, Reginald," rief sie, „es ist Deine Schuld, wenn ich etwas spät erscheine; der Gedanke an Deine gestrigen Abentheuer hat den Schlaf von meinem Lager verscheucht; selbst wenn ich einschlief, träumte ich von Deinem Indianischen Helden."

„„Ei, Du Treulose,"" erwiederte Reginald, „„das werde ich Ethel —""

„Pst, pst, Reginald," sagte das Mädchen erröthend und hielt ihre kleine Hand auf seinen Mund; hast Du mir nicht gestern versprochen, Du wolltest es nicht wieder thun?"

„„Kann sein,"" sagte ihr Bruder; „„und ich wills halten, wenn Du herunterkommst und mir eine ordentliche Tasse guten Kaffees giebst.""

Der Obrist und Tante Mary traten zu ihnen in den Speisesaal. Während sie bei diesem Familienmahle sitzen und vertraulich schwatzen, wollen wir dem Leser eine kleine Skizze des Hauses, worin sie vereinigt waren, geben.

Das Haus war aus rothbraunen Ziegeln erbaut und bei seinem Entstehen regelmäßig fest und in nicht allzugroßem Maaßstabe errichtet worden. Allein der Obrist hatte auf der einen Seite einen Flügel hinzugefügt, welcher eine Bibliothek und Studirzimmer für ihn und seinen Sohn enthielt; auf der andern Seite waren mehrere Zimmer für Tante Mary und ein kleines Unterhaltungszimmer für Lucy angebaut worden. So hatte das Gebäude nach gerade ein unregelmäßiges und vereinzeltes Ansehn gewonnen; um so mehr, da der Hof von Ställen, Scheuern und ausgedehnten Wirthschaftsgebäuden umgeben war. Das Haus lag auf einem kleinen Hügel, der sich sanft nach einem Bächlein zu abdachte, welches in Schlangenwindungen durch einen tiefen Eichen-, Ahorn- und Sycamorenhain geschwätzig plätscherte, den Fuß des Hügels umspülte und eine halbe Meile davon in den Muskingum fiel. Der Ort hatte noch immer den Namen „Mooshanne,“ was in der Delawarensprache Elendsbucht bedeutet; wahrscheinlich, weil dieses kleine Bächlein ein Lieblingsplatz des Thieres gewesen war, welches Reginalds und Baptistes Rifles in der Umgebung etwas selten gemacht hatten.

Wir verließen die Familie im Speisesaale. Die Unterhaltung drehte sich immer noch um die Abentheuer des gestrigen Tages.

„Reginald,“ sagte Lucy, „ich möchte Dich heute wohl begleiten, um Deinen Indianischen Bruder und den heldenmüthigen Jüngling zu sehen.“

„„Ich fürchte nur,““ erwiederte ihr Bruder, „„es möchte für Dich zu weit sein; außerdem wird Wingenund

schwerlich den Häuptling begleiten; der Blutverlust hat ihn gar zu sehr geschwächt.""

„Ei, wenn die Entfernung die einzige Schwierigkeit ist, so kann ich ja „Schneeglöckchen" satteln lassen; kommt Wingenund, so will ich ihn belohnen, weil er meinen Bruder so brav vertheidigt hat; ich will ihm ein kleines Geschmeide geben, das er seiner Schwester überbringen mag. Jetzt kannst Du mir es nicht abschlagen," fügte sie in einschmeichelndem Tone hinzu, dessen despotische Macht über ihren Bruder ihr nicht unbekannt war.

„„Ich kann natürlich nicht, wenn Du die Erlaubniß des Vaters und Tante Marys erhältst,"" sagte Reginald lächelnd.

Den Wünschen Lucys stand Nichts mehr entgegen. Sie ließ „Schneeglöckchen" satteln und in wenigen Minuten war das glückliche Mädchen reisefertig. Sie hatte sich mit einem Korallenhalsbande für den Häuptling und einer netten Broche für den Lebensretter ihres Bruders versehen.

Jetzt war die Reisegesellschaft vor dem Thore versammelt: Lucy auf ihrem Lieblingspferdchen, Reginald, der seine Rifle über die Schultern geworfen hatte und der stämmige Jägersmann, der außer seiner eigenen, großen Axt, die beiden Rifles und die übrigen Geschenke für den Häuptling trug. Wolf sprang ungeschickt und lustig um sie her.

Lachend und prächtig war die Waldlandschaft, durch die sie ritten; die Thautropfen glitzerten in den Strahlen der Morgensonne; die Luft war von Frühlingsdüften geschwängert, die tausend offenen Knospen und Blüthenkelchen entströmten.

„Sieh, Lucy," sagte ihr Bruder, der an ihrer Seite einherritt, während der stämmige Jäger schwerfällig einige Schritte hintendreinging, „sieh, wie die muthwilligen Eich=

hörnchen in den Zweigen umherspringen! Es ist, als wüßten sie, daß Du schützend zugegen bist."

„„Wie kannst Du die lieben, freundlichen Thierchen schießen? Du hast doch Geschmack genug, um ihre Schönheit zu bewundern! Such ein würdigeres Ziel für Deine Rifle!""

„Es ist kindischer Spaß, Lucy, allein sie sind kein übler Bissen; ihr Fell ist nützlich und es gehört einige Geschicklichkeit dazu, um sie zu schießen — das heißt, sie richtig zu schießen." Dabei sah er den schmunzelnden Baptiste an.

„„Wäre ich ein Mann, ich schösse nichts als Löwen und Tieger, Büffel und Bären!""

„Eine prächtige Amazone!" sagte Reginald lachend, „doch dünkt mich, Du seist nicht immer so kriegerisch gesinnt. Komm, Lucy, jetzt, wo wir allein sind — denn Baptiste kann uns unmöglich verstehen — brauchst Du nicht zu erröthen, wenn ich Dich frage, ob Ethelston bald zurückerwartet wird?"

„„Ich weiß es wirklich nicht, Reginald,"" sagte die Schwester, und erröthete nichts desto weniger. „In seinem letzten Briefe erwähnte er Etwas von dem Bruche mit Frankreich und von Kaperschiffen. Väterchen schien nicht gern darüber zu sprechen und so ließ ich das Gespräch fallen.""

„Ja," sagte Reginald, „die Franzosen werden den Verlust ihrer schönen Fregatte „L'Insurgente," die vor Kurzem von der „Constellation" so tapfer genommen wurde, nicht so bald vergessen. Sicherlich versuchen sie unserem Handel mit Westindien eine Schlappe beizubringen. Eduard hat ein kleines Fahrzeug, das, wenn es auch den Kampf nicht wagen kann, doch wenigstens schnell dahinflieht."

„„Eduard flieht auf keinen Fall, wenn der Kampf möglich ist,"" sagte Lucy etwas gereizt.

„Da hast Du wieder Recht; sein Muth wird durch die

Besonnenheit so gezügelt, daß man ihm dreist Leben und Eigenthum Anderer anvertrauen darf. Wenn der Kampf unmöglich ist, so hat er Verstand und Geschick genug, um den Franzosen den Rücken zu zeigen. — So nebenbei, Lucy, welches Schiff befehligt er denn jetzt?"

Lucy erröthete wiederum hoch und ließ schmollend die volle Lippe hängen: „Du weißt, Bruder, daß die „Avanture" und der „Pocahuntas" jetzt beide im Hafen liegen und daß das Schiff, welches er jetzt befehligt, der —"

„„Ach, ich erinnere mich,"" sagte Reginald lachend, „„das Schiff sollte „Lucy" getauft werden, aber Eduard mochte diesen theuren Namen nicht aus dem Munde eines jeden gemeinen Matrosen oder Negers hören. Deshalb nannte er das Schiff lieber „Stolz des Ohio", was in seinem Wörterbuche dasselbe bedeutet.""

„Ich wünsche nur," sagte Lucy, „daß es unter der Sonne irgend eine Mary oder Charlotte oder Catharine gäbe, mit deren Namen ich Dich necken und quälen könnte! Nur Geduld, mein Herr Reginald, Du sollst dann sehen, ob ich Gnade ergehen lasse!"

So neckten sich Bruder und Schwester mit einander, bis sie den Ort des Rendezvous erreichten. Da sie vor der bestimmten Zeit daselbst eintrafen, so glaubten sie Kriegsaar noch nicht anwesend; Baptiste legte jedoch den Finger auf den Mund und pfiff lange und gellend. Wenige Minuten darauf erschien der Häuptling mit Wingenund. Als sie aus dem Walde hervortraten, blickte Reginald seine Schwester an, um den Eindruck zu beobachten, welchen ihre Erscheinung auf sie machen würde; denn des Häuptlings heutige Kleidung ließ seine edle Gestalt und Haltung vortheilhafter als gestern hervortreten. Sein langes, schwarzes Haar war auf der Stirn gescheitelt und in einem Knoten vereinigt, welchen ein schmales Band von weißem Wieselfelle zusammenhielt, worin

eine Adlerfeder stak. Sein Kriegs- und Rachegelübde schien für jetzt aufgehoben; denn er hatte die schwarzen, gemalten Streifen aus seinem Gesichte entfernt und kein grotesker, fantastischer Putz entstellte seine imponirende Gestalt und seine vornehmen Züge. Der muskulöse Hals und Nacken war entblößt; ebenso blickte ein Theil seiner hohen, gewölbten Brust aus dem leichten Jagdgewande, seinem einzigen Oberkleide, hervor. Noch immer hing die gewichtige Keule an seinem Gürtel, allein der Scalp war verschwunden, und seine leichten Tritte erschienen im Grase wie die eines jungen Elendthieres auf der Prairie.

Wingenunds Anzug war der nämliche. Der Blutverlust und das Wundfieber hatten ihn sehr geschwächt; sein Arm hing in einer Binde aus geflochtenem Ulmenbast; die Mattigkeit, welche von den Schmerzen und der Schlaflosigkeit herrührte, erhöhte die Zartheit seiner feinen Züge und den tiefen, dunkeln Glanz seiner schwarzen Augen.

„Unser neuer Bruder ist in der That ein schöner Mann," sagte Lucy, als Kriegsaar näher kam. Welch' stolzer Gang, welch' edler Anstand! Wingenund sieht für einen Indianer zu hübsch aus!"

Reginald und die beiden Indianer begrüßten sich innig und herzlich; dann stellte ihnen unser Held seine Schwester vor. Der Häuptling legte die Hand aufs Herz und heftete einen durchdringenden Blick auf sie, wie er gestern mit ihrem Bruder gethan; das war nicht das dumme, freche Gaffen, womit der gemeine Pöbel die Schönheit anstaunt; es war der Natursohn, der nach seiner Weise eine Seite in ihrem Buche liest.

„Kriegsaar," sagte Lucy mit einschmeichelnder, herzgewinnender Stimme zu ihm, „ich weiß Alles, was sich gestern ereignet hat, und Du bist jetzt mein Bruder!"

Ein Blitz schoß aus seinem Auge, als sie seinen Namen

auf Englisch aussprach; seine Züge veränderten sich merklich; eine plötzliche Ideenverbindung schien diese Wirkung hervorzurufen; Lucy war erstaunt, als er mit tiefer Rührung entgegnete: „Der große Geist hat die Sonne über dem Pfade meines weißen Bruders leuchten lassen; sein Herz ist muthig; sein Arm ist stark und seine Schwester gleicht der Blume der Prairie! Ihre Stimme klingt zum Ohre wie ein lieblicher Traum!" Die letzten Worte äußerte er mehr für sich als gegen die Umstehenden.

Lucy fühlte sich von diesem Complimente nicht wenig geschmeichelt; sie wandte sich eben zu Wingenund, als Reginald laut sagte: „Kommt mit in den Schatten jener starken Bäume. Wir haben so Manches zu besprechen!" Die Uebrigen willigten ein und bald saß die Gesellschaft unter einer alten Eiche, die ihre langen Aeste weithin breitete, vereinigt. Ein Gebüsch von Rhododendron entzog sie den Blicken derer, die etwa die Straße entlang zogen.

Inzwischen hatte der Führer Gelegenheit gesucht, mit Kriegsaar einige Worte zu wechseln; die erhaltene Auskunft schien den ehrlichen Jäger zu befriedigen, denn sein Gesicht nahm sofort seinen offenen, sorglosen Ausdruck wieder an.

„Lucy," sagte Reginald, „da Du darauf bestanden hast, uns hieher zu begleiten, so mußt Du auch Deine Rolle als Königin des Festes ausspielen. Ich hoffe, meinen Brüdern werden diese Kleinigkeiten von Deiner Hand angenehmer sein." Lucy öffnete dem gemäß die gestrickte Jagdtasche, welche Baptiste bisher getragen hatte, und sagte, indem sie dem Häuptling die große Rifle überreichte: „Kriegsaar, Dein weißer Bruder und Deine Schwester schenken Dir diese Rifle als ein Zeichen ihrer Freundschaft; zugleich geben sie Dir Pulver und Blei genug, um alle Hirsche und Bären im ganzen Territorium zu schießen."

Der Häuptling legte ihre und ihres Bruders Hand auf

sein Herz und sagte: „Kriegsaar dankt Euch. Mag der große Geist Euch lieben und Euch behüten.“ Dann wog und prüfte er die Rifle, welche von außerordentlicher Güte und Schönheit war, während ihm Baptiste in der Delawaren-Sprache zuflüsterte: „Sie ist geladen.“

Jetzt wandte sich Lucy zu Wingenund, übergab ihm die leichte Vogelflinte und sagte: „Hiermit dankt eine Schwester Wingenund für ihres Bruders Leben.“

Wingenund schlug bescheiden die Augen nieder und sprach: „Wingenund ist allzu glücklich. Kriegsaar will den Tapfern in der Rathsversammlung seinen Namen sagen. Netis Schwester ist freundlich gegen ihn; Wingenund ist bereit zu sterben.“

„„In der That,““ sagte Lucy zum Führer; „„er scheint mir sehr schwach und krank. Frage doch den Häuptling, wie er die Nacht zugebracht hat!““

„Wingenund ist nicht krank,“ sagte der Jüngling lächelnd, „er ist sehr glücklich.“

Inzwischen hatte Baptiste mit dem Häuptlinge gesprochen und erwiederte: „Fräulein Lucy, s'ist eine sehr böse Wunde und er hat gewaltig viel Blut verloren; zwei=, dreimal hat ihn Kriegsaar heute Nacht aufgegeben, allein er befindet sich jetzt besser, wenn er auch keine großen Anstrengungen ertragen kann. S'ist 'ne kräftige, junge Pflanze und stirbt wie ein Aal, nicht gleich.“

„Baptiste,“ sagte Reginald, „ich weiß, Du hast auch Speisen und Getränke eingesteckt? Kriegsaar muß heute mit uns speisen.“

Der Führer öffnete seinen geräumigen Ranzen und zog eine Wildpretspastete, etwas Brod und ein paar Flaschen Madeira hervor. Lucy nahm bloß ein Stück Brod und nippte nur auf die Gesundheit der Jäger am Weine; auch Wingenund aß wenig und setzte sich etwas abseits zu seiner

neuen Schwester, während Reginald, Baptiste und der Häuptling tüchtig zulangten. Auf die Frage, wie ihm der Wein schmecke, antwortete der Kriegsaar leicht hin: „gut.“ Offenbar trank er ihn mehr aus Artigkeit, als weil er ihm wirklich mundete.

Reginald bat jetzt den Führer, Kriegsaar in seiner Muttersprache über Alles zu befragen, was ihm wissenswerth erscheinen mußte, wenn er mit den Delawaren jenseits des Mississippi im Sommer jagen wollte. Er hatte schon längst den Wunsch gehegt, einigen der Scenen beizuwohnen, die ihm Baptiste so oft beschrieben hatte. Jetzt hatte sein Vater gewünscht, er solle nach St. Louis reisen, um persönlich einige Geschäfte in Bezug auf seine Theilnahme am Pelzhandel abzumachen. Eine so schöne Gelegenheit durfte nicht verloren gehen.

Während der Häuptling mit dem Führer sich leise und ernsthaft besprach, und Reginald mit müßiger Neugierde lauschend dann und wann den Sinn ihrer Worte zu verstehen wähnte, hatte sich Lucy mehr und mehr mit Wingenund ins Gespräch vertieft. Sie erstaunte über die Schärfe seines Geistes und über die Gewandtheit, womit er sich im Englischen ausdrückte; nicht minder rührte sie der melancholische Ausdruck seiner Züge und seiner dunkeln, feurigen Augen. Plötzlich legte er mitten in ihrer Rede ausdrucksvoll den Finger auf ihren Arm und führte ihn dann an die Lippen, als wollte er ihr Schweigen gebieten. Hierauf kroch er zwei oder drei Ellen von der Gesellschaft weg, warf sich seiner ganzen Länge nach auf das Gras und legte das Ohr auf die Erde. Lucy lauschte aufmerksam, allein sie konnte nichts als das Flüstern des Windes in den Blättern und das Knuppern „Schneeglöckchens,“ das das junge Gras abnagte, vernehmen.

Die drei Jäger besprachen sich noch immer; Wingenund

nahm seinen Sitz wieder ein und stieß kaum hörbar einen dem Zischen einer kleinen Schlange ähnlichen Laut aus. Augenblicklich ergriff Kriegsaar, gleichsam instinktmäßig seine Rifle und blickte fragend dem Jüngling ins kluge Gesicht.

„Wingenund hört Männer und Rosse," war die kurze Antwort.

Baptiste strengte sein geübtes Ohr aufs Aeußerste an; ebenso Reginald, aber mit gleich schlechtem Erfolge. Selbst Kriegsaar schien einen Augenblick außer Stande zu sein, den Ton zu vernehmen. Dann flüsterte er Reginald zu, „Wingenund redet die Wahrheit, es kommen Leute und zwar nicht wenige."

Erst nach einigen Minuten konnten die Beiden Pferdegetrappel und heftige Menschenstimmen vernehmen. Die Gesellschaft war den Augen der Kommenden durch ein dichtes Gebüsch von Rhododendron *) entzogen; man konnte gänzlich unbemerkt ihre Unterhaltung belauschen. Folgende laut und in befehlendem Tone gesprochenen Worte fesselten ihre ganze Aufmerksamkeit: „Der Kerl kann uns unmöglich entwischen, wir haben überall Spione. Er hat Zweifelsohne mit den andern Rothhäuten die Nacht in dem Lager zugebracht, welches wir so eben in den Wäldern gefunden haben, denn die Asche glühete noch. Dickenson und Brown sind südlich auf Marietta gegangen; Henderson durchspürt mit seiner Partei die Prairieen im Norden. Der junge Hervey schwört, er wolle ihn überall wiedererkennen!"

Während jener, wahrscheinlich der Anführer der unsichtbaren Partei, also sprach, flüsterte Kriegsaar Wingenund einige Worte zu, welche der kluge Jüngling bloß mit einem

---

*) In den westlichen Staaten wird das Rhododendron (Alpenrose, Rosenlorbeer) gewöhnlich ganz einfach Laurel (Lorbeer) genannt.

Blicke erwiederte; dann unterhielt sich der Häuptling abseits leise mit dem Führer, der endlich seine Hand ergriff und in der Delawarensprache sagte: „Groß-Beil wird es thun, selbst mit Gefahr seines Lebens."

Der Häuptling schien zufrieden; er erhob sich mit ruhiger Würde und schnallte den Gürtel um, woran das Jagdmesser hing. Dann warf er seine Rifle schußfertig über den linken Arm und sprach zu Reginald: „Kriegsaar muß seinen Bruder Netis verlassen; Groß-Beil wird ihm Alles sagen; ehe zwei Monden vergehen, wird Netis kommen, um mit seinem Bruder den Auerochsen zu jagen; er soll mit den Tapfern der Lenapé rauchen."

„„Ja,"" entgegnete Reginald und drückte ihm warm die Hand, indem er zugleich den Carneol auf den Finger des Häuptlings streifte. „„Wenn der große Geist ihm das Leben giebt, wird er kommen und mit seinem Bruder jagen und rauchen.""

Jetzt wandte sich der Häuptling zu Lucy, zog die schöngefleckte und mit Igelstacheln verzierte Adlerfeder aus dem Haar, überreichte sie ihr artig und sagte in sanftem, einschmeichelndem Tone, „der Kriegsaar wünscht der bleichen Blume von Mooshanne Glückseligkeit; viele Tapfere haben diese Feder von seinem Haupte zu reißen versucht, kein Dahcotah oder Pawnee hat sie angerührt und ist unter den Lebenden geblieben! Netis Schwester möge sie in ihrem Haare befestigen und nur ein tapferer Krieger seine Augen darauf erheben."

„„Ich danke Dir, Kriegsaar,"" sagte Lucy; „„keine unwürdige Hand soll sie berühren. Nimm Du dieses Halsband von rothen Korallen und trage es aus Liebe zu Deiner weißen Schwester.""

Sichtlich vergnügt nahm der Häuptling dies Geschenk an; dann winkte er ein Lebewohl, flüsterte scheidend Win-

genund einige Worte zu, und verlor sich langsam zwischen den Stämmen des Urwaldes.

Neuntes Capitel.

Reginald Brandon kehrt mit seiner Schwester in Begleitung Wingenunds nach Mooshanne zurück; Abentheuer auf dem Wege.

Der plötzliche Aufbruch des Häuptlings setzte Lucy Brandon nicht wenig in Erstaunen; frei und unumwunden, wie ihr Character war, fragte sie ihren Bruder, ob er sich denselben erklären könne; allein Reginald mochte oder konnte nicht antworten. Auf ihre nun an den Führer gerichtete Frage erhielt sie nur folgende, ungenügende Auskunft: „Kriegsaar gleicht dem Vogel, dessen Namen er trägt; man kann seinen Flug nicht wissen und ihm folgen."

Wingenund schwieg; sein glänzendes, seelenvolles Auge ruhete fest auf Lucy, als wolle er ihre Gedanken errathen. Die junge Dame konnte sich die Unruhe nicht erklären, die sie befallen hatte; aus Furcht, daß nicht Alles in Ordnung sei, schlug sie daher ihrem Bruder vor, nach Mooshanne zurückzukehren. „Schneeglöckchen" ward bald wieder eingefangen und die kleine Gesellschaft kehrte langsam zurück. Reginald und Baptiste gingen vorauf, Wingenund neben dem kleinen Pferde Lucy's her. Nachdem sie einige Minuten lang geritten war, erholte sie sich und bedachte, daß sie keine gegründete Ursache habe, etwas Böses zu vermuthen. Daher nahm sie die Unterhaltung mit ihrem jungen Begleiter wieder auf, welche der Aufbruch des Häuptlings unterbrochen hatte. „Sage mir, Wingenund, wer ist „der schwarze Vater," von welchem Du sprachest?"

„„Er ist sehr gut,““ antwortete der Jüngling; „„er spricht mit dem großen Geiste und verkündet uns, was dieser gethan, wie er die Erde und das Wasser gemacht hat und wie er die schlechten Menschen bestraft und die guten beglückt.““

„Dann ist er wohl ein weißer Mann?“ sagte Lucy.

„„Ja,““ erwiederte der Knabe; „„aber obschon er ein weißer Mann ist, spricht er immer die Wahrheit, thut Gutes, trinkt kein Feuerwasser und ist niemals zornig.““

Wie erniedrigend ist es für die Weißen, dachte Lucy bei sich selbst, daß in der Seele dieses Indianers der Begriff eines Weißen so eng mit dem eines Trunkenboldes und Raubers verbunden ist. „Sage mir,“ fuhr sie fort, „ist „der schwarze Vater“ alt?“

„„Manche Winter sind über seinem Haupte dahingezogen und ihr Schnee ruhet auf seinem Haar.““

„Wohnt er beständig bei euch?“

„„Er geht und kommt, wie Sonnenschein und Regen; er ist stets willkommen und die Lenapé lieben ihn.““

„Spricht er Eure Sprache gut?“

„„Er spricht viele Sprachen und sucht Frieden zwischen den Stämmen zu machen und zu erhalten; er liebt die Lenapé und lehrt den Prairie-Vogel mit dem großen Geiste sprechen.““

„Unterhält sich Deine Schwester mit dem schwarzen Vater in ihrer Muttersprache?“

„„Zuweilen; zuweilen aber auch englisch und sehr oft in einer fremden Zunge, welche in einem großen Buche geschrieben steht. Der schwarze Vater liest, Prairie-Vogel öffnet ihre Ohren, blickt in sein Gesicht und liebt seine Worte. Dann erzählt si: mir Alles; aber Wingenund ist ein Kind der Lenapé, er kann diese Worte nicht verstehen.““

„Du wirst sie verstehen lernen,“ sagte Lucy freundlich,

„habe nur Geduld. Du weißt," fügte sie lächelnd hinzu, „Deine Schwester versteht sie und ist auch eine Lenapé."

„„Ja,"" sagte der Jüngling, „„allein Niemand gleicht dem Prairie-Vogel.""

„Es muß in der That eine wunderbare Person sein," sagte Lucy auf ihres jungen Begleiters Gedanken eingehend, „jedoch, da ihr Beide denselben Vater, die nämliche Mutter habt, da in Euch Beiden dasselbe Blut fließt, so mußt Du auch lernen können, was sie nur wissen mag."

„„Ich habe weder Vater noch Mutter,"" sagte Wingenund traurig. Dann fügte er geheimnißvoll flüsternd hinzu, indem er dicht an Lucy herantrat, „„Prairie-Vogel hatte nie Vater und Mutter.""

„Nie Vater und Mutter!" wiederholte Lucy, da sie der schmerzliche Gedanke durchzuckte, der Verstand des armen Wingenund könnte gelitten haben.

„„Nie,"" sagte der Knabe in demselben düstern, geheimnißvollen Tone; „„sie kam dorther!"" Dabei zeigte er nach Nordwesten.

„Wie schmerzlich ist der Gedanke," sprach Lucy bei sich, „daß ein so scharfer lebendiger Geist einer Harfe mit einer zersprungenen Saite gleicht! Ich will versuchen, ihn zu enttäuschen."

„Lieber Wingenund, Du irrst — Deine Schwester hatte die nämlichen Aeltern; möglich, daß sie Vieles gelernt hat und Manches versteht, was Dir fremd ist, allein auch Du könntest dasselbe lernen."

„„Wingenunds Vater und Mutter sind todt,"" sagte der Jüngling mit tiefer, verhaltener Rührung. „„Er mag nicht erzählen, wie sie starben, denn die Erzählung macht sein Herz bluten und seine Augen brennen; Du bist gut gegen ihn und sollst seinen Kummer nicht sehn. Prairie-V[ogel] [h]atte nie einen Vater; der große Geist gab sie den Lena[pé]

Lucy dachte nach, wie sie ihn aus dieser seltsamen Täuschung reißen könnte, in der sein Geist gänzlich befangen zu sein schien, als Reginald und Baptiste plötzlich Halt machten und Letzterer sagte: „Sehen Sie dort die Leute? Sie kommen näher und thun vielleicht einige störende Fragen. Lassen Sie mich antworten! Wingenund, Du weißt, was ich meine?“

„„Wingenund versteht kein Englisch,““ sagte der Jüngling und ein ironisches Lächeln spielte um seinen Mund.

Der Trupp, welcher sich näherte, bestand aus etwa acht bis zehn Mann, alle mit Rifles bewaffnet bis auf zwei, welche beritten waren und Hirschfänger, so wie große Pistolen in den Holftern führten. Unter den Fußgängern ragte die riesige Gestalt des jungen Mike Smith, welcher dem Leser bereits seit der Scene vor dem Wirthshause David Muir's zu Marietta bekannt ist, thurmartig hervor; der Eine der Reiter war der jüngere Hervey, welcher an der Spitze seiner Freunde das ganze Land nach dem Mörder seines Bruders durchstöberte. Alle waren höchst aufgeregt; Baptiste benahm sich kühl und unerschrocken, doch war er nicht ganz ohne Besorgniß, sie würden ihre Rache an Wingenund auszulassen suchen.

„Ha, Baptiste,“ sagte Hervey und ergriff die Hand des Führers; Dich gerade suchen wir. Wir haben schon beim Obristen vorgesprochen und dort gehört, wir würden Dich hier herum finden. Wir bedürfen Deines Beistandes, Freund, und das sehr schnell.“

„„Wie kann ich Euch dienen?““ sagte der Führer; „„was giebts? Ihr scheint auf die Jagd aus zu sein!““

„Auf die Jagd?“ rief Hervey, „ja, ja, auf so eine verfluchte Rothhaut! Hör', Baptiste!“ dabei neigte er sich vom Pferde herunter und erzählte dem Führer leise, aber doch so,

daß alle Umstehenden es vernehmen konnten, die Umstände, die seines Bruders Tod begleitet hatten.

„„Wahrhaftig, eine freche That!““ sagte der Führer sinnend; „„konntet Ihr denn die Spur gestern nicht verfolgen, so lange sie frisch war?““

„Wir folgten ihr bis zu einer Schlucht, die in den Muskingum führt. Dort verloren wir sie.“

„„Könnt Ihr mir das Aeußere des Indianers nicht beschreiben?““ forschte Baptiste.

„Ein schlanker und großer, kerzengerade wie eine Pappel; springen konnte er, wie ein Panther. Hol' ihn der Teufel! Er gab mir einen Puff über den Kopf, daß mir die Augen fünf Minuten lang danach schwammen!“

Ein kalter Schauder überlief Lucy, als sie diese oberflächliche Beschreibung Kriegsaars mit seinem plötzlichen Aufbruch und der Warnung verglich, die Baptiste Wingenund gegeben hatte. Offenbar war der Häuptling der Gegenstand ihrer Nachforschungen. Schüchtern ließ sie ihr Auge nach Wingenund hinüber schweifen; kein Anzeichen von Unruhe war in seinen Zügen zu lesen. Er spielte mit „Schneeglöckchens“ Mähne, und schien gar nicht zu wissen, was um ihn her vorging.

Der Führer sann einige Augenblicke nach, dann fuhr er fort: „Ihr sagt, des Indianers Rifle sei zerbrochen; habt Ihr kein Merkmal daran gefunden?“

„„Nein. Es war ein starkes, plumpes Gewehr; wir haben den Kolben bei uns; hier ist er!““ Damit winkte er einen von seinen Leuten herbei, welchem er ihn anvertrauet hatte.

Der Führer entdeckte auf den ersten Blick eine Feder, die roh aber deutlich mit einem Messer hineingearbeitet war. Sein eigener Verdacht bestätigte sich, allein seine Mienen verriethen seine Bewegung nicht. Mike Smith hatte ihm über die Schulter geblickt und das Zeichen der Feder ebenfalls

emerkt. „Wohlan, Baptiste, rief er, du kennst die Wahrzeichen aller Indianer zwischen dem Alleghany-Gebirge und dem Missouri; welcher Rothhaut hat die Rifle gehört?“

„„Mike““ antwortete der Führer kühl und gelassen, „„Eine Zunge muß weit und sicher schießen, um das zu treffen!““

„Wäre ich so lange Führer und Jäger gewesen als Du, ch meine, ich würde mich ein Bischen d'rauf verstehen.“

„„Ja, ja, so pflegt's zu gehen,““ erwiederte Baptiste, „„Ihr junges Volk denkt immer, Ihr könnt ein Schwein mit inem Horn-Löffel abschaben. Geht nicht so leicht! Glaube wohl, Ihr könnt einen Geier von einem Spottvogel unterscheiden; wenn ich Euch aber 'ne Feder zeigte und früge, welchem Geier sie angehört habe, würdet Ihr Euch gewaltig nach 'ner Antwort umgucken.““

„Seid ein alter Narr!“ brummte Mike ärgerlich. Plötzlich blieb sein Auge auf Wingenund haften. „Was ist das für ein Schlingel, der da neben dem Pferde des Fräuleins steht? Wollen seh'n, ob er das Merkmal kennt! Komm her, du Teufelsbrut!“ —

Keine Muskel im Gesichte des Jünglings zuckte und verrieth, daß er wisse, er werde angeredet.

„Komm her, junge Rothhaut!“ schrie Mike noch erbos'ter, „oder ich kitzle Dich mit meinem Messer und mache Dir Beine.“

Reginald konnte die rauhe und heftige Sprache des jungen Hinterwäldlers nicht länger ertragen; sofort trat er zwischen ihn und Wingenund und sagte finster und entschlossen: „Herr Smith, Sie vergessen sich. Dieser Bursche gehört zu meiner Begleitung und darf weder durch Wort noch That beleidigt werden.“

„„Was für ein Lärmen um eine junge Rothhaut,““ sagte Mike und suchte seinen Aerger unter einem gezwunge-

nen Gelächter zu verbergen; „„wie sollen wir wissen, ob er nicht ein Sohn oder Bruder des Indianers ist, den wir suchen? Tod und Teufel, wüßte ich das, ich bestriche ihn mit Theer und verbrannte ihn bei langsamen Feuer!““

„Noch einmal,“ sagte Reginald, „er ist unschuldig; gestern hat er mir mit eigener Gefahr das Leben gerettet. So lange ich lebe, soll Niemand ihm ein Haar krümmen!“

Jetzt schlug sich Baptiste, einem auffodernden Blicke des Fräuleins Folge leistend ins Mittel, um so mehr, da der Streit schlimm zu enden drohte. „Gebt Euch zufrieden, Gevatter,“ sagte er und legte die Hand auf die Schulter des Angeredeten, „was drohet Ihr der jungen Rothhaut so unnützer Weise? Seht Ihr doch, daß er keins Eurer Worte versteht. Sagt mir, wonach ich ihn fragen soll, ich will's in seiner Muttersprache thun.“

„„Zum Henker mit seiner Muttersprache!““ sagte Mike; „„ich wette einen Hut gegen eine Gallone von David Muir's Bestem, daß die Brut das Englische so gut versteht als ich und Ihr, wenn er gleich aussieht, als habe er bloß die Quasten und Troddeln an seinem Jagdhemde zu zählen! Will Euch gleich beweisen, daß ich Recht habe — ohne ihm Schaden zuzufügen,““ setzte er leise hinzu.

„Sie schwören, ihn nicht zu verletzen?“ sagte Reginald.

„„Ja,““ entgegnete Mike, „„will Euch bloß zeigen, daß er Mike Smith nicht zum Besten haben soll.““ Jetzt winkte er einen seiner Leute aus dem Gefolge heran, flüsterte ihm Etwas ins Ohr und sagte dann laut und vernehmlich: „Jack, wir haben's 'rausgebracht, daß der Indianer=Bube da zu der Partei gehört, deren Einer den armen Hervey ermordet hat. Leben um Leben, heißt das Gesetz in den Hinterwäldern. Tritt etwas zur Seite; ich will bis vier zählen; sobald ich vier sage, zerschmetterst Du dem jungen Schuft das Gehirn, entweder mit der Axt oder mit einer Kugel.“

„Um des Himmels willen, wenn Ihr Menschen seid, schont seiner!“ rief Lucy in der entsetzlichsten Angst.

„Ruhig, Fräulein Brandon,“ sagte Mike, „Ihr Bruder wird Ihnen erklären, daß es so sein muß.“

Gern hätte der Führer dem Jüngling ein Wort zugeflüstert, allein Smith bewachte ihn zu genau und er mußte sich daher auf die Klugheit und die Festigkeit des Burschen verlassen. „Bist Du fertig, Jack?“ fragte Mike laut.

„Ja.“ Mike zählte langsam und hielt nach jedem Rufe ein: „Eins — zwei — drei —“ Wingenund zuckte nicht; keine Miene verrieth Theilnahme an dem, was um ihn her vorging. Gerade jetzt streichelte er den großen zottigen Kopf „Wolfs,“ als wisse er nicht, daß das nächste Wort von des Jägers Lippen die Losung zu seinem Tode sein sollte. „Verflucht, Baptiste, du hast Recht!“ sagte Mike, „der Schlingel versteht uns wirklich nicht, sonst hätte er die Ohren gespitzt, als ich drei zählte. Na, denn frag'n in seiner Sprache, ob er das Merkmal auf dem Kolben kennt und sagen kann, welchem Stamme es angehört?“

Jetzt richtete der Führer in der Delawaren-Sprache einige Worte an Wingenund und brummte dann vor sich hin: „Dies Bürschchen mag keine Lüge sagen, und wenn es sich dadurch eine Kugel vor den Kopf ersparen oder einer Schlinge um den Hals entgehen könnte; ich muß für ihn handeln. Dann fügte er lauter hinzu: „Mike, ein Wort mit Euch; es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Indianer, welchen Ihr sucht, der nämliche ist, welcher den Burschen verwundete und gestern Herrn Reginald zu ermorden suchte. Ist dem so, dann bedarfs keiner Strafe mehr; er hat seinen gebührenden Lohn!“

„Wie so?“ sagte Mike.

„Todt, Bester — auf dem Flecke niedergehauen. Kommt morgen mit Hervey eine Stunde vor Mittag hieher und ich

will Euch an sein Grab führen. Dann mögt ihr selbst sehn, ob es der Gesuchte ist?"

„Abgemacht!" sagte Mike; wir kommen. Nun, vorwärts Jungens, nach Herveys Hofe. Ein tüchtiges Abendbrod und morgen zeigt uns der Führer das Aas dieses Schuftes. Können wir dem auch Nichts thun, so wollen wir doch schon einmal mit den Rothhäuten abrechnen. Thut mir leid, Sie aufgehalten zu haben, Fräulein; hoffe, wir haben Sie nicht erschreckt," sagte der rauhe Kerl, indem er sich mit seinen Leuten entfernte und scheidend einen linkischen Versuch zu einer Verbeugung gegen Lucy machte.

„Das war ein kluger Einfall Baptistes," sagte Reginald leise zu seiner Schwester. „Er hat ihnen weiß gemacht, daß der Schurke, der mich feige hinterrücks zu durchbohren versuchte, der verwegene Mörder sei, dessen That sie rächen wollen!"

„Und hat Kriegsaar, er, der so edel, so freundlich aussieht, das wirklich gethan?" fragte Lucy mit leisem Schauder.

„Ich glaube wohl," sagte Reginald.

„Aber ist es nicht Unrecht, daß wir seine Freunde und ihm zur Flucht behülflich sind?"

„So scheint es wirklich; befragen wir Baptiste; er wird uns jetzt ohne Rückhalt antworten." Reginald legte dem Führer die Bedenklichkeiten seiner Schwester vor.

„Ei nun, sehn Sie," sagte der vorsichtige Jäger, „wir haben keinen Beweis, daß Kriegsaar es gethan. Allein ich gestehe, daß die That zu kühn war, als daß der hündische Wyandot sie vollführt hätte. Aber ich kann Sie versichern, Fräulein," setzte er mit steigender Wärme und Heftigkeit hinzu, „hat Kriegsaar es gethan, so werden Sie, wenn Sie Alles wissen, eingestehen, diese That verdiene keine Strafe. Der ältere Hervey war Einer von jener blutdürstigen Bande, wel-

che die harmlosen, christlichen Indianer *) ermordete. Wingenunds Vater fiel, wie man glaubt, von Herveys eigener Hand. Wer kann den Kriegsaar tadeln, oder einen Fuß zur Verfolgung ansetzen, wenn er diesen grausamen Mord gerächt und dabei dennoch den jüngern Bruder, welcher hülflos zu seinen Füßen lag, verschont hat?"

„So ist's, Lucy," sagte der Bruder. „Nach den Gesetzen der Wiedervergeltung ist Kriegsaar vollkommen im Rechte, jenen grausamen Mord friedlicher Menschen mit dem Tode zu bestrafen; doch lassen wir diese schwierige Streitfrage; besser Du vergisst Alles, was Du jetzt gehört hast und ahmst, im Falle, daß fernere Nachforschungen in Deiner Gegenwart angestellt würden, Wingenund nach, der den Unwissenden mit so vielem Geschicke spielte."

„Komm her, mein theurer, junger Bruder!" fügte er gütig hinzu, „sage mir — glaubtest Du wirklich, daß der Hitzkopf Dich erschießen würde, als er drei zählte?"

„Nein," sagte der Jüngling mit verächtlichem Lachen.

„Warum nicht? Er ist ein heftiger und zorniger Mann."

„Er wagte es nicht," war die Antwort.

„Wie so?"

„Er ist ein Narr," sagte der Jüngling in demselben verächtlichen Tone; „ein Narr, der kaum gut genug ist, das Junge einer Antilope zu erschrecken; hätte er mich angerührt oder gewagt mich zu erschießen, so würden ihn Netis und Groß-Beil auf der Stelle getödtet haben."

„Du hast Recht, muthiger Bursche," sagte Reginald, „er getrauete sich nicht Dich zu verletzen." „Sieh', Lucy, welch' reifes Urtheil, welch' heroischer Geist, welche eisernen Nerven in dem schwachen Körper dieses verwundeten, abgematteten Jünglings!"

---

*) Zu Gnaden-Hütten. S. oben pag. 85.

„Wir wollen ihm wenigstens ein tüchtiges Abendbrod geben," sagte Lucy, „und ihn in unserm Hause herzlich willkommen heißen."

Wingenund dankte ihr mit einem Blick seiner dunkeln Augen und die Gesellschaft setzte ohne weitere Unterbrechung friedlich ihren Weg nach Mooshanne fort.

Zehntes Capitel.

Worin der Leser ohne alle Umstände auf ein anderes Element zu Ethelston versetzt und Letzteren in unangenehmer Lage sehen wird.

Wir wenden uns jetzt zu Ethelston, der in unserer Erzählung eine zu bedeutende Rolle spielt, als daß wir ihn so lange vernachlässigen dürften. Lucy begann bereits wegen seiner Sicherheit in liebevoll eifersüchtiger Unruhe zu sein; man hatte den „Stolz des Ohio" schon längst in Marietta erwartet; auch hieß es, daß mehrere französische Fregatten und Corvetten zwischen den Westindischen Inseln kreuzten. Lucy's Unruhe war nicht ungegründet, wie wir bald sehen werden, und die längere Abwesenheit ihres Geliebten war nicht ohne hinlängliche Ursache. Ungefähr einen Monat vor den im letzten Capitel erzählten Ereignissen, war Ethelston mit seinen Waaren sicher zu Port Royal gelandet. Hier hatte er eine kleine Ladung Zucker und Kaffee an Bord genommen und rüstete sich zur Rückkehr nach Neu-Orleans. Da er gehört hatte, daß französische Kriegsschiffe in der Nähe kreuzten, beschloß er klüglich auf dieser Reise so wenig als möglich zu wagen; deshalb ließ er auf sichere Handschriften einen großen Theil der ihm gebührenden Summen in den Händen der Spediteure zurück, und nahm bloß so viel Ladung an Bord, daß das Schiff mit hinreichendem Ballaste

segelte um die Möglichkeit der Flucht zu sichern, wenn ein Kreuzer Jagd darauf machen sollte. Die kleine Brigantine war wohl aufgetakelt und bemannt; wenige französische Kreuzer — das wußte er — konnten sich an Schnelligkeit mit dem „Stolz des Ohio" messen. Sein Bootsmann war Gregson, ein gegen Wind und Wetter abgehärteter, alter Seemann, der auf jeder Art von Fahrzeugen, vom Kriegsschiffe bis aufs Fischerboot herab, schon gedient hatte und jede Landspitze, jedes Riff, jede Strömung in diesem gefährlichen Meere so genau kannte, als ein Liverpooler Pilot die Sandbänke und Untiefen in der Mündung des Mersey. Der „Stolz des Ohio" führte drei Kanonen am Bord: zwei achtzehnpfündige Carronaden und einen langen Neunpfünder. Zehn stämmige Kerle und ein schwarzer Koch bildeten die Schiffsmannschaft. Die Person des Kochs verdient eine genauere Beschreibung, da die wunderbaren Glückswechsel, die er erlebt hatte, seinen Character seltsam gebildet hatten. Er war im Westen des Innern von Afrika geboren und in seiner Jugend wegen seiner Stärke und seines außerordentlichen Muthes zum Häuptlinge des Stammes der Lucumi erwählt worden, dem er angehörte. Unglücklicher Weise war er gefangen genommen, an die Küste geschleppt und an einen Sklavenhändler verkauft worden; so war er denn auf mehrern Westindischen Inseln umhergekommen und endlich in Virginia in Obrist Brandons Besitz gerathen. Dieser bemerkte seine Fähigkeiten und den seltenen Scharfsinn, womit ihn die Natur vor den Meisten seiner Landsleute ausgestattet hatte, und bot ihm, als er nach dem Staate Ohio zog, die Freiheit an. Cupido, so hieß der Neger, hatte indessen so große Anhänglichkeit zu seinem Herrn gefaßt, daß er ihn bat, in seinem Dienste bleiben zu dürfen. So war er von einem Amte ins andere gekommen und endlich Koch und Proviantmeister an Bord des „Stolzes des Ohio" geworden.

Sein Bau war herkulisch; er gebrauchte seine Kraft selten, doch hatte er bei verschiedenen Gelegenheiten gezeigt, daß er es mit je zweien der Uebrigen aufnehme. Cupido sprach wenig, war finster und verschlossen, jedoch beim Schiffsvolke nicht unbeliebt, da er nie Streit oder Hader anfing und Befehlen pünktlich gehorsamte.

Für Ethelston war er unschätzbar, da er immer auf seinem Posten und in Geldsachen oder in Bezug auf die Niederlagen, deren Aufsicht ihm übertragen war, ängstlich gewissenhaft und redlich war. Mehr als einmal hatte seine Verschlagenheit und Schnelligkeit den jungen Befehlshaber in Erstaunen gesetzt. Der Capitän, so hieß Ethelston an Bord, behandelte ihn stets gütig; er duldete es nie, daß man sich jene Späße und jenen Spott gegen ihn erlaubte, denen freie Neger in den Vereinigten-Staaten oft ausgesetzt sind. Darum hegte auch der Koch, welcher nie vergaß, daß er ein Krieger gewesen, gegen ihn die Gefühle der innigsten Anhänglichkeit und der wärmsten Dankbarkeit. —

Wo oder wie er seinen Namen erhalten, schien Keiner zu wissen. Als er in Brandons Besitz kam und nach seinem Namen gefragt wurde, hatte er, wie sich Ethelston gehört zu haben erinnerte, düster geantwortet: „Der Name, den ich einst trug, ist daheim: der Sklave hat keinen Namen, keine Heimath.“ Eine furchtbare Schmarre über seine Stirn und linke Wange, die er vielleicht bei seiner Gefangennehmung erhalten hatte, entstellte sein früher entschlossenes und stolzes Gesicht. Wahrscheinlich hatte ihn eben darum der Sklavenhändler ironisch „Cupido“ getauft.

Der „Stolz des Ohio“ war seit zwei Tagen auf der Heimfahrt begriffen; da entdeckte Ethelston, als er um eine Landspitze auf der Südküste von Cuba segelte, einige Meilen windwärts vor sich ein Schiff und eine sorgfältige Beobachtung durch das Fernglas überzeugte ihn, daß es eine fran=

zösische Fregatte sei. Der Bootsmann war gerade unten im Zwischendeck; er ließ ihn heraufrufen, um zu sehen, ob die Beobachtung des alten Seemanns seine Meinung bestätigen würde. Sobald er erschien, überreichte er ihm das Fernglas und sagte: „Gregson, sieh zu, was machst Du aus dem Kerl da auf unserer Backbordseite?“

„„Was ich daraus mache?““ sagte der Bootsmann; „„hol' der Teufel den, der sie gemacht und ihn, der sie uns auf den Hals gebracht hat, Capitän. S'ist 'ne französische Fregatte. Können wir gleich ihren Rumpf noch nicht erkennen, so zweifle ich doch keinen Augenblick, sie wird uns alsbald ihre Zähne weisen.““

„Das dachte ich auch,“ sagte Ethelston. „Wir müssen die Richtung halten; kommen wir um die Landspitze herum, dann schnell vorwärts und das Reißaus genommen! Setze die Handsegel um, Gregson; alle Segel aufgehisst und tüchtig dran; jetzt gilts! Stelle Harrison ans Steuer! Er hält die Richtung besser als jener junge Bursche!“

Der Befehl ward ausgeführt; Gregson kehrte zu Ethelston zurück, der noch immer mit dem Fernglase den südlichen Himmel bestrich und das fremde Schiff beobachtete, dessen Rumpf jetzt deutlich sichtbar war.

Tiefer Ernst lagerte auf der Stirn des jungen Mannes, als er seinem Bootsmanne das Glas wieder hingab und sagte: „Gregson, wie ich vermuthtete: es ist eine französische Fregatte. Vielleicht können wir die Küste entlang fahren, ohne daß sie unser kleines Fahrzeug entdecken.“

Der alte Seemann richtete das Glas wieder auf das Schiff, als wollte er die Segel und Planken desselben zählen. Während seiner Beobachtung knurrte er zwei bis drei unartikulirte Ausrufungen hervor und verzog und verzerrte dabei seine harten Mienen entsetzlich. Der junge Anführer wartete

mit nicht geringer Ungeduld auf das, was der Bootsmann „Lossegeln" nannte.

„S'ist nichts mehr noch minder, als der höllische „Sperber", welchen L'Estrange befehligt. Einer der schnellsten Segler der ganzen französischen Flotte; er ist nicht der Mann dazu, uns unbemerkt an sich vorbeischlüpfen zu lassen. Wallfisch oder Häring ist ihm gleich recht; Alles muß in sein Netz."

„„Ich habe oft von ihm gehört,"" sagte Ethelston, „„man sagt, er sei ein schöner Mann.""

„Das ist er — dem Teufel sein Recht! — ein so lustiger, alter Bursche, als je lebte und ein viel zu guter Seemann für einen solchen Monsieur Franzosen. Sehn Sie da, Capitän," fügte er, nachdem er noch einen Blick durch das Glas geworfen, hinzu; „er ändert seinen Lauf bereits um zwei bis drei Linien, und zieht das Marssegel auf. Wir werden gleich von ihm hören."

„„Sollten wir ihm nicht entschlüpfen, wenn wir auf die Straße im Osten zuführen? Dann könnten wir scharf segeln und eine Jagd vor dem Winde dauert lange.""

„Es kommt auf den Versuch an, Capitän. Allein der Wind ist gut und die Fregatte wird sich nicht leicht auf die Leeseite an die Küste heranwagen. Wenn ich Ihnen rathen darf, so thun wir besser, schnell um die Landspitze dort herumzuschießen und dann mit aller Kraft auf den Canal hinter der Insel Pinos loszusteuern. Dahin folgen sie uns nicht; thun sie's doch, so kann ihr Kiel leicht die Bekanntschaft eines Riffs machen."

„„Du hast Recht Gregson,"" sagte Ethelston. „„Wir wollen das Cap umsegeln. Dicht angeluvt, Harrison!""

„Ist geschehen, Herr," war die Antwort, als Ethelston hinunterkam, um die Seekarte anzusehen.

Kühn zerschnitt die kleine Brigantine pfeilschnell die schäu-

menden Wogen und bewährte ihren Ruf als Schnellsegler, trotz einer Segellast, wie sie wenige Schiffe von ihrem Tonnengehalte tragen konnten. Der Wind war frisch und die Fregatte änderte ihren Lauf, offenbar in der Absicht, ihr den Weg abzuschneiden und sie an der Umseglung der Landspitze zu hindern.

Die Mannschaft der Brigantine stand dicht zusammengeschaart, die Augen fest auf die Fregatte gerichtet, und besprach sich heftig über den wahrscheinlichen Ausgang. Cupido stand in der Küche am rauchenden Herde nnd beschickte das Mittagsmahl mit derselben Ruhe, als wäre keine Fregatte auf der Windseite und kein felsiges Gestade leewärts gewesen. Nur dann und wann ließ er, obgleich eifrig mit seiner Kocherei beschäftigt, sein dunkles Auge nach dem „Sperber" hinüberschweifen. Fast Niemand an Bord konnte besser die Schwierigkeit dieser Lage ermessen. Ethelston kam nach genauer Durchsicht seiner Seekarte wieder aufs Verdeck; ein Blick überzeugte ihn, daß er die Landspitze nicht umsegeln konnte, ohne den Kanonen der Fregatte auf Schußweite zu nahe zu kommen. Allein die Brigantine ging weniger tief in See als die Fregatte, die nicht näher heranfahren konnte, und er zweifelte nicht daran, glücklich zu entkommen, wenn nicht das Feuer des „Sperbers" sie beschädigte und untüchtig machte.

Jetzt hißte der „Sperber" seine Flagge auf; die Brigantine beachtete dies nicht. Daher feuerte er und die Kugel schlug unweit des Buges ins Wasser. Da auch hiervon keine Notiz genommen wurde, so befahl L'Estrange in allem Ernste auf die kecke Brigantine zu feuern und sie zur Raison zu bringen. Zum Glück für Letztere ging die See etwas hohl und die Entfernung war ziemlich beträchtlich. Daher that der erste Schuß wenig Schaden. Mehrere Matrosen hatten auf Kriegsschiffen gedient; diese wurden jetzt unter

ihren Camaraden als Orakel angestaunt. Nicht ohne Besorgniß blickten sie auf ihren jungen Capitän, begierig zu wissen, wie er sich im Feuer benehmen würde, denn sie glaubten nicht, daß er je Pulver gerochen habe. Wenn auch streng und fest in seinen Befehlen, war er doch gewöhnlich so artig und ruhig, daß sie ihn eher für einen Gelehrten als für einen Soldaten hielten.

Ethelston blickte fest und ruhig auf das Cap vor sich, ohne auf die Fregatte zu achten und sagte nach einem kurzen Schweigen gelassen: „Gregson, die Strömung gegen das Gestade ist hier zu stark; wir können hier nicht gegen den Wind das Schiff umwenden.“

„„Sie haben Recht, Herr,““ sagte der Bootsmann; „„L'Estrange sträubt seine Borsten; er kommt jeden Augenblick näher. Segeln wir in diesem Striche fort, so zerschellen wir in der nächsten halben Stunde Beide am Gestade.““

„Ha!“ rief der junge Capitän aus und das Blut stieg bei diesem Gedanken in seine Wangen; „wüßte ich gewiß, daß wir Beide an jenen Klippen zerschellten — die kleine Brigantine könnte nicht rühmlicher untergehen!“

Er hatte diese Worte sinnend und leise vor sich hin gesagt. Allein der Bootsmann hatte sie doch gehört und starrte ihn mit unverhohlenem Erstaunen an. So wenig als die Mannschaft hatte er unter dem ruhigen, friedlichen Aussehen seines jungen Führers diesen entschlossenen Muth gesucht. Wieder wirbelte eine Rauchwolke aus dem Buge des „Sperbers“ hervor; die volle Ladung aller Kanonen schlug durch das Takelwerk am Bugspriet und obwohl sie keinen wesentlichen Schaden anrichtete bewies sie doch, daß die Brigantine jetzt ganz im Bereiche der feindlichen Kugeln war.

„Herr, ich fürchte, wir kommen nicht um die Landspitze herum,“ sagte der Bootsmann. Sie können uns hinwegpfeffern und doch in gutem Fahrwasser bleiben.“

„„Dann bleibt nur noch Eines übrig. Beantwortet das Signal! Hisst die Flagge auf! Das Schiff herum und gerade auf die Fregatte losgesegelt.""

Der Bootsmann war wo möglich noch überraschter bei diesem Befehle als vorher bei der Idee, das Schiff, so wie die feindliche Fregatte auf die Klippen und Riffe auflaufen zu lassen; jedoch vollstreckte er ihn ohne Frage und ohne Zögern als guter Seemann sofort. Die kleine, kecke Brigantine beantwortete das Signal, wandte um und segelte gegen den „Sperber" heran.

Wir versetzen den Leser auf einige Augenblicke an Bord der Fregatte, um ihn mit dem Capitän bekannt zu machen, in dessen Klauen die arme, kleine Brigantine fallen sollte. L'Estrange, ein schöner Mann in mittleren Jahren hatte den größten Theil seines Lebens auf der See zugebracht und sich frühzeitig mit einer spanischen Creolin vermählt, deren einzige Mitgift „Schönheit" gewesen war. Aus dieser Ehe entsprangen mehrere Kinder. Der älteste Sohn war Lieutenant am Bord des „Sperbers"; der Rest der Familie lebte zu **Point à Pitre** auf Guadeloupe, denn der Capitän, im Grunde ein Anhänger des ancien régime, liebte zwar sein Vaterland, haßte aber das Directorium und die übrigen Früchte der französischen Revolution. Daher kam er nie nach Europa und würde schwerlich in Staatsdiensten beschäftigt worden sein, wäre er nicht als einer der geschicktesten und erfahrensten Seeofficiere in der französischen Flotte bekannt gewesen. Das war der Mann, der jetzt auf dem Verdecke stand, den „Stolz des Ohio" mit dem Fernglase musterte, und dann dem ersten Lieutenant befahl, das Feuer einzustellen. „Dies halsstarrige Krämerschiff," fügte er hinzu, „schien große Lust zu haben zu entwischen, ohne an die Gefahr zu denken, die es lief, entweder auf die Riffe zu laufen, oder von unsern Kugeln wie ein Sieb durchlöchert zu werden."

„„S'ist Einer von diesen kecken Amerikanern,““ sagte der Lieutenant, „„die da denken, Niemand könne es zur See mit ihnen aufnehmen. Für diesmal sind sie irre. Ich meine, der Fang wird sich der Mühe verlohnen, Capitän!““

Inzwischen war die Fregatte zu sehr auf die Leeseite gerathen; sie segelte deshalb mit Preßwind und beschloß die Anker nicht eher zu werfen, als bis sie hinlängliches Fahrwasser hätte, denn die Klippen und Riffe der Küste droheten Gefahr. Darauf hatte Ethelston gerechnet; ruhig und zufrieden schritt er auf dem Decke auf und ab; seine Leute, die auf dem Vorderkastelle standen, suchten vergeblich seine Absichten zu errathen; nur der Bootsmann war umsichtiger und konnte der Kühnheit und Genauigkeit des glücklichen Manoeuvres seine laute Bewundrung nicht versagen.

L'Estrange stieg aufs Zwischendeck hinab und ging zu Tisch; er hatte dem Lieutenant den Befehl hinterlassen, noch eine halbe Stunde in dieser Richtung zu verharren und zu ankern, bis die Brigantine anlegen würde.

Jetzt murmelte Ethelston, der die ganze Zeit über die Augen fest auf die Landspitze geheftet hatte, vor sich hin: „Nun wird's glücken!“ — Dann hieß er den Steuermann das Schiff herumgieren und es dann und wann vom Winde umhertreiben zu lassen, als hätte er die Absicht am hintern Spiegel der Fregatte anzulegen. Nachdem er das eine Zeitlang fortgesetzt hatte, um den Argwohn des Feindes einzuschläfern, sah er zu seiner unaussprechlichen Freude, wie die Fregatte die Segel einreffte, um ihn herankommen zu lassen. Augenblicklich ergriff er diesen Vortheil und ließ den Bootsmann das Schiff umlenken und mit vollen Segeln auf die Insel Pinos zusteuern. Dies kühne Manoeuvre blieb natürlich nicht lange unbemerkt; L'Estrange's Erstaunen war groß, als er an dem Lärmen über sich und an dem Schwanken des Schiffes bemerkte, daß es seinen Lauf veränderte. Er sprang

aufs Verdeck und sah, daß die kecke Brigantine ihn übertölpelt hatte; diese hatte alle Segel aufgespannt und schien glücklich entkommen zu wollen. Der alte Capitän tobte und lärmte und schwur hoch und theuer, der kleine, hartnäckige Krämer solle seine Unverschämtheit theuer bezahlen.

Der „Sperber" war ein Schnellsegler; als er jetzt mit vollen Segeln, die schäumenden Wogen mit dem Kiele durchschneidend, dahinflog, mußte es Jedem klar werden, daß die Brigantine nicht um die Landspitze fahren konnte, ohne in das Bereich seiner Kugeln zu kommen.

Ethelston's Plan stand fest. Da er seine Leute freudig und von dem Erfolge seines Manoeuvres begeistert sah, hoffte er noch das Fahrzeug in den verworrenen Canal hinter der Insel zu bringen, wohin die Fregatte es nicht wagen durfte, ihm zu folgen. Bald begrüßte sie den „Stolz des Ohio" wieder mit einer Ladung; eine Kugel schlug durch die Wände des Schiffes und zerschmetterte das Compaßhäuschen dicht neben dem jungen Capitän in tausend Stücke. Der Steuermann ward ängstlich und wich von der Richtung ab. Kaum bemerkte dies Ethelston, so ertheilte er ihm einen scharfen Verweis und hieß Harrison ans Steuer treten. Die Fregatte fuhr immer noch im Luf und schien jetzt entschlossen, der Brigantine den Weg abzuschneiden oder sie durch seine Kugeln zu versenken, wenn sie die Landspitze zu umsegeln versuchte. Ethelston sah die ganze Gefahr und war bereit ihr zu trotzen. Hätte er ein Kriegsschiff — wenn auch nur ein kleines — befehligt, so würde er nicht vor der Verantwortlichkeit zurückgeschrocken sein, die er im Begriff stand, auf sich zu laden. Allein die kleine Brigantine war ein Kauffahrer und er durfte die Mannschaft nicht ohne ihre eigene Einwilligung einer solchen Gefahr aussetzen. Deshalb beorderte er Gregson, die Leute auf dem Hinterdeck zusammenzurufen und redete sie folgendermaßen an:

„Meine Jungen — Ihr seht, in welcher Klemme wir stecken; können wir um die Landspitze herumsegeln, so ists möglich, daß wir entkommen; um dies zu bewerkstelligen, müssen wir aber einige hundert Ellen lang unter dem Feuer des „Sperbers" hinsegeln. Was meint ihr, meine Jungen, sollen wir die Flagge streichen oder den Versuch wagen? Ein französisches Gefängniß — oder die Heimath! Wählt!"

„„Hurrah! Hoch die Heimath!"" rief die Mannschaft, belebt durch die Worte ihres jungen Führers und ermuthigt durch seine ruhige Haltung. So fuhr die kleine Brigantine weiter. In wenigen Minuten zeigte es sich, daß er die Gefahr richtig ermessen hatte. Auf der Seekarte war um die Landspitze herum tiefes Wasser angegeben. Deshalb ließ er Harrison dicht am Gestade hinsteuern, wodurch mit der Schnelligkeit der Fahrt zugleich die Entfernung vom Feinde wuchs.

Unbeschreiblich war L'Estrange's Zorn und Erstaunen bei diesem Wagniß eines kleinen Kauffahrers, dessen Unbedeutendheit er jetzt erst genauer erkannte. Pfeilschnell segelte er hintendrein und ließ die Leute mit brennender Lunte an ihre Stücke treten. Nochmals wiederholte er sein Signal, um das kecke Fahrzeug zu schonen; es ward nicht beantwortet und wiederstrebend commandirte er „Feuer!" Zum Glück für den „Stolz des Ohio" ging die See sehr hohl und die Marine-Artillerie war damals noch nicht so vervollkommnet. Zwar ward das Takelwerk vom Vordersteven bis zum Spiegel fortgerissen, der Fockmast abgeschossen und der Rumpf vielfach durchlöchert, allein das Schiff folgte dem lenkenden Steuer und umsegelte keck das Cap, wo es bald zwischen Sandbänken dahinfuhr, die ihm wegen seiner geringen Tonnenlast nicht gefährlich waren, während sie die Fregatte hinderten, die Verfolgung hier fortzusetzen.

Eilftes Capitel.

Ethelston's fernere Abentheuer zur See. Innerhalb kurzer Zeit ist er Sieger und Besiegter.

Wunderbarer Weise war Niemand am Bord des „Stolzes des Ohio" von dem Feuer der Fregatte getödtet worden; nur Ethelston hatte am linken Arme durch einen Splitter eine leichte Wunde erhalten. Er beachtete diese Schramme nicht weiter und gab ruhig die nöthigen Befehle zur Ausbesserung und Wiederherstellung der zerstörten Sparren und des Takelwerkes.

Sobald Alles einigermaßen wieder geordnet war, ließ er die Leute zu Tische gehen; er selbst lehnte sich über die Brustwehr des Schiffes hinaus und zählte anscheinend eifrig die eingeschlagenen Kugeln; allein seine Augen waren auf das Wasser gerichtet, welches das Schiff lustig zertheilte, und seine Gedanken in weiter Ferne. Kaum vernehmbar flüsterte er leise: „Theure, theure Lucy! Dein Namensgenosse ist verwundet und entstellt, aber nicht entehrt. Dank dem Himmel, keines Franzmannes Fuß hat noch ihr Deck betreten." —

Hier unterbrach ihn Gregsons Ankunft, der die Fregatte sorglich durch das Fernglas beobachtet hatte: „Um Verzeihung, Herr," sagte er, „der Sperber setzt seine Boote aus; der Wind läßt nach; in der nächsten Stunde werden wir kaum eine Katzenpfote voll haben."

Ethelston fuhr aus seiner Träumerei empor und überzeugte sich sofort von der Wahrheit der Kunde. „Du hast Recht," sagte er, „aber wir haben eine gute Stunde vor uns; die Windstille hält die Fregatte fest. — Laß die Leute ruhig essen; sag' ihnen nichts und laß ihnen extra ein Glas Grog geben; aber keine Trunkenheit! Sie werden Kopf und Hand heute Abend nöthig haben. Schicke Cupido in meine

Cajüte und sage ihm, er solle mir einen Schnitt kalten Braten und ein Glas Madeira bringen."

Mit diesen Worten stieg er in die Cajüte hinab. Der Bootsmann sah ihm nach, drehete den Taback, welchen er kaute, drei bis viermal im Munde herum und brummte: „Zum Henker! Er macht sich aus den Kanonen und Böten der Fregatte nicht mehr oder weniger, als ein Bär aus einem Bienenstock. An ihm ist ein so guter Comodore verdorben, als je einer übers Verdeck ging. Schade! daß er auf einem Kauffartheischiffe versauern muß!" Nach dieser charakteristischen Lobrede auf den jungen Capitän ging der alte Seemann die erhaltenen Befehle auszuführen.

Inzwischen befrug Ethelston die Karte und fand, daß die Klippen und Sandbänke die Schifffahrt an dieser Küste außerordentlich gefährlich machten: selbst für ein Fahrzeug, das wie die Brigg, nicht gar zu tief in Wasser ging. Nur wenige Minuten gestattete er sich zur Erholung; dann kehrte er aufs Verdeck zurück und beobachtete die still liegende Fregatte. Jetzt ließ er die Segel einreffen, das Senkblei hinablassen und sich vom Zimmermann einen Bericht über die Lecke und die andern Schäden abstatten, welche die Kugeln der Fregatte verursacht hatten. L'Estrange war unterdessen an Bord des „Sperbers" nicht müßig. Aergerlich über den glücklichen Streich, den man ihm gespielt, beschloß er, als der Wind sich mehr und mehr legte, mit seinen Böten Jagd auf die Brigg zu machen. Dazu ersah er eine Schaluppe und die Pinasse. Erstere hatte eine Carronade und fünfundzwanzig Mann unter Anführung seines Sohnes, letztere eine Drehbasse und 13 Mann unter dem Befehle eines jungen Lieutenants an Bord. L'Estrange wollte unnöthiges Blutvergießen vermeiden; deshalb sandte er eine Streitmacht, die jeden Widerstand von Seiten des schmutzigen, kleinen Zuckerbootes, wie er's nannte, unnütz erscheinen lassen sollte. Die Mannschaft des „Stolzes

des Ohio," trunken von ihrem Glücke und dem erhaltenen Extra-Grog, tobte und lärmte, lachte und schwatzte laut über die Ereignisse des Morgens, als Ethelston sie auf den Spiegel des Schiffes beschied. Sie erschienen und er redete sie mit folgenden Worten an:

„Meine Jungen, bis hierher habt Ihr wie Männer Eure Pflicht gethan. Die Arbeit ist jedoch nicht beendet. Der „Sperber" ist entschlossen, unser Schifflein zu erbeuten oder in den Grund zu schießen; bereits setzt er die Boote aus; widerstehen wir, so wird ein heißes Gefecht entbrennen; streichen wir die Flagge ohne Kampf, so können wir in einem französischen Gefängnisse verfaulen. Nochmals frage ich Euch, meine Jungen, wollt Ihr treu beim „Stolze des Ohio" verharren? Dann ein Hoch der Heimath oder dem rühmlichen Grabe des braven Seemanns!"

Ein einstimmiges, herzliches Freudengeschrei war die einzige Antwort. „Das wußte ich, meine Jungen," fuhr er fort und sein sonst so ruhiges Gesicht erglühete in Begeisterung, „ich wußte, Ihr würdet ihn nicht verlassen, so lange er flott ist. Ich muß Euch sagen, daß er zwei böse Kugeln gerade zwischen der Wind- und Wasser-Linie und große Lecke erhalten hat. Wir müssen sie verstopfen, so gut es gehen will; aber rüstet Euch gegen die Boote des „Sperbers." Wenigstens sollen sie den Sieg theuer erkaufen!"

Jetzt rief Ethelston den Bootsmann herbei und ertheilte ihm die nöthigen Verhaltungsbefehle in Betreff des bevorstehenden Kampfes. Die Feldschlange und die beiden Carronaden wurden fertig gemacht und geladen; erstere mit einer Kugel, letztere mit Kartätschen. Waffen und Schwerter wurden an die Leute vertheilt und das Verdeck aufgeräumt, damit Nichts den zu erwartenden Kampf behindere. Inzwischen ließ Ethelston eine neue Flagge aufhissen, die Lucy der Brigantine geschenkt und zum Theil mit ihren schönen Fingern

gearbeitet hatte. Sobald sie aufgezogen war, ließ er einen Schiffsjungen hinaufklettern und sie unter wiederholtem Freudengeschrei der Mannschaft an den Mast nageln. Sie blieben nicht lange in Zweifel und Erwartung; der Wind hatte sich gänzlich gelegt; die schlaffen Segel schlugen klappend an die Masten; die Raen knarrten: die gewöhnlichen, trüben Anzeichen einer eintretenden Windstille. Die Boote des „Sperbers" rückten mit gemessenem, kräftigem Ruderschlage gegen die Brigantine heran. Ethelston übergab das Commando der Feldschlange Gregson; er selbst behielt sich die Carronaden vor und ertheilte die gemessensten Befehle, unter keinem Umstande zu feuern, ehe er oder Gregson, der ihm wenn er etwa fiele, im Oberbefehle folgen sollte, „Feuer" commandirte. Während aller dieser Rüstungen schien Cupido in seiner Küche, gleichgültig gegen Alles, bloß eifrig mit seinen Töpfen und Pfannen beschäftigt zu sein. Dieses Benehmen überraschte Ethelston etwas; denn er wußte, daß der Schwarze nicht der dumme, phlegmatische Mensch sei, als welcher er sich jetzt zeigte. Deshalb sandte er Gregson ab, um ihn zu fragen, ob er, im Falle die Böte der Fregatte einen Angriff unternähmen, fechten wolle. Zugleich befahl er dem Bootsmann, ihm einen Degen anzubieten. Der Afrikaner grinste bei Empfang dieser Botschaft und entgegnete, er beabsichtige zu thun, was er vermöchte." Den Degen schlug er aus; er habe sich eine Röstgabel eigener Fabrik für die Monsieurs verschaffte; dabei wies er dem Bootsmanne ein Stück von einer Gangspill deren Ende er geschärft und in heißer Asche hartgebrannt hatte. Es war eine plumpe, schwerfällige Keule, die in der Hand eines gewöhnlichen Menschen wenig Dienste gethan hätte; aber seine gigantische Kraft befähigte ihn, sie wie einen gewöhnlichen Prügel zu handhaben. Cupido hatte sich mit Säbel und Pistol bewaffnet und er würde sie so geschickt als irgend Jemand an Bord geführt haben; doch fühlte er tief,

daß seine Farbe ihm verbiete, seinen Platz unter den übrigen Vertheidigern des Schiffes auf dem Verdecke einzunehmen.

Jetzt waren die Boote nahe; Lieutenant L'Estrange rief der Brigantine von seiner Schaluppe aus durch das Sprachrohr zu, die Flagge zu streichen und ihn an Bord zu nehmen. Da diese dem Befehl nicht nachkam, so forderte er sie noch ernster auf, augenblicklich Gehorsam zu leisten, widrigenfalls er feuern lassen würde. Auf der Brigg regte sich Niemand. L'Estrange erhielt keine Antwort; jetzt ließ er die Carronade auf den Rumpf des Schiffes abbrennen. Durch den Schuß ward ein Mann getödtet und zwei Andere durch Splitter verwundet; dann hieß er seine Leute kräftig vorwärts rudern, um zu entern; die Uebrigen hatten Befehl, Jeden, der sich auf dem Decke oder auf den Gallerien zeigte, mit Flintenschüssen zu empfangen. Die Boote waren auf funfzig Schritte herangekommen, als Ethelston „Feuer" commandirte. Gregson zielte so richtig auf das kleinere Boot, daß die schwere Kugel ganz durchschlug; das Wasser drang sogleich ein und das Fahrzeug versank. Die Schaluppe fischte die am Leben Gebliebenen auf und nahm sie an Bord. Inzwischen ließ Ethelston den Traubenschuß auf letztere abbrennen; die Wirkung war entsetzlich; Viele blieben auf der Stelle todt, die Uebrigen wurden meist schwer verwundet. Trotz dieses mörderischen Feuers fuhr der tapfere, junge Lieutenant muthig auf die Brigantine zu und ließ in geringer Entfernung wiederum die Carronade abfeuern. Die Balken wurden furchtbar zerschmettert und während der entstandenen Verwirrung klimmte er durch den Pulverdampf mit seinen Leuten an Bord. Jetzt entstand ein hitziges Handgemenge; die Kräfte waren auf beiden Seiten ziemlich gleich, denn von den Franzosen waren viele in den Böten getödtet und verwundet worden. Doch waren sie stark genug, auf dem Verdecke festen Fuß zu fassen und die Mannschaft der Brigantine Zoll für Zoll zurückzudrängen.

Ethelston focht wie ein Löwe; seine Stimme übertönte den Lärmen des Gefechtes; er feuerte seine Mannschaft an und die kühnsten der Feinde hatten bereits die Schärfe seines Degens empfunden. Der junge L'Estrange war nicht weniger tapfer; seine Leute, an Zahl denen Ethelston's überlegen, trieben diese allmählig mehr und mehr zurück. Das hielt Cupido, der bisher unbemerkt in seiner Küche geblieben war, für die geeignete Zeit, loszubrechen. Demnächst goß er einen großen Kessel voll siedenden Oels und Wassers über drei oder vier der Angreifenden aus; dann schlug er mit seiner großen Keule um sich herum; fast jeder Streich fällte einen Mann. Die entsetzliche Pein, welche die heiße Flüssigkeit verursachte, zugleich mit der Bestürzung, die der plötzliche Angriff im Rücken hervorrief, vollendete die Niederlage der Franzosen. In diesem entscheidenden Augenblicke glitschte L'Estrange aus und fiel aufs Verdeck. Eben wollte Gregson ihn tödten, als Ethelston, der aus einer schweren Stirnwunde, die ihm ein Degenhieb geschlagen hatte, blutete, herzusprang, um ihn zu retten. Der wüthende, junge Mann, vielleicht seine Absicht verkennend, zielte und schoß sein letztes Pistol auf ihn ab; kraftlos sank Ethelston's linker Arm nieder. Zorn funkelte in seinen Augen, doch als Gregson wieder die Hand erhob, um den jungen Offizier niederzumachen, schlug er sich wieder ins Mittel und befahl dem Bootsmann, ihn zu schonen. Der Seemann gehorchte, wiewohl mit Widerstreben.

Jetzt ersuchte Ethelston L'Estrange, seinen Degen abzugeben und ferneres Blutvergießen zu verhüten. Der junge Mann sah seine Leute meist überwältigt und verwundet; Kummer, Schaam und Zorn kämpften in seinen Zügen, als er ihn hinreichte. „Halt," rief Ethelston, „ehe ich Ihr Schwert annehme, hören Sie meine Bedingungen. Verpflichten Sie sich mit Ihrer Mannschaft auf Ehrenwort, nie während dieses Krieges wieder die Waffen gegen die Vereinigten Staaten

zu führen, wir mögen wieder gefangen genommen werden oder nicht. Die Schaluppe fällt mir als Beute zu!"

Hierzu gab der junge Mann seine Einwilligung und befahl seinen noch kampffähigen Leuten, die Waffen zu strecken. Alles, was nicht verwundet war, eeilte sich jetzt, den Verwundeten beizuspringen und die Todten wegzuschaffen. Glücklicher Weise hatte ein Assistenz-Wundarzt von der Fregatte die Mannschaft bei diesem Unternehmen als Freiwilliger begleitet und war unverletzt geblieben. Dieser machte sich jetzt an's Werk, die Pflichten seines Amtes so rüstig zu erfüllen, als wäre er in den Krankensälen eines Hospitals gewesen. Cupido zog sich ruhig in seine Küche zurück und Ethelston ertheilte seine Befehle mit derselben klaren Umsicht und Bestimmtheit, die sein ganzes Benehmen im Kampfe gezeigt hatte. Der junge L'Estrange blickte über das Bollwerk gelehnt ins Wasser hinab; sein Herz war zu voll, als daß er seinen Gefühlen hätte Worte geben können, und der Sieger enthielt sich mit schonender Güte, ihn anzureden. Der Wundarzt bemerkte, daß Ethelston aus einer Stirnwunde blute und daß er unfähig war, den linken Arm zu bewegen; er trat heran und bot ihm seine Dienste an. Dieser dankte ihm artig und entgegnete lächelnd: „Ich habe meine Wunden ebenso erhalten, als diese braven Leute; ich will daher wie sie behandelt sein. Sobald Sie den Schwerverwundeten Beistand geleistet haben, werde ich gern von Ihrer Geschicklichkeit Gebrauch machen."

Der Wundarzt verbeugte sich und ging. Der unglückliche L'Estrange seufzte laut auf; aber noch schwieg er. Ethelston hielt mit dem Bootsmanne und dem Zimmermann eine kurze Berathschlagung. In Folge davon gab er leise den Befehl, „sich augenblicklich vorzubereiten und Cupido zu ihm in die Cajüte zu senden."

Als er hinabstieg, trat L'Estrange heran und fragte ihn verlegen und mit abgewandtem Gesichte, ob er ihn nicht auf eine Minute allein sprechen könne? — Ethelston bat ihn in die Cajüte zu treten; dann verschloß er die Thür und sagte: „Herr L'Estrange, wir sind allein; sprechen Sie; kann ich Ihnen womit dienen?"

Der junge Mann starrte ihn einen Augenblick hindurch an, ohne daß er seine Seelenangst hätte durch Worte erleichtern können; dann stürzte er auf die Kniee nieder und brach in einen Strom von Thränen aus. Ethelston war bewegt und über den heftigen Schmerz eines Mannes erstaunt, den er nur noch so eben stolz und leidenschaftlich gesehen hatte. Er nahm ihn gütig bei der Hand und sagte: „Beruhigen Sie sich! Dem Unglück ist der Tapferste unterworfen. Sie haben als braver Offizier gehandelt; das Glück steht in höherer Hand; ein andermal werden Sie glücklicher sein."

„„Nie, nie!"" sagte der junge Lieutenant heftig; „„der Verlust meines Bootes schmerzt mich nur wenig; auch das Mißlingen meines Angriffs nicht; aber ich bin ein entehrter Feigling und der Himmel selbst kann meine befleckte Ehre nicht wiederherstellen.""

„Nein, nein! nicht also!" erwiederte Ethelston; „Sie haben mit Ihrer Mannschaft tapfer gefochten, bis jede Aussicht auf den Sieg entschwunden war. Der Tapferste kann nicht mehr thun."

„„Sie sind allzu edelmüthig,"" sagte der junge Mann warm. „„Sie wollen mich nicht verstehen. Als jede Hoffnung entschwunden war, als ich dem Säbel Ihres Bootsmannes preisgegeben, da lag — da sprangen Sie herbei, um mein Leben zu retten. Ich Ungeheuer, ich Feigling, ich feuerte und suchte Sie zu tödten. Auch da noch, obwohl von meinem Pistol verwundet, legten Sie sich, ohne ein zorniges Wort, ohne einen Vorwurf ins Mittel und retteten mich vom wohl-

verdienten Tode. O, wäre ich lieber hundertmal gestorben als zu solcher Schande dem Leben erhalten!‟"

Wiederum begrub der unglückliche, junge Offizier das Gesicht in beiden Händen; sein ganzer Körper zitterte convulsivisch. Ethelston that alles Mögliche, um ihn zu beruhigen und seinen Schmerz zu mildern. Er versicherte, daß seine Wunde nicht von Belang sei: er stellte ihm vor, daß er in der Unruhe und Hitze eines Gefechtes gefeuert, wo Niemand Besinnung genug habe, um Herr seiner Handlungen zu sein; er sprach seine Vergebung so offenherzig, in so gütigen und achtungsvollen Ausdrücken aus, daß er ihn endlich etwas besänftigte. L'Estrange wollte sich indessen nicht eher zufrieden geben, als bis die Wunden Ethelstons verbunden wären; eiligst stürzte er fort, um den Wundarzt herbei zu rufen; er selbst wollte bei der Operation zugegen sein.

Ethelston ward entkleidet; er hatte außer einigen Fleischwunden, die ohne Belang waren, zwei große Schußwunden erhalten; die eine von einer Musketenkugel, war tief in seine linke Schulter gedrungen; die andere von L'Estrange's Pistol. Letztere hatte ihm den linken Armknochen zerschmettert. Diese war bald besorgt und verbunden; aus jener konnte die Kugel nicht gezogen werden. Dem Wundarzt fehlte es entweder an der nöthigen Geschicklichkeit, oder an den dazu erforderlichen Instrumenten. Sobald der Verband beendet war, entließ Ethelston den Wundarzt, wandte sich gut gelaunt zu L'Estrange und sagte: „Nun, mein junger Freund, bedarf ich Ihres Beistandes. Ich darf keine Zeit verlieren, die Leute in die Schaluppe zu bringen. Wir müssen so viel Proviant und so viel vom Nothwendigsten hineinschaffen, als sie fassen kann; denn diese Brigantine ist verloren. Ihre Drehbasse und die Kanonen der Fregatte haben's ihr angethan; sie sinkt mehr und mehr, und in ein paar Stunden wird sie untergehen."

„„Auf mein Wort, Herr,““ sagte L'Estrange, „„Sie sind der tüchtigste Mann, der je einen Kauffahrer befehligte. Sie überlisten mit Ihren Manoeuvre's eine Fregatte, nehmen ihre Boote gefangen, fechten, als hätten Sie in Ihrem Leben nichts Anderes gethan, sitzen so still unter der Sonde und den Peinigungen des Wundarztes, als verzehrten Sie Ihr Mittagsmahl, und nun reden Sie mit dieser Ruhe davon, die Brigg zu verlassen, um derentwillen Sie alle diese Gefahren gelaufen sind?““

„Das ist nun meine Philosophie, Herr L'Estrange. Zuerst versuchte ich, ohne Gefecht davon zu kommen; als dies unmöglich war, focht ich, so gut ich konnte. Was uns betroffen hat und noch betreffen wird, ertrage ich, so gut es geht. Ich bitte Sie nur, Ihre Leute in Ordnung zu halten; lassen Sie sie die Meinigen beim Transport der Verwundeten und des Proviantes in die Schaluppe unterstützen. Damit grüßte er seinen Gefangenen und ging auf's Verdeck.

Ethelston bekämpfte männlich den Sturm seiner Gefühle; doch nur mit schwerem Herzen schickte er sich an, seinem Schiffe, das er vielleicht noch mehr um seines Namens, als um der trauten Gewohnheit willen liebte, ein letztes Lebewohl zu sagen. Als er die letzten Befehle in Betreff des Räumens der Brigantine ertheilte, lenkte Gregson seine Aufmerksamkeit auf ein Segel, welches an der Backbordseite im Abendwinde heraufschwamm. Das Schiff hißte die französische Flagge auf, wie man deutlich durch das Fernrohr sah. L'Estrange, der auf das Verdeck getreten war, erkannte es sofort als die „Schwalbe," einen Kutter, der dem „Sperber" zum Kreuzen in diesen Gewässern beigegeben worden war. Eine dunkle Röthe erglühete auf einen Augenblick in Ethelston's Wangen, als er sah, daß Widerstand fruchtlos sein würde. In der nächsten Stunde mußte die Brigg versinken und die braven Seemänner Gefangene sein! Zu stolz, dem französischen Offi-

zier seine Bewegung zu verrathen, kämpfte er sie gewaltsam nieder, und fuhr mit seiner gewöhnlichen, kühlen Ruhe und abgemessenen Bestimmtheit fort, seine Befehle zu ertheilen.

L'Estrange's Herz klopfte laut bei dieser plötzlichen und unerwarteten Befreiung; doch konnte er nicht umhin, die Selbstbeherrschung seines Besiegers zu bewundern; auch trübte die Erinnerung an sein Benehmen gegen Ethelston seine Freude; nicht minder schmerzte es ihn, sein Ehrenwort verpfändet zu haben, während des Krieges nicht wieder die Waffen gegen die Vereinigten Staaten zu führen. Inzwischen ward der Transport der Menschen, der Proviantvorräthe und der wichtigen Papiere aus der Brigg in die Schaluppe in größter Eile und Ordnung bewerkstelligt.

Ethelston verließ sie zuletzt; zuvor aber befahl er dem Zimmermann, die Pflöcke und das Werg hinauszuschlagen, womit er die Lecke einstweilen verstopft hatte; der „Stolz des Ohio" sollte nicht in die Hände der Franzosen fallen. Hierauf stieß die Schaluppe ab. Während sie mit schweren Ruderschlägen auf die Küste zufuhr, blickte die Mannschaft mit düsterm Schweigen nach der Brigg zurück. Ethelston war beinahe außer sich; sein Herz und seine Gedanken waren an den Ufern des Ohio; er konnte die Erinnerung an Lucy nicht von dem Schicksale ihres Lieblings-Schiffes trennen und starrte hinüber, bis es ihm dunkel vor den Augen ward; sein Gehirn schwindelte, er glaubte Lucy auf dem Verdecke stehen zu sehen, die Hülfe flehend die Arme gegen ihn ausstreckte. Indessen strömten die Wogen mit Macht in ihr Opfer hinein; das Schiff sank und sank — und ging unter. Nach wenigen Augenblicken zeigte kaum eine Wasserblase noch die Stelle, wo der „Stolz des Ohio" versunken war. Ein schwerer Seufzer rang sich aus Ethelston's Brust empor. Sein Körper erlag den Anstrengungen und der Ermattung, so wie den gesteigerten Schmerzen seiner Wunden; bewußtlos fiel er im Boot

nieder. Als er sich erholte, befand er sich als Gefangener an Bord der „Schwalbe."

Groß war das Erstaunen des den Kutter commandirenden Lieutenants gewesen, als die Brigantine verschwand, die er einzubringen beordert war; seine Verwunderung über den Zustand der Personen, die er in der Schaluppe fand, war noch größer. Der junge L'Estrange beantwortete seine Fragen mit merklichem Widerstreben. Man erwies den Todten die letzte Pflicht und ließ den Verwundeten allen nur möglichen Beistand angedeihen. Dann ließ der Lieutenant den Kutter umlenken und segelte auf den „Sperber" zu.

Kaum befand sich der junge L'Estrange an Bord der Fregatte, so ersuchte er seinen Vater um eine geheime Audienz und schilderte ihm ohne Rückhalt alle Umstände der letzten Expedition. Mit dem wärmsten Lobe des Muthes, des Betragens und der Menschlichkeit Ethelstons, so wie mit abermaligem bittern Tadel seines eigenen Benehmens auf „dem Stolze des Ohio" schloß er seinen Bericht. Der tapfere, alte Capitän war zwar mißmüthig über das Fehlschlagen der Unternehmung und über den Verlust an Menschenleben, jedoch schätzte er die Offenheit seines Sohnes und fühlte seinen Schmerz. Daher versprach er gern, Ethelston mit der größten Sorgfalt und Freundlichkeit zu behandeln und den Gefangenen die gelindesten Forderungen zu stellen, die sich mit seinen Pflichten vereinbaren ließen.

Der junge L'Estrange trat sein eigenes Gemach an Ethelston ab; den heftigen Schmerzen desselben war eine noch gefährlichere Schwäche und Lethargie gefolgt. Der Wundarzt mußte ihn verbinden und ohne Unterschied des Vaterlandes auf Jeden der Verwundeten seine Sorgfalt ausdehnen. Nach einigen Tagen beschloß Capitän L'Estrange, Gregson und die übrigen Matrosen der Brigantine gegen einige Franzosen umzutauschen, die kürzlich von einem Amerikanischen Kaper kriegs-

gefangen gemacht worden waren. Demgemäß wurden sie an Bord des Kutters nach Neu-Orleans gesendet. Da der junge L'Estrange durch den Bootsmann die Adresse des Obristen Brandon und die Verhältnisse erfahren hatte, in welchen dieser zu Ethelston stand, so schrieb er ihm, er werde den Letztern, dessen er in den rühmendsten Ausdrücken erwähnte, wie einen Bruder verpflegen; die Gefahr seiner Wunden erheische zwar seine Rückkehr nach Guadeloupe, doch könnten seine Freunde sich darauf verlassen, daß er so gut, als zu Hause, abgewartet werden würde. Cupido blieb auf sein inständiges Bitten bei seinem Herrn zurück und besorgte dessen Gepäck und Papiere. Der Kutter erreichte glücklich seinen Bestimmungsort; der beabsichtigte Tausch ward vollzogen und die Kriegsgefangenen gegenseitig ausgeliefert.

Endlich glückte es dem Wundarzt des „Sperbers" die Kugel aus Ethelstons Schulter zu ziehen. Bei der Ankunft auf Guadeloupe erklärte er seinen Patienten außer Gefahr; jedoch schärfte er ihm die strengste Ruhe ein und gebot ihm das Zimmer zu hüten, bis seine Genesung weiter vorgerückt sein würde. Der leidenschaftliche, junge L'Estrange vermochte seinen Vater, sofort den Kranken in sein Haus aufzunehmen, schilderte seiner Schwester Nina, einer Jungfrau von siebenzehn Jahren, den Heldenmuth und die Leiden ihres Gastes in den glühendsten Farben und ließ sie die kräftigsten und erfrischendsten Tränke bereiten. Stunden lang saß er an seinem Lager; kurz er erwies ihm alle die Liebe, mit der rasche und edle Charactere gethanes Unrecht zu vergüten suchen. Nina, die ihrem Bruder an Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit nicht nachstand, ließ sich noch oft von ihm Ethelstons Geschichte wiederholen. Wie Letzterer unter der vereinten Sorge des Bruders und der Schwester genas, erzählen wir weiter unten.

Zwölftes Capitel.

Wingenund besucht Mooshanne, kehrt zu Kriegsaar zurück und zieht mit diesem zu seinem Stamme in den fernen Westen. — Herr Perrot macht einen erfolglosen Angriff auf das Herz einer jungen Dame. —

Obrist Brandon empfing Wingenund auf Mooshanne sehr freundlich; ehe eine halbe Stunde verging, saßen alle um den gastlichen Tisch, auf welchem Wildpretsstreifen, verschiedenes Geflügel, ein derber Schinken, Reißkuchen und indianischer Mais dampften. Auf einem Seitentische stand Rahm, wilder Honig, Käse und eingemachte Früchte. Tante Mary, der Wingenund außerordentlich gefiel, machte bei Tische die Honneurs. Sie konnte die außerordentliche Schönheit seiner Augen und Züge nicht genug erheben und flüsterte dem Obristen zu: „Wäre ich fünfunddreißig Jahre jünger, ich fürchte, ich hätte mein Herz an ihn verloren." Der Jüngling war der Held des Tages; Alle dankten ihm ja die Lebensrettung Reginalds. Jeder war eifrig bemüht, ihn vergessen zu machen, daß er sich unter Fremden befinde. Dies war nicht schwierig. Obgleich er sich nur einer Hand bedienen konnte, benahm er sich zum Erstaunen Aller mit dem feinsten Tacte. Wingenund aß und trank mäßig; auffällig war das Geschick, womit er einige der Tafelgeräthe handhabte, die er wahrscheinlich zum ersten Male sah. Baptiste war eine privilegirte Person in dem Hause des Obristen; er durfte nach seinem Belieben mit seinem Herrn, oder Perrot und den übrigen Dienern speisen. Heute jedoch war er im Speisesaale anwesend und es machte ihm augenscheinlich Vergnügen, den jungen Delawaren auszuhorchen; auch besprach er mit ihm Gegenstände, die, wie er wußte, für die übrige Gesellschaft interessant waren. Wingenund war ruhig und in seinen Antworten zurückhaltend. Nur wenn Lucy ihm eine

Frage vorlegte, antwortete er mit der naivsten Gesprächigkeit; öfter als einmal sagte er ihr, sie erinnere ihn an Prairie-Vogel, seine Schwester, nur sei Letztere schlanker und hätte dunkleres Haar. Dabei heftete er seine großen, ausdrucksvollen Augen so fest auf Lucy, daß sie die ihrigen niederschlug und über die ernsten und bewundernden Blicke des Jünglings fast erröthete. Um sich von ihrer Bestürzung zu erholen, forschte sie weiter nach dieser geheimnißvollen Schwester: „Wingenund, hat sie Dich unsere Sprache so gut lesen und sprechen gelehrt?"

„„Nein,"" sagte der Jüngling, „„Prairie-Vogel spricht mit dem großen Geiste und mit papiernen Büchern, wie der schwarze Vater; aber Wingenund kann sie nicht verstehen, — er ist nur ein armer Indianer.""

Reginalds Neugierde war heftig angeregt und er that die Frage: „Sieht Prairie-Vogel die jungen Häuptlinge des Stammes freundlich an? — Wird sie die Frau eines Häuptlings werden?"

Erstaunen und Verachtung malte sich in Wingenunds Zügen, als er erwiederte: „„Prairie-Vogel ist freundlich gegen sie alle — die jungen Häuptlinge finden unter den Töchtern der Delawaren Weiber; — aber die Antilope vermählt sich nicht mit dem Elendthier, wenn sie gleich auf derselben Prairie weiden. Der große Geist weiß, wo Prairie-Vogel geboren ist! Ihr Geschlecht ist den Weisen der „Schildkröten"*) verborgen.""

Reginald und seine Schwester suchten gleich vergeblich seine Meinung zu errathen; beide sahen fragend den Führer an, der sich die Ohren rieb und durch die Antwort des jungen Delawaren ziemlich verwirrt und verdutzt war. „Ei, Miß Lucy," sagte er endlich, „sehn Sie, was der Bursche sagt, ist mir so deutlich, als das Korn auf meiner Rifle:

---

*) Tortoise, s. w. u. pag. 140.

die Stämme der Lenapé sind mir recht wohl bekannt. Dieses große Volk theilt sich in drei Stämme: die Minsi, oder den Wolfsstamm (bisweilen auch Puncsit oder Rundfuß genannt); die Unalacticos oder der Geyer-Stamm und die Unamis oder den Schildkröten-Stamm. Letztern hält man für den wichtigsten und ältesten; Wingenunds Familie stammt aus ihm; eben sprach er von ihren Weisen. Was aber der Prairie-Vogel für ein Ding ist, das könnte einen Advocaten verrückt machen, wenn er's sagen sollte; behelligt einen armen Jägersmann, der wenig mehr als sein Gewerbe versteht, nicht damit."

„„Baptiste,"" sagte Lucy lächelnd, „„dann ist Dein Gewerbe ziemlich ausgedehnt. Du hast mehr Dinge in Deinem Kopfe, als alle Advocaten und Schreiber im ganzen Territorium zusammen.""

„Ja, ja, Fräulein Lucy, Sie geben mir immer eine kleine Dosis Schmeichelei ein, gerade wie ich ein Bischen Fett an meine Pflaster mache, damit der Doctor seine bleiernen Pillen leichter verschluckt. Die Damen denken, wir sind Alle von einem Schlage — junge Gecken und alte, zähe Narren, wie ich — Lassen sie uns nur die Finger in den Honigtopf tunken, so wissen sie, wir werden sie ablecken, sobald sie uns den Rücken zukehren. S'wird spät," fügte er hinzu; „dieser junge Mann ist schon ermüdet und ich habe ihm noch viel zu sagen. Mit ihrem Verlaub, Fräulein, will ich mich mit ihm entfernen, und ihm ein bequemes Nachtquartier verschaffen."

„„Thu das,"" sagte Lucy, „„betrachte ihn als zu unserer Familie gehörig. Nicht wahr, liebes Väterchen, das ist auch Dein Wunsch?"" fügte sie gegen den Obristen gewendet hinzu.

„Ja, mein Kind," sagte dieser. „Wingenund nochmals

den wärmsten Dank eines Vaters für die Rettung seines Sohnes."

„„Das hat nicht viel auf sich,"" erwiederte der Jüngling bescheiden. „„Ihr seid Alle gut, ja zu gut gegen Wingenund. Wenn er in die ferne Prairie gelangt, wird er den Prairie-Vogel und den schwarzen Vater bitten, mit dem großen Geiste zu reden, damit er über meinen weißen Vater und über meinen Bruder lächle; damit er,"" und hierbei hob er langsam sein schwarzes, sprechendes Auge empor, „„heitern Sonnenschein und erfrischenden Thau auf die Lilie von Mooshanne herabsende."" Nach diesen Worten verließ er in Begleitung des Führers das Zimmer.

„Nennt diesen Burschen einen Wilden," rief der Obrist aus, als der Jüngling sich entfernt hatte, „meinethalben! Aber seine Gefühle, sein Anstand, würden manchen beschämen, der sich für einen vollendeten Gentleman hält."

„„Es ist ein edler, junger Mann,"" sagte Reginald, „„werth meines indianischen Bruders Verwandter und Mündel zu sein. Ich wollte, Du hättest diesen gesehen, Vater; Du bist sonst in Bezug auf die Eigenschaften dieser Rothhäute ziemlich skeptisch; aber der Kriegsaar würde Dich in Verwunderung setzen!""

„Ich habe unter ihnen," antwortete der Obrist, „so viel Grausamkeit, Hinterlist und Trunksucht gesehen, daß die romantischen Vorstellungen, die ich einst von ihnen hegte, gänzlich verschwunden sind. Ich gestehe gern, daß viele ihrer Fehler aus ihrem Umgange mit den Weißen entsprungen sind; noch besitzen sie immer einige Tugenden, die unter uns äußerst selten geworden sind."

„„Welche meinst Du?"" fragte Reginald.

„Ihre Geduld im Leiden, ihre unverbrüchliche Verschwiegenheit und ihre unerschütterliche Treue in der Freundschaft."

„„Das sind in der That hohe uud schätzenswerthe Eigen-

schaften,““ erwiederte Reginald. „„Obenein ziert den Indianischen Character ein Hauptzug, der bei uns selten ist: sie handeln nach ihrem Glauben; sei dieser auch auf Irrthum gegründet, lehre er sie auch gleich Rache statt Verzeihung üben, Diebstahl dem Gewerbfleiße, Gewalt dem Rechte vorziehen! Wie sie ihn von ihren Vätern ererbten, so halten sie ihn und hängen fester daran als wir, die wir „das Rechte kennen und das Böse thun.““

„Sehr wahr; ihre Seelen sind noch umnachtet und sie thun manche Werke der Finsterniß. Allein was soll man von denen sagen, die dergleichen bei hellem Tage thun?“

„„Dieser Wingenund kommt mir wie ein halber Christ, ja fast wie ein Mann von Anstand und feinen Sitten vor,““ sagte Lucy. „„Die Natur selbst oder die Unterweisungen des seltsamen Wesens, welches er Prairie-Vogel nennt, mögen dies bewirkt haben.““

„Wahrhaftig, Lucy,“ sagte Reginald boshaft lächelnd, „der Bursche sah die weiße Dame hier im Wigwam ziemlich sonderbar an, als er von seiner Schwester in der Prairie sprach. Gut, daß er bald geht; noch besser, daß ein gewisser Capitän noch nicht aus Westindien zurückgekehrt ist.“ Tante Mary und der Obrist hörten diese dem erröthenden Mädchen zugeflüsterten Worte nicht. Lucy drohete dem Bruder mit derselben Strafe, die sie ihm am Morgen für dasselbe Vergehen auferlegt hatte. Auf seine Bitte ward ihm vergeben und die kleine Gesellschaft begab sich bald zur Ruhe.

Baptiste wußte, daß ein Schlafzimmer mit seinen Bequemlichkeiten — so gut das Anerbieten auch gemeint war — Wingenund wenig behagen würde. Deshalb führte er ihn in eine Scheuer hinter dem Hause, in der ein großer Vorrath reinen Strohs lag. „Wingenund,“ sagte er, „schlaf hier ein paar Stunden; wir müssen vor Tagesanbruch fort zu Kriegsaar. Ich habe es ihm versprochen.“

„„Ich werde bereit sein,““ entgegnete der Jüngling. Dann warf er sich auf ein Bund Stroh nieder und vergaß in den Armen des Schlafes Wunden und Beschwerden; die herrlichen Träume der Jugend gaukelten ihm bunt durcheinander die Stimme seiner Schwester und die schönen, blauen Augen Lucy's vor. Sein Schlaf war erfrischend; es war ein Schlaf, wie ihn die Schuld nicht kennt, und der Reichthum aller Indien ihn nicht erkauft.

Vor drei Uhr Morgens trat Baptiste leise wieder in die Scheuer; dennoch vernahm das scharfe Ohr des jungen Indianers seine Tritte. Er sprang von seinem Lager auf, warf die Rifle über die Schulter und trat vor den Führer hin. „Gut geschlafen, hoffentlich?“ sagte Letzterer. „Schmerzt Dein Arm weniger?“

„„Ich schlief bis zu Deiner Ankunft,““ sagte der Jüngling. „„Der Schmerz schläft noch. Ich fühle nichts.““

„Wingenund wird seinem Vater ähnlich werden,“ sagte der Führer; „er wird über Beschwerden, Schmerzen und Gefahren lachen. Sein Kriegspfad wird mit dem Blute seiner Feinde bespritzt werden.“

Der Jüngling richtete sich bei diesen Worten stolz empor; doch erwiederte er bloß: „„Der große Geist weiß dies. Ich bin bereit; gehen wir!““

Baptiste hatte ein Paar Pferde besorgt; munter trabten sie dem Orte zu, wo er Kriegsaar bald nach Sonnenaufgang anzutreffen wünschte. Die vielfach verschlungenen und verworrenen Wege, welche er einschlug, würden Jedem, der mit den Urwäldern weniger vertraut war, in mannigfache Verlegenheit gebracht haben. Wingenund folgte schweigend. Nach einem scharfen, ununterbrochenen Ritte von drei Stunden erreichten sie den Ort ihrer Bestimmung, eine Lichtung im Walde bei einem Blockhause. Drunten zeigte sich der breite Spiegel des Ohio-Stromes.

Baptiste hieß Wingenund leise mit den Pferden im Dickicht warten, bis er das Blockhaus untersucht habe. Es war ihm nicht unbekannt, daß mehrere ungebundene und verzweifelte Kerle unter den Gränznachbaren der Niederlassungen hier bisweilen zusammentrafen und Schutz suchten.

Er fand das Blockhaus leer; dann kehrte er zu Wingenund zurück und hieß ihn mit ans Ufer kommen, wo er Kriegsaar, der in der Nähe sein mußte, ein Zeichen geben sollte. Der Jüngling pfiff hier dreimal. Der Ton war seltsam, aber äußerst hell und schrillend. Sie warteten dann eine Zeit lang auf Antwort, allein es ließ sich Nichts vernehmen, als das Picken des Spechtes an der Rinde der Ulmbäume und der Chor der gefiederten Sänger des Waldes, die ihr Morgenlied zirpten.

Nach einigen Minuten sagte der Führer: „Irgend ein Zufall muß Kriegsaar verhindert haben! Vielleicht hat er sein Canoe nicht vorgefunden. Pfeif' noch einmal, Wingenund."

„„Kriegsaar ist hier,"" sagte der Jüngling zerstreut und ruhig auf seine Rifle gelehnt. Baptiste lauschte nochmals; er vernahm jedoch nicht das geringste Zeichen von Kriegsaars Annäherung, und sagte daher, ärgerlich über den scharfen Sinn des Jünglings etwas mürrisch: „Ein Elendthier müßte was von ihm hören, oder ein Bluthund seine Fährte wittern; ich kann Nichts draus machen und meine Ohren sind doch sonst auch nicht gerade mit Baumwolle verstopft."

„„Groß=Beil ist ein großer Krieger; Wingenund würde stolz sein, auf seinem Kriegspfade zu wandeln; Auge und Ohr sind Geschenke des großen Geistes.""

„Woher weißt Du, daß Kriegsaar hier ist?" forschte Baptiste ungeduldig.

„„Sieh hin,"" entgegnete der Jüngling und deutete

auf eine leichte, kaum bemerkbare Spur, einige Ellen vor ihm im Ufersande, „„das ist Kriegsaars Mocassin. Er ist diesen Morgen hier in der Hütte gewesen. Verfolge die Spur dort hinab und Du wirst im Sande die Stelle finden, wo sein Canoe das Land berührt hat.““

„Der Bursche hat Recht,“ brummte der Führer und prüfte die Stelle sorgfältig. „Ich glaube, ich bin kein Jäger, sondern genau besehen ein Esel, und habe keine bessern Augen als Master Perrot oder sonst ein Stubenhocker.“

Bald ließen sich Ruderschläge hören und Kriegsaar landete; eine kurze Unterredung zwischen ihm und Baptiste folgte, worin Einiges in Bezug auf Reginalds Besuch in der westlichen Prairie abgemacht wurde. Dann nahm der Führer mehrere Pfund Brod und Rindfleisch, so wie ein großes Stück Taback aus seinem Ranzen und legte diese Geschenke ins Canoe zu den übrigen Vorräthen, schüttelte dem Häuptling und Wingenund herzlich die Hand und ritt langsam heim, wobei er beständig vor sich hin brummte. Offenbar wollte es ihm nicht aus dem Kopfe, „daß ein Junge ihn überlistet habe.“

Wir folgen der langsamen und beschwerlichen Reise Kriegsaars und seines jungen Freundes nicht weiter; sie schifften den Ohio hinab, setzten die Reise auf dem Mississippi bis zu seiner Vereinigung mit dem Missouri fort, fuhren dann letztern Fluß stromaufwärts bis zur Mündung des Osageflusses und ruderten auch diesen zwei bis dreihundert Meilen hinauf, ehe sie ihren Stamm erreichten. Genug: sie gelangten wohlbehalten an den Ort ihrer Bestimmung, und Wingenunds schwere Wunde verharrschte bald. —

Baptiste fand bei seiner Rückkehr nach Mooshanne die ganze Familie über das plötzliche Verschwinden ihres jungen, Indianischen Gastes erstaunt und betreten; als er jedoch erklärte, daß er auf Kriegsaars Wunsch zu seinem Häuptling

zurückgekehrt sei, fühlte Reginald recht wohl, daß es so am Besten sei. Der Jüngling hätte sonst der erbitterten Partei, die Hervey's Tod zu rächen suchte, in den Weg kommen können.

Gegen Mittag erschien Mike Smith mit mehrern seiner gestrigen Begleiter zu Mooshannie und drang in Baptiste, ihnen die Stätte zu zeigen, wo, wie er ihnen gesagt habe, der Indianer frisch begraben worden war. Reginald lehnte es ab, sie zu begleiten. Daher brachen sie unter Baptistes Führung nach dem Grabe auf.

Während ihrer Abwesenheit saß Reginald nachlässig auf dem Zimmer seiner Schwester und schwatzte mit ihr über die Ereignisse der vorhergehenden Tage, als sie einen Wagen vorfahren hörten: Lucy durchzuckte heiß der Gedanke, es könne Ethelston sein. Die Täuschung währte nicht lange. Alsbald ließ sich der breite Accent David Muir's deutlich vernehmen, der zu seiner Tochter sagte: „Nu, Jessie, doa hoalt 'moal de Zügel, 'will derweil 'moal hie an der Thüre klingeln."

Zum großen Erstaunen des würdigen „Koopmanns" — David hörte sich gern so nennen — öffnete keine geringere Person als Monsieur Gustav Perrot selbst die Thür. Als er die hübsche Jessie auf dem Wagen erblickte, beeilte er sich mit der ihm eigenen Galanterie, ihr beim Aussteigen behülflich zu sein; dabei streckte er beide Arme aus, um ihren schlanken Leib zu unterstützen und sprach im zärtlichsten Tone: „Nehm' Sie sik in Acht, Miß Jessie; nun spring' Sie kanz ruhig und vertrau' Sie mir an kanz Ihr kleine Last."

Das flinke Mädchen setzte einen Fuß auf den Wagentritt, lehnte leise auf seinen Arm und sprang, während er noch sprach, neben ihm auf die Erde.

„Nu, was machen Sie guats, Herr Perrot," sagte David, eifrig beschäftigt, verschiedene Bündel und Pakete aus dem Wagen hervorzulangen.

„„Dank' schön, Monsieur Muir; passir sik jedoch seltsame Ding'. Der jung' 'Err Reginald sein sik ertrunken, erdolcht und wohl auf.““

„Noa, Gott bewoar uns!“ sagte David schaudernd; „ertrunken, erdolcht und wohl auf? Sie spoaßen, Herr Perrot!“

„„Ik reden immer nur die Wahrheit — Miß Jessie, die frisch' Luft und die Farth 'ab'n Ihr' Wang' glühen gemacht, wie eine Rose.““

„Das ist ein schlechtes Compliment, Herr Perrot,“ sagte Jessie lachend. „Ein so galanter Herr, wie Sie, sollte die Rosen auf eines Mädchens Wangen preisen können, ohne zu erwähnen, daß sie sie einem rauhen Wege und der scharfen Luft verdankt.“

Hier unterbrach David dieses Gespräch über Rosen und sagte: „„Loaßen Sie's guat sein, Herr Perrot; besorgen Sie durch Jemand das Pferd in'n Stall und loaßen Sie die zwee Pakete 'neintroagen! Der große Korb doa ist gestopft voll von Putzkram und Moden aus Philadelphia, wie sie's nennen. Fräulein Lucy soll die erste Woahl hoaben; drum ist Jessie mitgekommen. Soll sie auch hoaben, denn sie ist das schönste und beste Mädchen im ganzen Territorium.““

Herr Perrot gab die nöthigen Befehle; bald war David mit seinen Rechnungen und Büchern mit dem Obristen auf dessen Arbeitszimmer eingeschlossen und Jessie in das Zimmer der jungen Dame geführt, bei der Reginald noch immer saß, weil er die Schwester seines Rathes bei der Auswahl des Putzkrams und der Moden, wie's David nannte, nicht berauben mochte. Inzwischen bereitete Perrot einen furchtbaren Angriff auf Jessie's Herz vor; seine Waffen bestanden in geröstetem Wildprets-Rücken, einem Ragout von Eichhörnchen und andern, seltenen Leckerbissen, womit er sich die ländliche Schönheit günstig zu machen gedachte. Jessie grüßte bei

ihrem Eintritte achtungsvoll und bescheiden, und erwiederte die Verbeugung Reginalds ohne Verlegenheit mit einem anmuthigen Knixe. Während sie die seidenen Sachen aus ihrem Korbe hervorholte, fragte Reginald, was es in Marietta Neues gäbe.

„Nichts. Die ganze Stadt spricht nur von Hervey's Ermordung," entgegnete sie. „Man meint, es werde mehr Blutvergießen darum geben. Mike Smith schwört, den ersten besten Indianer, welchen er in den Wäldern fände, niederzuschießen, wenn der wahre Mörder nicht entdeckt würde."

„„Mike Smith ist ein Hitzkopf und ein Narr,"" entgegnete Reginald. Da fielen ihm plötzlich Gerüchte ein, die zu seinem Ohre gekommen waren und er setzte hinzu: „„Ich bitte um Verzeihung, Miß Jessie, wenn meine Worte Sie beleidigen.""

„Nicht im Geringsten, Herr Reginald," sagte Jessie, über den versteckten Sinn seiner Worte erröthend, „Mike kommt oft in unser Haus,' aber eher wegen des Whiskey, als um anderer Dinge willen."

„„Sie thun ihm wahrscheinlich Unrecht; man behauptet, er ziehe das Zimmer in dem Magazine vor, welches von der Gaststube am entferntesten ist.""

„Wohl möglich! Ich sehe ihn lieber gehen als kommen, denn er fängt beständig Streit an und ist stets übeler Laune. Sind diese Spitzen nicht prächtig, mein Fräulein?" fuhr sie fort; „und diese beiden leichten Ostindischen Shawls?"

„„Es ist das Schönste, was ich in der Art je gesehen habe; sieh hier, Reginald,"" sagte Lucy und zog ihren Bruder bei Seite; „„diese französischen Korallen-Halsbänder wären so Etwas für Deine Freunde unter den Delawaren. Frage doch, ob es sonst nichts Neues in der Stadt giebt,"" fügte sie leise flüsternd hinzu.

„Wonach soll ich denn fragen?"

Vorwurfsvoll blickte Lucy ihn an, wandte sich hinweg und beschäftigte sich wieder mit den Putzsachen. Sogleich schämte sich der Bruder seiner Zerstreuung und suchte den Fehler wieder gut zu machen, indem er nach einigen Minuten des Stillschweigens fragte: „Hat Ihr Vater keine Nachricht vom „Stolz des Ohio“ Miß Jessie?“

„„Ach, nicht ein Wort,““ entgegnete das Mädchen so traurig, daß Beide erschraken.

„Warum so traurig, Miß Jessie, wenn sie keine üble Nachricht erhalten haben?“ frug Reginald lebhaft.

„„Das Schiff ist länger ausgeblieben, als man erwartete; man hört von französischen Kreuzern; und wir — ich meine, mein Vater, ist dabei sehr interessirt.““

Lucy ward roth und blaß; sie hatte jedoch nicht den Muth, eine Frage zu thun. „Sind nicht neulich einige Boote aus Neu-Orleans heraufgekommen?“ frug Reginald nach einer kurzen Pause weiter.

„„Ja, mein Herr! Vor einigen Tagen kam Henderson's Boot herauf und Heinrich Gregson, der in Geschäften meines Vaters unten gewesen war, kehrte damit zurück.““

„Ah! das ist ja wohl Ihres Vaters Gehülfe? Ist er nicht der Sohn des Bootsmanns auf dem „Stolz des Ohio?“ Ich dächte, es wäre ein recht hübscher, junger Mann.“

„„Ja, es ist der Sohn des Bootsmanns beim Herrn Capitän Ethelston.““ Bei diesen Worten schlug Jessie die Augen nieder und beschäftigte sich mit ihren Spitzen und Putzsachen. „„Hoffentlich sind Sie nicht ernstlich verwundet, Herr Reginald? Herr Perrot hat mir erzählt, sie wären ertrunken, und erdolcht worden?““

„So arg ists nun wohl nicht,“ entgegnete Reginald lachend. „Ich habe allerdings ein kleines Bad im Muskingum genommen und einen Schlag von einem Pferde erhalten,

befinde mich aber troß dem vortrefflich. Schicken Sie uns doch ja gleich einen Boten, Miß Jessie, wenn Sie etwas vom „Stolz des Ohio" hören! Wir sind sehr besorgt, denn es ist unser Lieblingsschiff."

„„Ich werde mich daran erinnern!"" entgegnete Jessie.

Lucy seufzte hörbar. Nachdem sie einige Spitzen, Shawls und ein Korallen-Halsband für ihren Bruder gekauft hatte, entließ sie Jessie, indem sie sie zugleich bat, einen der schönsten Shawls im Korbe anzunehmen. Das Mädchen zögerte; da warf ihn Lucy über ihre Schulter und sagte scherzend: „Jessie, auf meinem Zimmer muß sich Jeder, selbst Reginald, meinem Willen unterwerfen."

Jessie dankte der jungen Dame, grüßte Reginald und zog sich in ein Hinterzimmer zurück, wo Herr Perrot mit seinen Leckereien, und David Muir nur auf ihre Ankunft warteten, um zu speisen. Die Fahrt hatte bei dem würdigen „Koopmann" einen starken Appetit geweckt, und seine Geruchsnerven sagten ihm, daß die aufgetragenen Fleischspeisen bei Weitem saftiger seien, als das Mahl zu sein pflegte, welches ihm Christiane in Marietta vorsetzte.

„Das ist also ein Ragout von Eichhörnchen?" sagte David, „na, wie man doch daheim in Schottland die Gaben unseres Herrgotts mißbraucht. Habe ich diese kleinen Dingerchen dutzendweis in den Büschen herumhüpfen und springen seh'n und die verhungerten Narren, die sich kaum 'ne magere Suppe verdienen, oder einen Kohlkopf in ihren Topf schaffen können hätten eben so gern ein Wiesel oder 'nen Iltis gegessen!"

Dabei hieb David tapfer auf das Ragout ein; ein Beweis, daß er seine frühern Vorurtheile gänzlich besiegt habe. Auch Miß Jessie erkannte die zartere Aufmerksamkeiten Perrots und seine Verdienste als Koch an. Erwiederte sie seine Artigkeiten auch nicht nach seinen Wünschen, so gestand sie doch, es sei ein gutgelaunter, lustiger Mann. Als er ihr ein

schäumendes Glas Apfelwein anbot, trank sie es auf seine Gesundheit, und ihr freundlicher Blick dabei hätte leicht den Kopf eines weniger eiteln Mannes verdrehen können.

Die Mahlzeit war ziemlich heiter. Der Apfelwein hatte Davids Herz erwärmt und erweitert — zum Besten seiner Gesundheit hatte er noch ein Glas guten, alten Rums daraufgesetzt — und als Beide heim nach Marietta fuhren, sagte er: „Jessie, der Herr Perrot ist ein hübscher, kluger Mann; s'ist keine übele Partie für ein Mädchen. Ich stehe Dir dafür, er sitzt warm!"

„„Wohl möglich,"" entgegnete Jessie, wandte das Köpfchen, seufzte und dachte an Heinrich Gregson.

Dreizehntes Capitel.

Ein Krankenlager und seine Gefahren.

Wir verließen Ethelston zu Guadeloupe auf dem Krankenlager im Hause des Capitän L'Estrange in der Pflege seiner Tochter Nina und ihres Bruders, des jungen Lieutenants. Letzterer gewann den Leidenden, der einst ihn besiegt hatte und jetzt sein Gefangener war, immer lieber. Sobald der Arzt Ethelston außer Gefahr erklärt hatte, sah er sich genöthigt, nach Europa zu segeln, um sich dort im Seedienste auszuzeichnen, da er sein Wort verpfändet hatte, nicht gegen die „Vereinigten Staaten" zu fechten. Frankreich bot jetzt selbst den abentheuerlichsten seiner Söhne ein reiches Erntefeld des Ruhmes und der Ehre. Bei seinem Abschiede bat er seine Schwester wiederholt, Ethelston alle nur mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Der Capitän war viel durch den Dienst beschäftigt; Madame L'Estrange verließ ihr Zimmer selten. Dort lag sie in einem Lehnstuhl und blätterte nachlässig im Flo=

rian; ein paar schwatzende Papageien und eine Negerin, die ihr Kühlung fächeln mußte, waren ihre einzige Gesellschaft.

So fiel die ganze Last der Pflege auf die freundliche, gutherzige Nina, Capitän L'Estrange's jüngste Tochter. Zwei ältere Schwestern waren verheirathet.

Sie zählte jetzt sechzehn Sommer; ihr Character war wie der ihres Bruders offen, heftig und heißblütig. Ihre Gefühle waren nie durch ihre schöne, aber unempfindliche, träge Mutter richtig geleitet worden; Romane, Gedichte und Schauspiele, wie sie ihr auf den Bücherrepositorien des Gesellschaftszimmers zufällig ins Auge fielen, waren die Nahrung ihres Geistes gewesen. Ihr Vater verzog und ihr Bruder verzärtelte sie. Ihre Gouvernante gouvernirte sie. Dem Unterrichte derselben verdankte sie höchstens einige Fertigkeit in der Musik. Ihr Antlitz, wie ein schöner Spiegel strahlte in seinen Zügen die Wärme und Leidenschaftlichkeit ihres Characters zurück. Ihre Hautfarbe war dunkel, aber rein; ihr Haar schwarz und glänzend. Ihre Augenbraunen waren äußerst fein geschnitten; die Augen groß, ausdrucksvoll und in jenem feuchten Glanze glühend, welcher das Merkmal creolischer Schönheit ist. Rosig schwollen ihre Lippen, und nichts übertraf die blendende Weiße ihrer Zähne, wenn ein holdes Lächeln ihre Perlenreihen erschloß. Sie war außerordentlich schön gebauet; jede ihrer Bewegungen athmete Anmuth. Die ganze Gluth des sonnigen Klima's, in welchem sie aufgezogen war, schien sie zu erfüllen; ihr Temperament, ihre Einbildungskraft, ihre Leidenschaften, Alles glühete in ihr mit seiner feurigen aber gefährlichen Wärme. Den Gebräuchen ihres Vaterlandes gemäß war sie schon als Kind mit einem der reichsten Pflanzer auf der Insel verlobt worden; dieser befand sich jetzt in Europa; noch fehlten an der zur Heirath festgesetzten Zeit zwei Jahre, und sie machte sich selten Gedanken über diese oder ihr künftiges Schicksal.

Das war das Mädchen, welches jetzt Ethelston verpflegte. Noch ehe sie ihn gesehen, hatten die Erzählungen ihres Bruders die ganze Theilnahme und Sympathie ihres romantischen Geistes für ihn geweckt. Ethelston war zwar nicht außerordentlich schön, doch war sein Gesicht männlich und ausdrucksvoll, sein Benehmen artig und einnehmend. Seine Schwäche erhöhete noch das Anziehende seines feinen Gesichtes durch jenes weiche Dahinschmachten, wie es ein Dichter genannt hat.

Noch ehe Nina ihrem dankbaren Patienten den dritten Trank dargereicht hatte, pochte ihr Herzchen heftig; kaum hatte sie eine kurze Woche neben dem Lager des Fiebernden zugebracht, so war sie sterblich verliebt.

Tage und Wochen entschwanden. Langsam genas Ethelston; jetzt vermochte er wieder im Schatten der Orangen- und Citronen-Haine umherzuwandeln, die Capitän L'Estrange's Villa gegen Norden schützten. Dort saß er bisweilen stundenlang, starrte hinaus auf die See und schmiedete Pläne für seine Heimkehr. Oft begleitete ihn Nina, die Guitarre in der Hand, auf diesen Spaziergängen. Unter dem Vorwande, sich von ihm in der Musik unterrichten zu lassen, hing sie trunken an seinem Munde und lauschte begierig auf jedes seiner Worte. Die reifende Schönheit des jungen Mädchens verfehlte nicht, einigen Eindruck auf sein Herz zu machen; doch schützte ihn, wie ein siebenfaches Schild, seine tiefe und innige Liebe zu Lucy vor einer neuen Neigung. Nina war für ihn ein liebenswürdiges Mädchen, deren Erziehung noch unvollendet war; gern belehrte er sie über alle ihre Fragen in Betreff der Musik. Dazu befähigten ihn die Kenntnisse, die er sich während seines langen Aufenthaltes in Deutschland erworben hatte.

Bisweilen machte er Madame L'Estrange seine Aufwartung; allein diese Dame war so unempfindlich und träge,

so ganz ausschließlich mit ihrem Schooßhunde und ihren Papageien beschäftigt, daß seine Besuche weder häufig noch von langer Dauer waren. Der Capitän kam höchst selten ans Land; daher war Ethelston genöthigt, seine Zeit allein oder in Gesellschaft des jungen Mädchens zuzubringen, die ihn so freundlich während seiner Krankheit verpflegt hatte. Ihr Character schien plötzlich vollständig verändert. Der erobernde Gott, der sich zuerst nur der Außenwerke ihrer Einbildungskraft bemächtigt hatte, hatte sich jetzt zum Herrn der Citadelle ihres Herzens gemacht.

Sie liebte mit dem ganzen Feuer einer wilden, verzehrenden Leidenschaft. Die Heiterkeit und der Leichtsinn ihres Charakters war einem ernsten und tiefen Gefühle gewichen, das zu bemeistern sie sich nie bestrebte. Sie sprach wenig, selbst wenn sie mit Ethelston zusammen war. Ihr Glück war zu groß, als daß sie Worte hätte finden können. So nährte sie eine Flamme, die von einem Zufalle angefacht mit Heftigkeit hervorbrechen und alle Grenzen der Selbstbeherrschung niederbrennen oder überspringen mußte.

Ethelston bemerkte Ninas glühende Neigung nicht. Seine Liebe zu Lucy ließ ihn nicht auf Andere achten. Er war weder eitel noch romanhaft; auch hatte ihn Herr L'Estrange von der beabsichtigten Verbindung Ninas mit Herrn Bertrand in Kenntniß gesetzt. Dagegen bemerkte er bald, daß Madame L'Estrange und die Gouvernante Ninas Erziehung gänzlich vernachlässigt hatten; auch blieb ihm ihr scharfer Verstand und die Gluth ihrer Seele nicht verborgen. Er bena- sich gegen sie wie ein älterer Bruder, indem er ihr b- nd wann seinen Rath ertheilte, oder auch wohl auf sie -lte, ohne sorgfältig genug die fast unmerkliche Linie zu -hten, welche Freundschaft und Liebe in der Brust eine- er der tropischen Sonne erzogenen Mädchens scheidet.

Einst wandelte Ethelston an einem schöner -nde ein-

sam in dem Orangenhaine, seinem Lieblingsplätzchen, umher. Sinnend blickte er hinaus auf den Ocean und genoß die erfrischende, kühlende Seeluft. Capitän L'Estrange, der Tags zuvor daheim gewesen war, hatte zu seinem Gefangenen, als er ihn so wohl antraf, scherzend gesagt: „Mein schöner Herr, ich muß Ihnen Ihr Ehrenwort abnehmen oder Sie fesseln. Nach der Schilderung, die mein Sohn von Ihnen entworfen hat, darf ich Sie während des Kriegs nicht in Freiheit lassen."

Halb im Ernst und halb scherzend hatte Ethelston geantwortet: „„Dann werden Sie mich wohl fesseln müssen, Herr; mein Wort mag ich nicht verpfänden, denn böte sich mir eine Gelegenheit zur Flucht, ich würde trotz der mir erwiesenen Güte und Gastfreundschaft augenblicklich die Anker lichten.""

„Gut, daß Sie mich warnen! Allein noch mag ich Sie nicht einsperren. Es ist nicht recht wahrscheinlich, daß irgend ein fremdes Fahrzeug unter die Kanonen unseres Forts käme; ich will's auf die Gefahr hin wagen, daß Sie auf dem Rücken einer Seemöve entfliehen." Damit war der alte Herr wieder abgesegelt, um zwischen den Inseln zu kreuzen.

Ethelston lag nachlässig hingestreckt unter einem Orangenbaume und athmete die mit seinen Düften geschwängerte Abendkühlung ein; bald wiegte er sich in holde Träume über seine Befreiung, bald sah er Lucy's anmuthige Gestalt geisterhaft durch die tiefen Wälder bei Mooshanne gleiten. Eine düstere Wolke flog über seine Stirn; ein Seufzer bebte von seinen Lippen. Ein anderer, noch tieferer, dicht neben ihm war das Echo. Er starrte aus seinem Traume empor und erblickte Nina, die sich still herbeigeschlichen hatte und auf ihre Guitarre gelehnt, ihn bereits seit einigen Minuten noch zärtlicher ansah, als ein Geizhals seinen Schatz oder eine Wittwe ihr einziges Kind.

Als sie sich bemerkt sah, trat sie näher und sagte, ihre Bewegung unter einer angenommenen Heiterkeit verbergend: „Woran denken Sie, mein gütiger Herr Lehrer? Sie scheinen ernster und düsterer als sonst.“

„„Ei,““ sagte Ethelston launig, „„ich sollte auf eine gewisse junge Dame ernstlich schmählen, die sich listig herzugeschlichen hat und Zeugin der Trauer geworden ist, der ein Gefangener sich bisweilen hingeben muß und die ihre Gegenwart bereits verscheucht hat.““

„Ich gehorche nur meinem Vater,“ sagte Nina und setzte sich neben ihn auf die Rasenbank nieder, „er hieß mich Sie bewachen, da Sie ja ihr Wort nicht geben mochten. Sicher dachten Sie eben darauf von Guadeloupe zu entweichen.“

„„Sie hätten weiter vorbeischießen können, als Sie thaten, Fräulein.““

„Sehnen Sie sich denn so sehr ... Ihre Heimath ... wiederzusehen?“ sagte Nina zögernd.

„„Urtheilen Sie selbst! Seit vielen Monaten habe ich Nichts von meinen nächsten, meinen theuersten Jugendfreunden vernommen, Nichts von den Braven, die mit mir in Kriegsgefangenschaft geriethen, als unsere Brigg verloren ging.““

„O, erzählen Sie mir noch von Ihren Freunden, von Ihrer Heimath! Ists dort recht schön? Haben Sie dort auch diese glühende Sonne, diese erfrischende Seeluft und die duftigen Orangenblüthen?“

„„Nein,““ sagte Ethelston lächelnd über die eifrigen, raschen Fragen des schönen Mädchens. „„Dafür haben wir Ströme, auf deren Wellen Ihres Vaters Fregatte segeln könnte; dichte, gewaltige Wälder und Haine, welche die Sonne mit ihren heißesten Strahlen nicht durchdringen kann und lachende, weite Prairien mit den glänzendsten und buntesten Blumen übersäet!““

„Wie gern sähe ich dies Land! Wie gern würde ich dort wohnen," rief Nina, deren glühende Einbildungskraft sogleich diese Schönheiten vergrößerte und ausmalte.

„„Sie können uns dort leicht einmal besuchen. Dieser thörichte Krieg ist bald vorüber; Ihr Vater hegt wohl auch den Wunsch, jene Gegenden, deren Scenerie so herrlich ist, zu sehen; die Reise ist nicht gar zu beschwerlich.""

„Mein Vater wird diese Inseln nie verlassen, es sei denn, er wollte nach Frankreich segeln, allein das haßt er."

„„Nun, dann schieben sie ihre Reise nach Amerika noch ein paar Jährchen hinaus!"" sagte Ethelston lächelnd und spielte zum ersten Male auf Nina's Heirath an. „„Herr Bertrand wird sich beeilen, Ihren Wunsch, den Missisippi zu sehen, zu befriedigen.""

Nina fuhr auf, als hätte eine Natter sie gebissen; dunkelroth schoß das Blut in ihre Wangen; zornig funkelten ihre Augen. „Ich verabscheue diesen Herrn wie den Tod! Eher sterben als ihn heirathen!" Dann fügte sie leiser hinzu und der schmerzliche Ton ihrer Stimme durchbohrte sein Herz: „Und mir das... mir das von Ihnen!" Sie verbarg das Gesicht in ihre Hände und weinte.

Ethelston war aufs Aeußerste überrascht über den Sturm, den seine Worte so unvorsichtig heraufbeschworen hatten. Wie hätte er wähnen können, daß jene Heirath Nina so unangenehm wäre; sie hatte sich ja längst mit dem Gedanken daran vertraut machen können. Nach des jungen L'Estrange Schilderung war ja Bertrand ein reicher, gebildeter, edler Mann von einnehmendem Aeußern, vielleicht die beste Partie auf den französischen Inseln. Woher nun dieser unerwartete Widerwille, dieser tiefe Kummer, der sie so schmerzlich bewegte? Weit entfernt die wahre Ursache zu errathen, vermuthete er, daß sie mit einem jungen Offizier von dem Schiffe ihres Vaters ein Verhältniß angeknüpft habe. Daher ergriff er

theilnehmend ihre Hand und sagte gütig: „„Verzeihung, Nina, wenn meine Worte Ihre Gefühle verletzten. Ich glaubte fest, Sie hätten in die Heirath mit Herrn Bertrand gewilligt. Gewiß, Herr L'Estrange liebt seinen Liebling zu sehr, um ihn zu einer Heirath zu zwingen, die nicht die Liebe schließt. Erlauben Sie, daß Ihr Mentor — Sie haben mir ja erlaubt, mich so zu nennen — mit ihm darüber spreche?""

Nina entgegnete Nichts; ihre Thränen flossen noch heftiger.

„„Ihr Bruder ist abwesend; Sie scheinen Ihrer Mutter nicht gern Ihre kleinen Geheimnisse anzuvertrauen. Lassen Sie sich von meinem Rathe leiten; ich bin viele Jahre älter als Sie. Dankbar für die Güte, mit der Sie mich während meiner langwierigen Krankheit verpflegt haben, werde ich Ihnen mit der liebevollen Theilnahme eines Vaters oder eines ältern Bruders rathend zur Seite stehen.""

Nina's kleine Hand zitterte heftig in der seinigen, doch antwortete sie noch nicht.

„„Wenn Sie mir Ihr Geheimniß nicht sagen, so muß ich es errathen. Ihr Widerwille gegen jene Heirath entspringt weniger aus Mißfallen an Herrn Bertrand, als aus Neigung zn einem Andern, dessen Wahl vielleicht Ihre Aeltern nicht billigen.""

Nina entzog ihm ihre Hand und machte einen vergeblichen Versuch ihre Thränen zu trocknen. Das dünne Netz, welches ihre schwarzen Locken zusammenhielt, hatte nachgegeben. Entfesselt wallte das Haar auf den Nacken des weinenden Mädchens herab und verschleierte die tiefe Röthe ihrer Wangen.

Mit inniger Theilnahme ruhete Ethelston's Auge auf ihr. In ihrem sprachlosen Kummer lag eine Natur, eine Würde, die ein härteres Herz als das seinige gerührt haben würde. Da, als er sah, wie sich ihr Busen stürmisch hob, als ihre

Stellung die feine Rundung der vollen Glieder hervortreten ließ, bemerkte er zum ersten Male, daß er nicht mit einem Kinde, sondern mit einem Mädchen sprach, in welchem die Blüthe der Weiblichkeit so früh gereift war, mit einem Mädchen, dessen Herz sprechen gelernt hatte. Deshalb fuhr er eben so gütig, aber achtungsvoller als bisher fort: „Nina, ich will mich nicht in Ihre Geheimnisse drängen; allein glauben Sie, daß ich Ihren Schmerz theile, daß ich wünsche, Ihnen zu helfen, so viel ich vermag, und Sie zu trösten. Meine Neugierde beleidigt Sie; ich gehe; vielleicht finden Sie in der Einsamkeit Ihre Ruhe wieder."

Nina legte noch immer weinend ihre kleine Hand auf seinen Arm und flüsterte: „„Nein, nein, Sie beleidigen mich nicht; bleiben Sie, ich bitte Sie darum.""

Ein beklemmendes Schweigen trat ein. Ethelston, in seiner Meinung, sie habe einen jungen Lieutenant oder Cadetten ihres Vaters ihr Herz geschenkt, noch mehr bestärkt, fuhr endlich fort, indem er der Sache eine heitere Wendung zu geben versuchte: „Ei, Nina, wenn Sie sich Ihrem Mentor nicht anvertrauen wollen, so muß er sich wohl zu Ihrem Beichtvater ernennen. Erstlich habe ich Recht, daß Ihre Abneigung gegen Herrn Bertrand aus Ihrer Liebe zu sonst Jemand entspringt?"

Nina schwieg und nickte mit dem Köpfchen.

„Es bedarf keiner Frage, daß der Gegenstand Ihrer Wahl in jeder Beziehung Ihrer Liebe würdig ist?"

Nina hob das gesenkte Haupt stolz empor, warf die schwarzen Locken aus der Stirn und ein Blitz zuckte aus dem thränenfeuchten Auge, als sie erwiederte: „„Der Liebe einer Königin würdig!""

Betroffen über die Energie Nina's wollte Ethelston noch eine Frage thun, als sie ihm ins Wort fiel; ihre Aufregung warf jede Schranke der Zurückhaltung nieder. „„Fragen Sie

Nichts mehr! Hören Sie! Gerade heraus! Mir waren bis vor Kurzem alle Männer gleichgültig. Da warf das Schicksal einen Fremdling auf meinen Weg; er war der Freund meines Bruders und verwundet .... Stundenlang wachte ich an seinem Lager... Er genas... seine Blicke waren freundlich, seine Stimme dünkte mir Musik... ich lauschte auf seinen Rath... er erfüllte meine Gedanken, meine Träume, mein Herz, mein ganzes Wesen... Er, er sah mich als ein muthwilliges Kind an; er verstand mein Herz nicht... er spottete meiner Qual... dem Bruder rettete er das Leben... jetzt bricht er der Schwester das Herz!""

Die Aufregung hatte Nina aufrecht erhalten; jetzt versagte ihr die Stimme; kaum hörbar bebten die letzten Worte von ihren zitternden Lippen; sie erlag dem Sturme ihrer Gefühle und sank in Ohnmacht.

Man male sich Ethelstons Gefühle aus! Als ihm nach und nach der Schleier von den Augen sank, ward er bleich und bleicher; kalter Schweiß trat auf seine Stirn, als er Nina bewußtlos vor sich liegen sah. Allein Nina's Lage erforderte augenblicklichen Beistand; er raffte sich gewaltsam empor, riß eine Citrone von einem nahen Zweige, zerschnitt sie und rieb der Ohnmächtigen Schläfe und Hände mit dem kühlen, erfrischenden Safte. Allmälig kam sie wieder zu sich; ein mattes Lächeln irrte über ihre Wangen, als sie sich in seinen Armen ruhend fand. Sie schloß aufs Neue die Augen, wie in einem seligen Traume; Ethelston wagte nicht, sie zu stören. Die üppigen schwarzen Locken verschleierten nur halb das holde Gesicht und er seufzte laut bei dem Gedanken, unvorsichtiger Weise den Mehlthau unerwiderter Liebe auf eine so herrlich knospende Blume geworfen zu haben. Eine lange Stille trat ein; leise, fast besänftigend, flüsterte der Wind in den Blättern des Orangenhaines; ringsum erglühete die Land=

schaft und der weite Spiegel des Oceans in den rothgoldenen Farben der scheidenden Sonne. Alles schien verrätherisch Liebe zu athmen; allein seine schon verpfändete Treue und der warme Edelsinn seines tugendhaften Herzens erhöheten nur noch seine Trauer. Sein Entschluß war gefaßt; sobald Nina wieder zu sich gekommen und etwas ruhiger geworden war, entzog er ihr den Arm, womit er sie unterstützt hatte und sagte ernst und traurig: „Theure Nina, ich will mich nicht über den Sinn Ihrer Worte täuschen. Ich habe Ihnen Manches zu sagen; jetzt bin ich zu aufgeregt, um mit Ihnen zu sprechen; Sie sind zu unruhig, um mich anzuhören. Lassen Sie uns morgen um dieselbe Stunde hier zusammentreffen; beurtheilen Sie mich weniger hart und glauben Sie, theure, geliebte Schwester, eher möchte ich in Fiebergluth auf meinem Krankenlager verschieden sein, als Ihrer Gefühle spotten!" Damit eilte er nicht weniger verwirrt und bewegt, als sie selbst, hinweg.

Lange saß sie, wie in wachem Traume, bewegungslos da; seine letzten Worte klangen noch immer in ihren Ohren; ihr glühendes Herz legte sie bald dem Wunsche des hochklopfenden Herzens gemäß aus, bald führte die düsterste Besorgniß ihr Bilder des Schreckens vor die Seele. „Er hat mir viel zu sagen," sagte sie sinnend; „er nannte mich seine theure Nina; seine Stimme klang theilnehmend, in seinem Auge las ich eine Verwirrung, die ich mir nicht enträthseln kann. Ach, daß er mich nur „theure Schwester" genannt hat; was mag das heißen? Morgen! O, wäre es morgen! Nur der Glaube an seine Liebe hält mich bis dahin am Leben." Wieder versenkte sie sich in Träumereien; ihre Phantasie führte ihr tausend kleine Vorfälle vor die Seele, die ihr glühendes Herz zu ihren Gunsten gedeutet hatte, bis die hereinbrechende Dämmerung und ihre Ermattung sie an ihr Lager mahnten.

Ethelston prüfte streng sein Benehmen gegen Nina, als er sich allein sah; er bemühete sich jedes unbedachte, sorglos ausgesprochene Wort, das ihre ungeahnete Neigung entflammt oder ermuthigt haben konnte, in seinem Gedächtnisse aufzufrischen. Sein Gewissen sprach ihn frei; nur der Tadel traf ihn, Nina zu sehr als Kind betrachtet und vertraulich scherzend mit ihr gesprochen zu haben. Er klagte sich selbst an, nicht wachsam genug auf sich gewesen zu sein und beschloß, selbst auf die Gefahr hin, ihren Zorn, ja ihren Haß auf sich zu laden, sich ihr morgen bestimmt und deutlich zu erklären.

Vierzehntes Capitel.

Die Versuchungen und Gefahren, welche Ethelston umlagerten. Wie er ihnen entging und von Guadeloupe entfloh.

Schlaflos verbrachten Beide die Nacht. Als hätten sie es verabredet, mied am folgenden Morgen Einer des Andern Gegenwart, bis zu der Stunde, wo sie einander im Orangenhaine begegnen wollten. Ethelston beharrte auf seinem Entschlusse; er hielt Nina in ihrer Neigung für heftig, aber nicht für ausdauernd. Der Tag erschien der Jungfrau endlos. Von ihrer Mutter und den kreischenden Papageien lief sie zu ihrer Guitarre; sie schien ihr verstimmt und klanglos. Bald ergriff sie ein Buch, bald den Pinsel und legte beides wieder hin. Mittags schon eilte sie nach dem Haine; erröthend sah sie den Ort wieder, wo ihr das Geständniß ihrer Liebe entschlüpft war. Bange Zweifel kämpften in ihrer Seele. Ward sie wiedergeliebt oder nicht? Träge vollendete der Zeiger seinen Lauf; langsam krochen die Stunden herum. Plötzlich, ehe sie noch Muth und Festigkeit errungen hatte, stand Ethelston vor ihr; auch er war überrascht, Nina so uner-

wartet vor sich zu sehen; doch erschütterte dies seinen Plan nicht. Freundlich trat er heran, bot ihr die Hand und grüßte sie mit der gewohnten Vertraulichkeit. Bestürzt erwiederte sie seinen Gruß; ihre Hand bebte, die Stimme zitterte und in erwartungsvoller Angst klopfte ihr Herz. Es war unmöglich eine Erklärung länger zu verschieben; artig aber fest begann er von seiner Krankheit, dankte für die ihm dabei bewiesene sorgfältige und aufmerksame Pflege und sagte, er habe sich gewöhnt, sie als eine jüngere Schwester zu betrachten, da er von ihrer Verlobung gehört habe. So habe er gewagt, ihr mit seinem Rathe und seinen Kenntnissen behülflich zu sein; nie habe er geglaubt, daß sie ihn anders als ihren Mentor ansehen könne.

Nach einem kurzen Schweigen fuhr er mit ernster und gesenkter Stimme fort: „Nina, theure Nina, wir müssen wie Mentor und sein Mündel zusammen bleiben, oder uns trennen. Ich will mich Ihnen ganz eröffnen, dann werden Sie mich nicht tadeln und mir erlauben Ihnen fernerhin ein Freund und Bruder zu sein. Nina, ich bin nicht kalt, nicht fühllos gegen Ihre Reize; ich erkenne die Wärme und die Innigkeit Ihrer Liebe an; Sie verdienen mit ungetheiltem, vollem Herzen geliebt zu werden“ . . .

„„O, still davon!““ flüsterte Nina rasch; „„sprechen Sie von sich!““

„Ich war im Begriff es zu thun . . . Nina! Ein solches Herz kann ich Ihnen nicht bieten. Lange vorher, ehe ich Sie sah und kennen lernte, liebte ich eine Andere . . . .“

Ein kalter Schauer überlief Nina; in einem Augenblicke schien die Blüthe ihrer Jugend geknickt, ihre Hoffnung vernichtet, ihre Gesundheit untergraben zu sein. Kein Seufzer, keine Thräne erleichterte die beklommene Brust; über die bleichen Lippen bebten einige unverständliche Worte und eine eisige Kälte lagerte sich um ihr Herz. Glücklich, dreimal

glücklich, wem diese Schilderung seltsam erscheint! Er kennt den nagenden Schmerz verschmäheter Liebe nicht!

Ethelston hatte einen stürmischen Ausbruch ihres Gefühles erwartet; allein dies regungslose, tödtliche Schweigen erschütterte ihn. Mit den freundlichsten Worten suchte er sie aus ihrem starren Kummer zu wecken; er ergriff ihre Hand — sie war eiskalt; er rief sie bei Namen — umsonst, ihr Ohr schien taub für seine Stimme. Unfähig länger den Anblick dieses stummen Schmerzes zu ertragen, unfähig ihn zu mildern, ohne die gelobte Treue zu brechen, stürzte er ins Haus, benachrichtigte die Erzieherin, daß Nina plötzlich im Orangenhaine erkrankt sei, und schloß sich dann auf seinem Zimmer ein, um den ihn bestürmenden Gefühlen nachzuhängen.

Vergebens suchte er sich zu beruhigen, vergebens sagte er sich, daß er keine Vorschrift der Treue und Ehre übertreten, vergebens gedachte er Lucy's und seiner Heimath — Ninas Bild ließ sich nicht verbannen. Jetzt stand sie vor ihm in der Blüthe jugendlicher Schönheit, in der vollen Gluth ihrer Liebe — dann wieder tödtlich bleich, regungslos und verzweifelnd, wie er sie eben verlassen hatte. Der schreckliche Gedanke, Wohlthaten und Pflege so vergelten zu müssen, zerriß sein Herz; in innigem Gebete zu Gott, dem Tröster aller Bedrängten, suchte und fand er endlich Ruhe.

Inzwischen hatte die Erzieherin mit Hülfe zweier Schwarzen Nina ins Haus gebracht. Ihr Zustand war noch immer der nämliche; mit großen, offenen Augen starrte sie Alles an, und erkannte dennoch Niemand; dabei stammelte sie kaum vernehmlich irre Worte.

Man rief sogleich einen Arzt herbei. Kaum hatte dieser die Kranke gesehen, so erklärte er geheimnißvoll, sie habe einen heftigen Anfall, brummte etwas von „Fiebersymptomen" „Gehirndruck" und schüttelte den Kopf noch geheimnißvoller. Mehrere Tage hindurch war Ninas Zustand höchst beunruhi-

gend; sie fieberte und lag in wildem Delirium. Ethelstons Angst und Unruhe war unbeschreiblich; wie groß war daher seine Freude, als er erfuhr, die Krisis sei überstanden und die jugendliche Stärke ihrer Constitution verspreche baldige Genesung! Bis dahin hatte er manches Verhör zu bestehen; die Erzieherin frug wiederholt, „wie es zugegangen sei, daß er Nina gerade angetroffen, als sie so plötzlich erkrankt sei?“ und Madame L'Estrange verwunderte sich immer, „wie es möglich sei, daß Nina beim Spazierengehen im Orangenhaine so schnell einen Krankheitsanfall bekommen habe?“

Kaum hatte der Doctor Nina außer Gefahr erklärt, so berieth sich Ethelston aufs Neue mit seinem treuen Cupido, der bereit war, im Dienste seines Herrn allen Gefahren zu trotzen, über seine beabsichtigte Flucht von der Insel; allein tie Entfernung, die sie durchschiffen mußten, ehe sie eine befreundete Küste oder ein amerikanisches Schiff zu finden hoffen durften, schien jede Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg abzuweisen.

Tausend widersprechende Gedanken kämpften in Nina's Seele während ihrer Genesung; sie erinnerte sich der letzten Worte Ethelstons recht wohl. Bald nannte sie ihn treulos, undankbar, herzlos; dann schalt sie sich selbst, ihn geschmähet zu haben und segnete ihn mit der zärtlichsten Liebe; bald wollte sie ihn nie wieder sehen oder sprechen; dann wieder wollte sie ihm bloß zeigen, daß sie ihre Schwäche besiegt habe. Trotzdem überredete sie sich allmälig selbst, Ethelston habe sie nur getäuscht und in Bezug auf ein früheres Verhältniß gelogen, um den Schmerz, ihre Liebe nicht erwiedert zu sehen, zu mildern. „Hält er mich schon bloß für ein Kind,“ pflegte sie leidenschaftlich auszurufen, so oft dieser Gedanke, der nach gerade bei ihr Ueberzeugung geworden war, sie durchzuckte, „er muß mich noch lieben, mich allein!“

Eine junge Negerin, ihre Dienerin, war die einzige Vertraute ihrer Liebe. Fanchette, so hieß sie, hätte der Wuth des Commodore getrotzt, ja selbst ihr Leben für ihre Herrin gewagt. Eines Abends war dies Mädchen in den Orangenhain gegangen, um dort einige Früchte zu pflücken. Während dieser Beschäftigung hörte sie Jemand sprechen; sie schlich hinzu und erblickte Ethelston im dichten Schatten eines Baumes mit einem Buche, wie es schien, auf dem Schooße.

Nina mußte, wie er gehört hatte, noch immer ihr Gemach hüten; deshalb hatte er sich hieher gestohlen, um ungestört über seine Pläne nachzugrübeln, und so sehr hatte er sich in der Berechnung der Möglichkeiten und in die Vergleichung der Entfernungen vertieft, daß Fanchette unbemerkt herankommen und ihn belauschen konnte. „Ich muß und will es versuchen," sprach er laut vor sich hin. „Wir müssen ein Boot stehlen; wir Beide, Cupido und ich können es regieren. Pflicht und Liebe gebieten mir, nicht länger hier zu bleiben. Mit einem Fischernachen erreichen wir Antigua oder Dominica oder treffen irgend ein neutrales, amerikanisches Schiff an. Meine theure, arme Nina," fügte er leiser hinzu, „wollte Gott, ich hätte diese Küste nie betreten. Dieser Schatz," fuhr er fort und zog eine Locke aus dem Busen, „dieses heilige Angedenken an die ferne Geliebte hat mich fest gegen Deine Reize, kalt gegen Deine Liebe, aber — der Himmel ist mein Zeuge — nicht gefühllos gegen Deine Leiden gemacht." Dabei küßte er die Locke, verbarg sie wieder im Busen und versank in tiefes Sinnen. Leise schlich Fanchette fort und eilte ihrer jungen Gebieterin auf ihre Weise zu erzählen, was sie gesehen hätte. Sie verband, und deutete die wenigen Worte, welche sie bei ihrer geringen Kenntniß des Englischen verstanden hatte, wie sie glaubte, daß Nina sie am liebsten hören würde. Ethelston, erzählte sie, habe mit sich gesprochen und in eine Karte gesehen; er habe Inseln erwähnt, zu de-

nen er segeln wollte, und zärtlich ihren Namen genannt, so wie etwas aus dem Busen gezogen, was er geküßt habe.

Die Freude erlaubte Nina nicht an dem Gehörten zu zweifeln. In ihrer Seligkeit beschenkte sie Fanchette mit einem prächtigen Shawl, welchen sie gerade trug, und entließ die entzückte, kleine Negerin, um sich in der Einsamkeit hundertmal zu wiederholen, daß Er in ihrem Orangenhaine gewesen, ihren Namen zärtlich genannt und ein Liebespfand an seine Lippen gedrückt habe. Was konnte das sein? Eine Blume? ein Buch? sonst Etwas? Genug, er liebte sie. Nachdem sie viele zärtliche Thränen vergossen hatte, beschloß sie sich seiner Liebe würdig zu zeigen. Der Plan, welchen sie ersann, zeugte von der wilden Kraft und Energie ihres romantischen Geistes. Sie sandte nach Jacob, einem von ihres Vaters Sklaven, der nicht nur bei ihr gut angeschrieben, sondern auch in die schwarzen Augen und die plumpen Reize Fanchettes sterblich verliebt war, welche eine fast absolute Gewalt über ihn ausübte. Mit diesem und ihrem Zöfchen hielt sie Rath. Dann ward sie heiter und ruhig; ihre Gesundheit kehrte zurück. Am andern Morgen ließ sie Ethelston ersuchen, auf ihre Stube zu kommen und empfing ihn mit einer Ruhe und Selbstbeherrschung, die er nicht erwartet hatte. Sie nöthigte ihn auf einen Stuhl und begann: „Herr Ethelston, ich weiß, Sie wünschen von hier zu entweichen; es wird Ihnen nicht gelingen, so lange Sie mich nicht ins Complott ziehen.“

Ethelston, der über ihr Benehmen und ihre ruhige Sprache äußerst erstaunt war, erwiederte lächlend: „„Fräulein Nina, Sie haben es errathen. Sie sind die Tochter meines Kerkermeisters; Ihnen hätte ich mich am Wenigsten anzuvertrauen gewagt!““

„Nun, mein Herr Mentor?“ sagte das wunderliche Mädchen. „Wie beabsichtigt denn Ihre Weisheit ohne meinen Rath zu verfahren?“

„„Ich gestehe, ich weiß das selbst nicht recht! Ich muß den Weg entweder durch die Luft oder durchs Wasser nehmen. Ich ziehe letzteres, als mein Element, vor.““

„Was würden Sie von mir denken, wenn ich zur Verrätherin würde und Ihnen behülflich wäre, die Wachsamkeit meines Vaters zu täuschen, wenn ich einen so furchtbaren Feind entfliehen ließe?“

Ethelston konnte nicht begreifen, wie ein Mädchen so scherzen und spotten könne, die er nur erst vor Kurzem in höchster Leidenschaft gesehen hatte, und in deren Auge noch etwas Unerklärliches lauerte. Indessen setzte er das Gespräch in demselben Tone fort. „„Ich würde Sie wegen dieses kindlichen Ungehorsams nicht tadeln; entkäme ich gleich, ich würde dennoch immer Ihres Vaters Freund bleiben.““

„Würden Sie der Dame, die sie befreiet, keine Dankbarkeit beweisen?“

„„Ich schulde ihr bereits mehr, viel mehr, als ich je vergelten kann; für diese letzte edle und freundschaftliche Handlung, womit sie ihre Güte krönt, würde ich““ . . . .

„Was würden Sie, Ethelston?“ frug Nina rasch, da er stockte. Der Blick, der diese Worte begleitete und der Ton, worin sie gesprochen wurden, erinnerten ihn, daß er am Rande eines Vulkans stände.

„„. . . . würde ich ihr jeden Beweis meiner Dankbarkeit, ja mein Leben selbst geben, wenn sie es erheischte. Ich weiß ja zu gut, daß sie zu edel und zu hochherzig denkt, um von mir zu nehmen, was Treue und Ehre mir verbieten zu geben.““

Ueberwältigt von ihren Gefühlen wandte sich Nina ab, allein schnell gefaßt fuhr sie in scherzendem Tone fort: „Ihre Bedingungen werden nicht hart sein; doch zur Sache. Haben Sie mit Ihrem Seemannsauge nie den kleinen Schooner im Hafen vor Anker liegen sehen?“

„„Wie? das schöne Schiff . . . von ungefähr zwanzig Tonnen, drüben in der Bucht?““

„Dasselbe.“

„„O, freilich, es ist ein Amerikaner und schwimmt wie eine Ente.““

„Nun wohl, so begehe ich keine große Sünde, wenn ich es einem Amerikaner wiedergebe. Der Schooner ist weggekapert worden. Mein Vater benutzt ihn zu kleinen Reisen nach entferntern Punkten der Insel und als Yacht zum Vergnügen. Wie vieler Leute bedarf es, um das Schiff zu regieren?“

„„Mit Cupido, meinem schwarzen Freunde und noch einem tüchtigen Seemann würde ich damit fertig werden.““

„Dann will ich Ihnen den Schooner leihen. Senden Sie ihn bei Gelegenheit zurück. Jacob, dem die Aufsicht darüber anvertraut ist, ist ein geschickter Seemann. Schreiben Sie auf, was Sie zur Reise bedürfen; in einer Stunde senden Sie es mir zu. Machen Sie sich fertig und halten Sie sich auf den leisesten Wink bereit. Jetzt habe ich zu befehlen, Sie zu gehorchen. Gott befohlen, Herr Mentor.“ Sie warf ihm eine Kußhand zu und entfernte sich.

Ethelston rieb sich die Augen, als ob er ihnen nicht trauete. War das dieselbe Nina, die er vor zehn Tagen verzweifelt und gebrochenen Herzens gesehen hatte? Sein Nachdenken über diese Veränderung machte ihn nur noch verwirrter; endlich kam er, wie so viele Weisere und Dümmere als er, zu dem Schlusse, daß ein Weiberherz in seinen Launen ein unauflösbares Räthsel sei. Zur Flucht entschlossen eilte er auf sein Zimmer, um den erhaltenen Auftrag auszuführen.

Inzwischen war Fanchette nicht müßig gewesen. Sie hatte Jacob den Reichthum, die Schönheit des Ohiostaates in den lebendigsten Farben geschildert; schlau hatte sie Versprechungen

eingewoben, welche die Gefühle des schwarzen Burschen sicherer entflammten. So zögerte er auf Fanchettes Bitten und seiner jungen Herrin Befehl nicht länger, den Commodore zu verrathen und ihm die Treue zu brechen.

Ethelston hieß Cupido Alles bereit halten und folgte einer zweiten Einladung Nina's. Sie war in derselben heitern Laune als vorher. Zwar wandte sie das Gesicht ab, doch spielte ein seltsames Lächeln um ihren Mund. So froh er auch war heimzukehren, so verpflichtet er sich Nina auch für ihren Beistand fühlte, so war doch seine Eitelkeit, von der auch die besten Menschen nicht gänzlich frei sind, etwas durch diesen plötzlichen Wechsel der Gefühle Nina's, obwohl er sie nicht liebte, verletzt und gekränkt. Kälter als sonst und gezwungener frug er daher nach ihren fernern Befehlen.

„Ei, Herr Ethelston, so sind Sie denn wirklich entschlossen, uns trotz zahlreich drohender Gefahren zu verlassen?" entgegnete sie.

„„Ja, es ist mein Wunsch, meine Pflicht, mein fester Entschluß. Ich trat in der Absicht bei Ihnen ein,"" fügte er fast tadelnd hinzu, „„nochmals meinen Dank für Ihren gütigen Beistand auszusprechen.""

Nina wandte sich erblassend hinweg und sagte leise: „Und Sie verlassen uns ohne Schmerz, ohne Bedauern?"

Trotz seiner Selbstbeherrschung konnte er die Rührung nicht ganz verhehlen, womit ihn das Zittern der Stimme Nina's, in welchem der ganze Schmerz ihrer Seele und das tiefste Gefühl bebte, erfüllt hatte. „„Liebe Nina, mein Schmerz beim Abschiede von Ihnen würde Verzweifelung sein, wenn ich glauben müßte, daß mein Besuch dauerndes Unglück in dieses Haus gebracht. Ich wünschte Sie, wie ein Mentor seinen Zögling wie ein Bruder seine Schwester zu verlassen, in der Hoffnung Sie Ihrer Aeltern Wünsche krönen und Ihr glückliches Geschick im Kreise derer vollenden zu se-

hen, die der Himmel zu Ihren Begleitern im Leben bestimmt hat. Mögen Sie dann still und freudig auf mich als auf einen treuen, innigen Freund zurückblicken, der . . . .""

Nina war zu schwach für die Rolle, die sie übernommen hatte; sie ward bleich wie Marmor; es schnürte ihr die Kehle zu; sie sank in einen Stuhl und rief in einem Seufzer „Wasser!" Ethelston reichte ihr das Glas und trat an das Fenster, um seine Bewegung zu verbergen und Nina Zeit zu geben, um sich zu fassen.

Nach einigen Minuten sagte sie, obwohl noch immer tödtlich bleich, fest und ruhig: „Ich schäme mich dieser Schwäche; schweigen wir von der Vergangenheit und überlassen wir die Zukunft dem Schicksal. Morgen Abend wird Alles zu Ihrer Abreise bereit sein; eine Stunde vor Mitternacht wird ein Mann mit einem kleinen Boote Quai du Marché unten am Ludwigsplatze halten. Es ist fern vom Fort und keine Schildwacht steht in der Nähe; rudern Sie nach dem Schiffe und segeln Sie ab. Wird die Fahrt nicht zu gefährlich sein? Der Wind pfeift entsetzlich; ich fürchte die Annäherung eines Orkans."

„„Eine rauhe Nacht ist am geeignetsten, Nina"" entgegnete Ethelston mit funkelnden Augen.

„Für Alles, was ich für Sie thue, bitte ich nur um eine Gunst."

„„Nennen Sie sie,"" sagte Ethelston rasch.

„Hier in der Stadt ist ein kranker, junger Mann, der Sohn achtbarer Eltern aus Neu-Orleans, der in seine Heimath zurückzukehren wünscht und wäre es nur um dort zu sterben. Nehmen Sie ihn und seine Wärterin mit!"

„„Mit Vergnügen; ich will sein warten und ihn pflegen, wie einen Bruder.""

„Bemühen Sie sich seinetwegen nicht; er bedarf außer-

dem der Ruhe und hat seine Wärterin. Lassen Sie ihn in der kleinen Cajüte ungestört allein."

„„Ihre Befehle sollen treulich ausgeführt werden; verlassen sie sich darauf! Wo möglich, will ich ihn sicher nach Hause bringen.""

„Sobald Sie das Schiff erreichen, entfliehen Sie eiligst! Beide werden schon an Bord sein. Leben sie denn wohl; ich habe vielleicht nicht Kraft genug, Sie nochmals zu sehen." Nina reichte ihm die Hand; sie war eiskalt. Ihr Gesicht war halb abgewendet und sie zitterte heftig.

Ethelston führte die ihm dargereichte Hand an die Lippen und küßte sie. „„Tausend, tausend Dank für Ihre Güte! Wenn ich glücklich meine Heimath erreiche, so will ich Ihrem achtungswerthen Vater jeden nur möglichen Ersatz für den geraubten Schooner geben. Sollten Sie je eine Gelegenheit haben, mich von Ihrem Wohlsein, von Ihrem Glücke zu benachrichtigen, so erinnern Sie sich, daß diese Nachricht stets mein Herz erfreuen wird.""

Er ging und wandte sich im Gehen um. Nina stand kalt und starr: war das Verzweiflung oder Gleichgültigkeit? Er trauete sich nicht länger in ihrer Gegenwart und verließ das Zimmer, während Nina in den Stuhl sank, gegen welchen sie sich gelehnt hatte.

Obwohl überrascht über diesen kalten, kurzen Abschied, glaubte er doch bemerkt zu haben, daß sie ihre unglückliche Leidenschaft noch nicht besiegt habe. Sein mitleidsvoller Schmerz darüber glich fast der Liebe. Während der Vorbereitungen zu seiner Flucht bekämpfte er diese Schwäche. Jetzt schrieb er einen Brief an L'Estrange, den er auf dem Tische liegen ließ. Nina war am folgenden Tage nicht sichtbar; ein Sklave sagte ihm, sie habe heftiges Kopfweh und hüte das Zimmer.

Zur festgesetzten Stunde verließ Ethelston mit seinem treuen

Cupido geräuschlos das Haus. Die Nacht war dunkel, der Himmel dicht bewölkt und der Wind wehte heftig. Ungehindert erreichten sie das Boot, stießen ab und ehe zehn Minuten vergingen, standen sie sicher auf dem Verdecke des Schooners. Jacob flüsterte ihnen zu, Alles sei bereit; dann zogen sie das Boot in die Höhe, lichteten die Anker, und bald zerschnitt der Kiel rasch die schäumenden Wogen.

Fünfzehntes Capitel.

Ereignisse zu Mooshanne. Reginald reist nach dem fernen Westen ab.

Inzwischen rüstete sich Reginald eifrig zu seinem Besuche bei den Delawaren im fernen Westen. Durch Befolgung der ihm von Kriegsaar gegebenen Vorschriften hatte er Nekimi's, des edlen Rosses, Neigung so gewonnen, daß es bei seiner Annäherung wieherte, auf seine Stimme hörte, aus seiner Hand fraß und die Liebkosungen seines Herrn erwiederte, wie es sonst mit seinem indianischen Herrn gethan hatte. Ein neues, kräftiges Leben beseelte unsern Helden, wenn er auf Nekimi saß. Bisweilen ließ er dem Thiere auf den nahen, ausgedehnten Prairien die Zügel schießen und freuete sich über seine unermüdliche Muskelstärke und flüchtige Schnelligkeit; bisweilen sprang er nach einem langen Galoppe aus dem Sattel und musterte mit freudigem Stolze sein feuriges Auge, die starken, straffen Adern und die aufgeblasenen Nüstern seines Lieblings; dann wieder ritt er langsam über ein schwieriges Terrain und bewunderte die instinktmäßige, nie fehlende Vorsicht, womit das Thier seinen Weg suchte.

Reginald hatte Horn blasen lernen; beständig hing das Hifthorn um seine Schultern. Nekimi hatte sich so daran

gewöhnt, daß er auf den Klang desselben herzulief. Da es ihm für den beabsichtigten Jagdausflug von Nutzen schien, so gewöhnte er nicht nur Nekimi an die verschiedenen Signale, sondern vermochte auch Baptiste, dieselben blasen zu lernen. So schwer es diesem anfangs fiel, so entsetzliche Mißtöne er hervorbrachte — endlich konnten sie sich einander aus der Ferne durch Andern unverständliche Signale verständigen, wie z. B. „Nimm Dich in Acht!" „Komm her!" „Sei still!" Bring' mein Pferd!" So hatten sie auch Signale in Bezug auf die Jagd, wie „Ein Bär!" „Ein Büffel!" und zum Zeichen, daß der Andere verstand, mußte dieser blasen „Ich verstehe" oder, war er am Gehorchen verhindert, ein anderes Signal.

Reginald lernte ferner eine Anzahl Worte und Redensarten der Sprache der Delawaren, um nicht gänzlich des Verkehrs mit seinen neuen Freunden, besonders derer, die nicht Englisch verstanden, beraubt zu sein. Unter diesen Beschäftigungen und einigen Jagdausflügen in die Umgegend würde ihm die Zeit angenehm genug verstrichen sein, hätte er nicht die wachsende Trauer seiner Schwester Lucy bemerkt. Vergebens suchte er sie mit tausend Möglichkeiten zu trösten, die Ethelston in Westindien zurückhalten und die Ankunft seiner Briefe verhindern konnten. Ohne Klage trug sie ihren geheimen Kummer, und zu den wohlgemeinten Tröstungen lächelnd, nahm sie mit erzwungener Heiterkeit an der Unterhaltung Theil oder pflegte die heftiger erkrankte Mutter. Beständig saß sie an ihrer Seite, las vor und sprach mit ihr, oder beschäftigte sich mit irgend einer weiblichen Arbeit. Das stille Dulden erhöhete Reginalds Liebe zu seiner Schwester noch, wenn dies überhaupt möglich war.

Eines Tages saß er bei seiner Schwester am Fenster, als ein Reiter eilig die Straße herauf sprengte. Als er näher kam, schien es ein Mann in mittlern Jahren mit einem

breitkrämpigen Hute, weiten Pumphosen und grobem Ueberrocke zu sein; er saß so ungeschickt zu Pferde und hatte die Knie so hoch hinaufgezogen, daß es nur zu verwundern war, wie er sich im Sattel halten konnte. Reginald öffnete das Fenster; als der Reiter ihn erblickte, winkte er mit dem Hute und spornte sein Pferd zu noch größerer Eile.

„Gott sei Dank!“ rief Reginald laut. „S'ist Gregson, der Bootsmann.“

Lucy entfärbte sich, faltete die Hände und wisperte kaum hörbar: „„Gott sei mir gnädig!““

„Ei, Lucy, woher dieser Schmerz? Freuest Du Dich denn nicht über die Rückkehr des „Stolzes?“

„„Oh!““ rief Lucy und sah ihren Bruder vorwurfsvoll mit thränenden Augen an. „„Wäre er gesund, er wäre der Erste hier gewesen! Sprich mit dem Manne; ich bin nicht im Stande ihn zu sehen.““

Reginald fühlte sich getroffen, küßte seine Schwester und eilte aus dem Zimmer, wo er Lucy in unbeschreiblich banger Erwartung zurückließ. Glücklicher Weise ist der Geist in solchen Augenblicken zu bestürzt, als daß er sich seiner Leiden ganz bewußt wäre; dieses Gemisch von Furcht und Hoffnung, das stille, hastige Stoßgebet, die unwiderstehliche Neugierde das Schreckliche zu erfahren und doch wieder die Angst, sein Unglück bestätigt zu sehen, Alles dies verschmilzt zu einer tödtlich peinlichen Marter.

Reginald trat alsbald wieder ein und sagte: „Schwester, Ethelston ist zwar nicht hier, aber wohlbehalten!“

Lucy verbarg ihr Gesicht an seinem Busen und weinte sich aus, während er sie von den Ereignissen in Kenntniß setzte. Nicht ohne Stolz vernahm sie das heldenmüthige Benehmen ihres Geliebten und vergaß über den Lobsprüchen Reginalds ihre Angst, sich mit der süßen Hoffnung schmeichelnd, Ethelston bald frei wieder bei sich zu sehen. Der

Obrist hieß den treuen Bootsmann freundlich willkommen; der Verlust der Brigantine war zwar nicht gering anzuschlagen, jedoch konnte man Niemand die Schuld an diesem Unglücke beimessen; daher frug Brandon nur angelegentlich nach Ethelston, den er wie seinen eigenen Sohn liebte.

„Oh, der ist in guten Händen,“ sagte Gregson; „L'Estrange ist 'n prächtiger, alter Kerl, und er hat den Nacken seines Sohnes vor meinem Pallasch geschützt. Ich hieb im guten Ernste auf ihn ein; ich war voll Gift und Galle; Sie wissen, Obrist, man verfährt nicht gerade sauber in solchem Scharmützel auf dem Decke.“

„„Warum wollte er denn den jungen Mann so gern retten?““

„Nun, ich meine, er glaubte, der Tag sei unser und der Lieutenant sei ein zu netter Bursche, als daß man ihn für Nichts und wieder Nichts so rauh anfassen sollte. Zum Dank jagte ihm der Tollkopf eine Kugel in den Arm.“

„„Und doch schützte er ihn?““

„Ja, nicht anders. Habe nun unter manchem Capitän gedient, auf Schiffen, die auf Schmuggler und Sklavenschiffe kreuzten, selbst beim alten Burt, den die Seeräuber von Cuba den „Pulverhans“ zu nennen pflegten, aber nie sah ich einen bessern Befehlshaber auf'm Decke. Alles ist ihm gleich: s'mag nun heißen „scharf zu gesegelt“ oder „der Wind bläst auf eine Felsen-Küste“ — sei's, daß sie mit Kanonenkugeln von fern her Kegel spielen, oder im dichten Handgemenge auf einander loshämmern und klopfen, er bleibt so kühl und vergnügt, als hätte er frische Brise, eine ruhige See und der schwarze Cupido hätte zu Tische gepfiffen!“

„„Er ist ein braver Junge,““ sagte der Obrist und wischte sich eine Thräne aus den Augen, „„wir wollen sogleich alle Maaßregeln zu seiner Befreiung ergreifen. Ich will mich für seine Auswechselung beim Congreß verwenden

und mit den französischen Agenten in Neu-Orleans in Verbindung treten.""

Nach Beendigung der Mahlzeit überzeugte sich der Bootsmann, daß der Cider zu Mooshanne noch nichts von seinem Wohlgeschmacke verloren hatte, und daß Herrn Perrots Flasche ächten Cognac enthielt, worauf er etwas aufgeregt heim nach Marietta ritt.

Der Obrist wünschte, daß Reginald mit den Handelscompagnien am Mississippi unvorzüglich ein Geschäft abmachen sollte, das keinen Aufschub litt. Deshalb ward in Marietta ein großes Canoe ausgerüstet, welches sechzehn bis achtzehn Personen fassen konnte und hinlängliche Räume zur Aufbewahrung des Mundvorrathes und der Güter bot. Die Führung ward einem erfahrenen Reisenden anvertraut, der Baptiste mehr als einmal auf seinen Ausflügen nach dem obern Mississippi und den großen Seen begleitet hatte. Es war ein fester, entschlossener Mann, der durch seine Characterstärke wohl im Stande war, die rohen, derben Kerle in Ordnung zu halten, welche die Schiffsmannschaft bildeten. Er war in der wilden Gränzgegend geboren und erzogen, welche heut zu Tage den Staat Michigan bildet. Daher war er von Kindheit auf mit den Wäldern, Stromschnellen und Seen vertraut. Gegen die Sitte der Leute seines Schlages war er ernst und schweigsam; seinen Namen „Bärhaut" hatte er daher erhalten, daß er beständig eine Mütze von Bärenfell trug und sein Lager stets auf Bärenfellen nahm, er mochte in seinem Blockhause oder auf seinem Canoe sein. Sein eigentlicher Name war gänzlich verschollen und unbekannt. Seine vier stämmigen Begleiter verstanden sich wie die meisten Anwohner gleich gut aufs Rudern wie auf den Gebrauch der Rifle. Unter ihnen ragte Mike Smith's gigantische Gestalt hervor; der Obrist hatte sie sämmtlich auf sechs Monate um reichlichen Lohn in seinen Sold genommen. Herr Gustav

Perrot, dem die Obhut über die Geschenke für die Indianer, über die Kleider und das übrige Eigenthum seines Herrn anvertraut war, machte die Reise ebenfalls im Canoe. Reginald beschloß mit Baptiste die Reise durch das Territorium zu Pferde zu machen und nur das Nöthigste mitzunehmen.

Bärhaut sollte die ihm anvertrauten Briefe zu St. Louis abgeben und dort Reginalds Ankunft erwarten. Außer den Waffen und Mundvorräthen führte das Canoe: Pulver, Spiegel, Messerschmidtwaaren, bunte Kleider, Schminke und eine große Menge der verschiedenartigsten Glaskorallen. Unter dem freudigen Zurufe der auf dem hölzernen Molo vor David Muir's Niederlage versammelten Menge verließen sie Marietta. Letzterer bemerkte gegen den Bootsmann, der ihm zur Seite stand: „Meester Gregson, ich meene, die Karle wer'n genung zu dhun krie'n mit de rothhäutige Deibels da drübben übber'n Missisippi bei de wilde Trappers, wenn se'n paar Pälze heeme bringen woll'n! Dächte, der kümet mit 'rin, woll'n Schluck Cognac uff ihr Glück drinken!"

Obschon diese Rede des „Koopmanns" dem Bootsmann fast wie Griechisch oder Hebräisch klang, so verstand er doch die Einladung am Schlusse, die mit seinen Neigungen trefflich harmonirte; er nickte freundlich und das würdige Paar trat hinein in die Schenkstube. Sobald sie saßen, beeilte sich Jessie dem Vater des jungen Mannes, für den sie im Geheimen eine starke Partheilichkeit hegte, mit ungewöhnlich freudiger Rührigkeit, Cognac, Käse und Brodkuchen vorzusetzen. Sie trieb die Gastlichkeit sogar so weit, eine Flasche alten Madeira's aus Davids Lieblingswinkel im Keller zu holen, die sie mit großer Geschicklichkeit entkorkte und vor ihn hinpflanzte. Der lustige Seemann belobte seinen Wirth in seiner plumpen Weise wegen der Güte seines Getränkes und der Reize seiner Tochter. „Wahrhaftig, Master Muir," sagte er, „Jessie ist ein so hübsches, dralles Ding, als eine im

ganzen Territorium. Wär' ich ein zwanzig Jahre jünger, ich setzte alle Segel bei, um sie zu kapern."

In diesem Augenblicke trat sein Sohn aus der Niederlage herein, unter dem Vorwande mit David über den Verkauf einiger Güter zu sprechen, in Wahrheit aber, um einige Minuten lang in Jessie's Nähe zu weilen. Er hatte es nie gewagt ihr seine Liebe zu erklären, da ihre für reich gehaltenen Aeltern sicher die Tochter nur an einen der vornehmsten Bewohner von Marietta verheirathen würden. Seine Augen begegneten beim Eintritte denen Jessie's, die über Gregson's Compliment erröthet war.

„Heinz, mein Junge!" platzte der Seemann heraus, „Du kommst gerade recht. Ich habe mir eben ein Glas von Davids Bestem, dem 34er, eingeschenkt. Du mußt mit mir anstoßen! Sag' an, mein Junge, wem gilts? Die Flagge aufgehisst!"

„„Schämt Euch, Vater,"" sagte der Jüngling erröthend; „„wie mögt Ihr fragen, wenn Jessie neben Euch steht?""

„Der Junge hat Recht. Er soll die Gesundheit mittrinken. Nicht wahr, David?"

„„Ich meene, das braucht ihr ihm nicht zweimal zu heeßen! Jessie, gieb dem Burschen ein Glas.""

Auf das Geheiß nahm das Mädchen ein Glas vom Schenktisch und reichte es dem Jüngling. Wahrscheinlich, ohne es zu wollen und zu wissen, war er so ungeschickt statt des Glases ihre Hand zu ergreifen; zwar ließ er sie sogleich los, doch fühlte Jessie einen leisen, aber festen Druck, der sie noch mehr erröthen machte, so daß sie froh war, als auf einmal die schrille kreischende Stimme ihrer Mutter sie in die Niederlage rief, während der ehrliche Seemann diesen Ruf durch seinen Toast noch übertönte: „Hoch, Jessie Muir! Auf ein langes, glückliches Leben!"

Heinrich Gregson trank den Madeira, ohne zu wissen,

ob er süß oder sauer sei; die Berührung Jessie's hatte sein Blut in rasche Wallung gebracht. Er setzte sein Glas nieder und verließ eilig das Zimmer, sei es, daß er Jessie vielleicht flüchtig zu sehen hoffte, oder den glücklichen Moment träumerisch nochmals überdenken wollte.

Der Matrose setzte mit David die Sitzung fort, bis der Madeira geleert und der Cognac beträchtlich vermindert war. Ihre Unterhaltung war ohne Zweifel interessant und des Anhörens werth, allein da sie zu unserer Erzählung nicht weiter gehört, so verschweigen wir sie, wie ja täglich so vieles Schöne der Art der Vergessenheit anheim fällt.

Jetzt beschloß auch Reginald aufzubrechen; er wollte die lange Reise bis St. Louis in kleinen Tagereisen vollbringen, um Nekimi nicht zu ermüden, von dessen Stärke und Schnelligkeit oft sein Jagdglück bei den Osagen abhängen mußte. Jetzt war Baptiste in seinem Elemente; er packte einige Kleider und Vorräthe in ein paar geräumige, lederne Beutel, die er dem kleinen, starken und kräftigen Pferde überhing, das ihn bei mehr als einem entfernten Ausfluge begleitet hatte, und damit war er des Befehls zum Aufbruch gewärtig.

Der Abschied unseres Helden von seiner Familie war erschütternd. Lucy, zu deren Kummer sich dieser neue Schmerz gesellte, konnte sich kaum fassen. Tante Mary vergoß viele Thränen und mischte zu ihren Segnungen gute Rathschläge und mehrere unfehlbare Recepte zur Heilung von Schnitten, Beulen und Klapperschlangen-Bissen. Der Obrist drückte seinem Sohne mit verhaltener Rührung die Hand und hieß ihn sein Leben und seine Gesundheit nicht auf's Spiel setzen. Allein der Abschied von seiner schwer erkrankten Mutter war am härtesten. Zwar ließ sie sich ihre Schwäche nicht merken, doch ertheilte sie ihm tief gerührt mit so feierlicher Stimme beim Scheiden ihren Segen, als sollten sie sich disseits des

Grabes nicht wieder begegnen. Es bedurfte der ganzen Schönheit und Neuheit der Gegenden, durch die sie kamen, so wie aller seiner jugendlich lebendigen Frische, ehe er sich der Wehmuth erwehren konnte, die ihn beschlichen hatte, als er von einem Hügel herab einen letzten Blick auf Mooshanne warf. Das Feuer der Jugend siegte endlich, und fröhlich im Vorgefühle der wilden Abenteuer, die ihn erwarteten, spielte er mit Nekimi's Mähne.

Reginald hatte seine Rifle im Canoe fortgeschickt; er trug sein Jagdkleid von Wildhaut, das Hifthorn um die Schulter, und führte ein paar Pistolen in den Holftern; an seinem Gürtel hing ein Hirschfänger. Der stämmige Führer war schwerer bewaffnet: außer der langen Rifle, von der er sich nie trennte, führte er im Gürtel ein Jagdmesser und die große Axt, welche ihm bei einigen Indianer-Stämmen seinen Namen „Groß-Beil" verschafft hatte. Trotz der Last schritt sein kleines, unscheinbares Pferd munter und rüstig unter ihm einher. Bald führte sie ihr Weg durch die weiten Prairien, die sich noch heute in den Staaten Indiana und Illinois finden, bald durch die dichten Wälder und reichen Thäler, welche die verschiedenen, dem mächtigen Ohio zinspflichtigen Flüße bewässern. Der Führer erklärte Reginald überall die geheimen Merkmale der Indianer und der umwohnenden Waidmänner, auf welche sie in den Wäldern stießen. Wild war in Menge vorhanden. Abends machten sie Feuer und lagerten sich nach ihrem Mahle, das aus Wildpret bestand, unter eine alte Eiche oder unter einen Ahorn. Reginald's Körper härtete sich immer mehr für die Beschwerden ab, die ihn bei den Osagen und Delawaren erwarteten. Häufig trafen sie herumstreifende Jäger oder befreundete Indianer an und erreichten so, ohne wichtige Abenteuer nach einer ununterbrochenen Reise von zwanzig Tagen die Ufer

des Missisippi, wo sie nach St. Louis auf einer Fähre über setzten.

Sechzehntes Capitel.

Ethelston's Flucht aus Guadeloupe und deren Folgen.

Ein scharfer Ostwind trug Ethelston's kleinen Schooner pfleilschnell von den Küsten von Guadeloupe hinweg. Während der Nacht steigerte sich der Wind noch und wehete achtundvierzig Stunden unausgesetzt mit derselben Heftigkeit. Am dritten Tage hatte die „Seemöve“ — so hieß das Schiff — nach Ethelston's Log gegen fünfhundert Meilen in westlicher Richtung gemacht.

Ethelston hatte kaum einige Augenblicke des Schlafs und der Erholung genießen können, da das Wetter ungestüm war und er nur zwei Matrosen am Bord hatte. Jacob zeigte sich als ein tüchtiger Seemann, der jeden Befehl sofort vollzog; doch war er äußerst schweigsam und verschlossen, selbst gegen Cupido. Er allein bediente die Kranken und die Wärterin in der kleinen Cajüte. Der Wind ließ endlich nach und Ethelston erkundigte sich, wie der Kranke das Schwanken und Beben des Schiffes während des letzten Sturmes ausgehalten habe. Jacob antwortete, die See schiene ihm nicht zu schaden und der Capitän zog sich befriedigt in seine Cajüte zurück, wohin ihm Cupido alsbald folgte und die Thür sorgfältig hinter sich schloß. Sein Gesicht weissagte irgend etwas Unerwartetes.

„Was giebts, Cupido? Irgend ein verdächtiges Segel im Gesichte?“

„„Sehr verdächtig, Massa Ethelston,““ flüsterte der Schwarze grinsend. „„Und sehr verdächtige Güter an Bord!““

„Was meinst Du?“

„„Es ist nicht richtig. Der schweigsame Jacob und der kranke Junge mit seiner Wärterin, die Niemand sieht, mir nicht gefallen.““

„Wir können doch auf den Burschen nicht böse sein, weil er krank ist? Wenn der Wind anhält, so denke ich ihn bald, meinem Versprechen gemäß, sicher seinen Freunden in Neu-Orleans zu übergeben.“

„„Massa, das Ganze sein eine Teufelei. Da sein kein Kranker! Was kriechen der Jacob beim Aus- und Eingehen so umher und gucken und horchen und spioniren, wie die graue Katze des Obristen, wenn sie um die Rahmnäpfe schleicht? Cupido nicht viel wissen, aber kein Narr sein, nicht dumm machen lassen von so einem verdammten französischen Knicker und Massa Nichts vorlügen.““ Damit ging der Neger so still als er eingetreten war.

Nach kurzer Ueberlegung beschloß Ethelston das Geheimniß sofort zu ergründen und den Kranken zu besuchen. Leise klopfte er an die Thür; die Pflegerin antwortete von drinnen heraus, der Patient schlafe und dürfe nicht gestört werden. Entschlossen nicht länger in Ungewißheit zu bleiben, ging er aufs Verdeck und gebot Jacob, sogleich hinunterzugehen und seinen Besuch zum Abend, wenn der Kranke erwacht wäre, anzumelden.

Jacob gerieth in Bestürzung und stotterte etwas von „nicht stören.“

„Höre, Bursche, sagte Ethelston finster, „ich habe hier zu befehlen und lasse nicht mit mir spaßen. Du gehst täglich drei, viermal in die Cajüte, um ihn zu bedienen; also kann meine Gegenwart so gar gefährlich nicht sein. Ich wage es auf meine Verantwortung.“

Jacob verschwand; Ethelston schritt auf dem Verdecke auf und ab. Nach einer halben Stunde kam Ersterer

wieder und sagte: „Capitän, der junge Herr will Ihren Besuch nach Sonnenuntergang annehmen."

„„Sehr wohl,"" sagte dieser und setzte seine Wanderung fort.

Zur bestimmten Zeit stieg er hinunter und klopfte an. Die Wärterin, ein junges, farbiges Mädchen, öffnete und flüsterte ihm auf französisch zu: „Treten Sie ein, mein Herr, aber sprechen Sie sanft mit ihm, denn er ist sehr zart." Damit verließ sie die Cajüte und schloß die Thür hinter sich.

In der Dämmerung, die im Gemache herrschte, unterschied Ethelston auf dem Sopha eine schlanke, mit einem Mantel bedeckte Gestalt. Er trat näher und sagte artig: „Ich fürchte, junger Herr, Sie haben während des Sturmes viel zu leiden gehabt."

„„Ach nein, ich danke Ihnen,"" war die leise, kaum hörbare Antwort.

„Kann ich Etwas dazu beitragen, um Ihnen Ihren Aufenthalt an Bord zu verschönern?"

„„O ja!""

„Wodurch? Oder auf welche Weise? Ich habe versprochen, Alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen die Reise angenehm zu machen."

Eine Minute lang schien der Kranke mit einer verhaltenen Bewegung zu kämpfen. Dann warf er plötzlich den Mantel ab, sprang vom Sopha auf und — Nina stand vor ihm. „„Ja,"" rief sie, „„Sie haben es versprochen! Um Ihretwillen habe ich Haus, Heimath und Familie verlassen — was sage ich? — Nichts habe ich verlassen... Sie sind mir Heimath, Vaterland, Familie, Alles! Theurer, inniggeliebter Ethelston, dieser Augenblick macht alle meine Leiden wieder gut!"

Bei diesen Worten schlang sie die Arme um seinen Hals und verbarg ihr erröthendes Gesicht an seiner Brust.

Ethelston war so überrascht, daß er eine Zeitlang kein Wort hervorbringen konnte. Nina glaubte, er theile ihr Entzücken, und blickte mit liebeglühenden Augen zu ihm empor, während die schönen, schwarzen Locken nachlässig auf den blendenden Nacken herabfielen. „„O sprich nur ein freundliches Wort! Nein, brich lieber das holde Schweigen nicht! Laß mich hier ewig träumen!““

Ethelston erholte sich bald von seinem Erstaunen. Tugend, Stolz und Ehre verschlossen der Stimme der Leidenschaft sein Ohr. Fest und ruhig führte er sie wieder aufs Sopha und sagte ernster als sonst: „Nina, sie betrüben mich über alle Maßen. Sie hören nicht auf, ein Herz zu begehren, das mir nicht mehr gehört. Sie sind für mich nicht mehr die Nina, die ich auf Guadeloupe kannte — die liebevolle, freundliche, gelehrige Nina — nein, ein wildes, eigensinniges Mädchen, das treulos jene Zurückhaltung außer Augen setzt, die des Weibes größte Zierde ist. Nicht genug, daß Sie meine Gefühle verletzen ... Sie werfen auch einen Flecken auf meine Ehre ... unterbrechen Sie mich nicht ... Sie müssen die Wahrheit hören und ertragen lernen, so rauh sie Ihnen klingen mag. Ja, ich wiederhole es, Sie haben meine Ehre befleckt. Was wird Ihr ehrenwerther Vater von einem Manne denken, den er als einen Gefangenen, verwundet und leidend aufgenommen ... den er gastfrei und freundlich verpflegt ... und der alle seine Wohlthaten dadurch vergilt, daß er ihm seinen Liebling, die Zierde und den Segen seines Hauses stiehlt? Nina, das hätte ich nicht geglaubt! Ich habe jetzt die schmerzliche, aber heilige Pflicht zu erfüllen, Sie in die Arme eines beleidigten Vaters zurückzuführen. Ich hoffe es, er wird Ihnen vergeben, wie ich es thue. Bis dahin, Nina, leben Sie wohl!“ Nach diesen mit zitternder Stimme gesprochenen Worten verließ er bewegt die Cajüte.

So grünt der Fuß eines Vulkans; Blumen und Kräuter

lachen in der frischen Schönheit des Mais; üppige Weinreben verranken sich mit den weit verbreiteten Zweigen der Ulme; die Luft ist mit Düften geschwängert; das Gesumse der Bienen, das sanfte Murmeln eines rieselnden Baches dringt schmeichlerisch zum Ohre: plötzlich erwacht die schlummernde Gluth des Berges; der Krater ergießt flammend Schwefel und feurige Ströme... im Nu ist die eben erst fruchtschwellende, duftig blühende Stätte dürr, versengt, trostlos! So fühlte Nina, als sie ihre innige Liebe so von dem verschmähet sah, dem sie ihre Heimath, ihre Aeltern, ihren Stolz geopfert! Seele und Leib schien zerschmettert, vernichtet... sie sprach nicht... sie weinte nicht... ohne ein äußeres Zeichen ihres Schmerzes saß sie starr mit entfärbten Lippen, mit irrem Auge da...

Fanchette trat wieder ein und erschrak, als sie ihre Gebieterin in diesem Zustande sah. Kein Wort, keine Bewegung verrieth, daß sie das Mindeste von den dringenden Bitten, den stürmischen Fragen der Dienerin verstand. Nina ließ sich geduldig die Hände reiben und die Schläfe baden. Endlich brach sie in ein lautes, wahnsinniges Lachen aus, das bis zu Ethelstons Ohr drang und in seinem Herzen wiedergellte. Sogleich sprang er aufs Verdeck und gebot dem Schwarzen mit Fanchette vereint, Nina zu unterstützen. Dann lehnte er in tiefes Nachdenken versunken, die Arme in einander verschränkt sich über das Bollwerk hinaus.

Der Mond war aufgegangen; seine Strahlen versilberten die Wellen; kein flüchtiges Wölkchen verdunkelte den Glanz des Himmels; die ganze friedliche Natur schien ruhig zu schlafen. Und da drunten... wenige Schritte von ihm... welcher Sturm in der Brust der Jungfrau! Er schauderte, allein sein Gewissen sagte ihm, er habe recht gethan und träumend sah er deutlicher, immer deutlicher in den Strahlen des Mondes sich Lucy's theures Bild gestalten, wie es sich,

beifällig winkend zu ihm herüber neigte. Fest entschlossen gebot er Cupido, der am Steuer stand nach Osten umzulenken; Jacob erhielt in noch strengerem Tone den Befehl die Segel aufzuhissen und alsbald war der Schooner dicht beim Winde gehalt und segelte in gerader Richtung auf Guadeloupe zu.

Während dies an Bord der Seemöve geschah, war Capitän L'Estrange mit der Fregatte nach **Pointe à Pitre** zurückgekehrt. Wie groß war sein Schmerz, wie groß sein Zorn, als er die Flucht seines Gefangenen mit seiner Tochter, den Verlust seiner Yacht und zweier seiner Sklaven erfuhr!

Er schloß ganz natürlich, daß die Entflohenen den Weg nach Neu-Orleans eingeschlagen hätten und sandte daher schleunigst die „Schwalbe" nach, mit dem Befehle, sie durch List oder Gewalt zurückzubringen. Auch schrieb er an Obrist Brandon und schilderte ihm Ethelstons Verrath und Undank in den schwärzesten Farben, indem er zugleich die Aufforderung beifügte, als ein Ehrenmann die Verletzung des Gastrechts an dem Buben zu rächen.

Inzwischen bot Ethelston Alles auf, Guadeloupe [illegible] zu erreichen. Widrige Winde und die Hartnäckigkeit Jacobs, der die Wuth seines Herrn nicht mit Unrecht fürchtete, verzögerten die Ausführung seiner Absicht, obwohl er auf seiner Hut war und ihm das Steuer nie anvertrauete, als wenn er selbst auf dem Verdecke war. Nina lag die ganze Zeit über in wahnsinnigen Fieberphantasien. Er erkundigte sich fleißig nach ihr, ließ ihr alle nur mögliche Aufmerksamkeit erweisen, verharrte aber auf seinem Entschlusse, sie nicht wieder zu sehen.

Nach einigen Tagen — die Entfernung von Guadeloupe konnte nur noch gering sein — stieß der Schooner auf die „Schwalbe", die sogleich Jagd auf ihn machte.

Der Lieutenant kam mit acht Mann an Bord der „Seemöve", und ließ Ethelston sofort ergreifen und streng bewachen und die beiden Schwarzen fesseln. Vergebens machte

der junge Mann, beleidigt gegen eine so harte Behandlung, Vorstellungen. Der Offizier ließ sich auf keine Erörterung ein, sondern ließ die Gefangenen, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, auf die „Schwalbe" bringen.

Nach der Ankunft zu Pointe à Pitre wurde Jeder besonders eingekerkert, während Nina nicht ohne viele Gefahr in ihr früheres Gemach gebettet wurde. Die Fiebergluth schien das Gehirn des armen Mädchens angegriffen zu haben. In irrem Wahnsinn sang sie abgerissene Strophen aus alten Liedern und erzählte ihrer Umgebung, ihr Geliebter besuche sie oft, allein er sei unsichtbar; dann glaubte sie sich wieder auf einem Schiffe und frug nach der Richtung des Windes und nach der Entfernung von der Küste. Bisweilen forderte sie wohl auch eine Guitarre und wollte ihnen Lieder vorsingen, welche die Fische gern hörten, denn sie sei eine Nixe.

Der trostlose Vater saß oft neben ihrem Lager und lauschte auf diese wilden Fieberphantasieen, bis ihn die Verzweiflung aus dem Zimmer trieb, wo er sich in Verwünschungen Ethelstons, des undankbaren Verräthers, Luft machte. Er konnte es nicht über sich gewinnen, ihn zu sehen; denn „er müßte ihn ermorden," sagte er. Eines Tages schrieb er indessen an seinen Gefangenen folgende Zeilen: „Ein Vater, dessen Zorn noch größer als selbst sein Schmerz ist, wünscht zu wissen, womit Sie die Sie treffende Anklage entkräften und widerlegen können — die Anklage, zum Lohne treuer Güte und Gastfreundschaft, seine Sklaven und seine Yacht geraubt, seine Tochter entführt und dem Tode geweihet zu haben."

Ethelston las in der dunkeln Einsamkeit seines engen Kerkers wiederholt dieses Schreiben. Lange war er wegen der Antwort in Verlegenheit. Er fühlte L'Estrange's Schmerz und war zu stolz und zu edelmüthig, als daß er sich durch die Erzählung des Hergangs hätte rechtfertigen wollen. Wenn gleich durch ein mit Jacob und Fanchette ein=

zeln angestelltes Verhör, worauf er hätte dringen können seine Unschuld und der ihm gespielte Betrug klar geworden wäre, so mochte er doch die Delikatesse nicht verletzen, die Nina selbst vergessen hatte, und zu der Last ihres schweren Schmerzes auch keinen Gran mehr dadurch hinzufügen, daß er sich von dem Verdachte reinigte. Er antwortete daher ganz kurz:

„Mein Herr!

Ihre Worte, so hart sie sind, wären nur zu gerecht, wenn ich des Verbrechens schuldig wäre, dessen Sie mich bezüchtigen. Gott im Himmel, der in unseren Herzen liest, ist unser Aller Richter. Bin ich des Verbrechens schuldig, so wird er mich durch Gewissensbisse entsetzlicher martern und einen beleidigten, mit Recht entrüsteten Vater schärfer rächen, als er selbst in seinem Zorne wünschen könnte. Bin ich es aber nicht, so wird er dereinst meine Unschuld an den Tag bringen und zu Ihrem schweren Kummer auch noch das Bedauern hinzufügen, so ungerecht des niedrigsten Undanks angeklagt zu haben

Ihren

Diener und Gefangenen

E. Ethelston."

Nach Empfang dieses Briefes, in welchem sich das ruhige Bewußtsein der Unschuld aussprach, war L'Estrange's Glaube an seine Schuld etwas schwankend geworden. Wäre er auf den Einfall gerathen, an die Theilnehmer seiner Flucht einige Kreuz- und Queer-Fragen zu richten, er würde die Wahrheit entdeckt haben; allein er war zu aufgeregt, als daß er besonnener Ueberlegung fähig gewesen wäre. Daher zerriß er das Schreiben, trat es wüthend mit Füßen und rief: „Der schändliche Heuchler! Will er mich auch so mit Worten abspeisen, wie er meiner armen Nina Frieden vergiftet hat?"

Die Krankheit Ninas nahm jetzt einen andern Character

an. Die fieberische Aufregung, das wilde Phantasiren hörte auf. Eine Schwäche und eine allmälige Abzehrung trat ein, die die Kunst der Aerzte zu Schanden machte. Ein so dumpfer Starrsinn, eine solche Theilnahmlosigkeit hatte sich ihrer bemächtigt, daß selbst der Vater nicht wußte, ob sie ihn erkenne oder nicht. Dieser Zustand hielt mehrere Tage an; endlich eröffnete der Arzt L'Estrange, es sei keine Hoffnung mehr, Nina zu retten; er müsse sich auf das Schlimmste gefaßt machen.

Die sonst so gleichgültige Mutter Ninas selbst war durch die Besorgniß aus ihrer Apathie aufgestachelt worden und wachte mit unermüdeter Sorgfalt am Krankenlager. Endlich sank Nina in einen ruhigen Schlaf; ihre Eltern faßten schon Hoffnung und erlaubten sich einige Stunden der langentbehrten Ruhe.

Am nächsten Morgen erwachte Nina; ihr Auge blickte nicht mehr irr und leer um sich; eine leichte Röthe färbte ihre Wangen. Leise, aber vernehmlich rief sie ihren Vater an ihr Lager. Mit unnennbarem Entzücken bemerkte er diesen Dämmerschein der wiederkehrenden Vernunft. Seine Freude war von kurzer Dauer. Nina winkte ihm, näher zu treten und sagte: „Gott sei Dank, daß ich noch Deinen Segen, Deine Verzeihung erflehen kann, theurer Vater!" Hier hielt sie ein und strich mit der abgemagerten Hand über die Stirn. Dann fuhr sie fort: „Ja, jetzt entsinne ich mich! Der Orangenhain — die Flucht — das Schiff — die letzte Begegnung — Oh! Wo ist er... wo ist Ethelston!"

„„In sicherer Verwahrung,"" antwortete L'Estrange mit kaum verhaltener Wuth. „„Er soll seiner Strafe nicht entgehen. Der Schurke soll die Schwere meines gerechten Zornes —""

„Halt ein, Vater," rief Nina, indem sie sich mit ungeheurer Anstrengung im Bette aufrichtete und convulsivisch sei-

nen Arm ergriff, „verfluche ihn nicht! Mich allein treffe Dein Zorn! Höre mich ohne Unterbrechung an... meine Stunden sind gezählt... meine Kraft ist fast erschöpft."

Nun erzählte sie ihm mit schwacher Stimme Alles — ihre Liebe, ihren Betrug, ihre fortgesetzten Versuche ein Herz zu gewinnen, das einer Andern schlug.

„In dieser ernsten Stunde betheure ich feierlich," schloß sie und sank erschöpft auf ihr Kissen zurück, „er hat nie von Liebe mit mir gesprochen, mich stets nur gewarnt, berathen wie ein Vater... ach, ich nahm seinen Rath nicht an... sein Bild erfüllte meine Gedanken, beherrschte meine Gefühle, mein ganzes Selbst... beherrscht sie noch jetzt... laß mich in Frieden sterben: umarme ihn als Sohn, als Freund..."

Kaum konnte L'Estrange seine Bewegung bemeistern. Nach kurzem Schweigen erwiederte er: „„Mein armes Kind, Du träumst noch, fürchte ich. Nur erst vor einigen Tagen warf ich ihm brieflich seine Schurkerei vor; seine Vertheidigung war nur eine scheinheilige, leere Ausflucht!""

„Was?" frug Nina schwach.

L'Estrange wiederholte ihr die Worte des Briefes; ein mildes Lächeln flog über ihre Züge; sie faltete die Hände und sagte: „Das sieht ihm ähnlich... o, mein edler, hochherziger Freund... Vater, Du bist blind; er mochte sich nicht durch die Schande Deiner Tochter entschuldigen... Frage Fanchette... Jacob... sie wissen's nur zu gut... zweifle nicht, Vater... Bei dem Gotte, vor dessen Thron ich zu erscheinen eile: ich rede die Wahrheit; versüße mir die letzten Augenblicke und bewillige meine Bitte..."

L'Estrange erhob sich mit abgewandtem Gesichte und befahl Ethelston unverzüglich herbeizurufen. Eine lange Pause erfolgte. Nina betete leise; ihr Vater bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und kämpfte heftig mit sich, um seine Festigkeit wieder zu erringen. Ethelston trat ein; er wußte

zwar von Ninas Krankheit, aber Nichts von der Gefahr, in welcher sie schwebte. Unwillig über die ihm widerfahrene, unverdiente Behandlung und nicht ahnend, wozu er hier erscheine, frug er kalt und stolz nach Capitän L'Estrange's Befehlen. Verzweifelnd zeigte der unglückliche Vater, unfähig ein Wort zu sprechen, auf die leblose Gestalt seiner Tochter.

Ein Blick erklärte ihm Alles. Er eilte auf den Capitän zu, ergriff seine Hand, die er herzlich schüttelte und sagte tiefbewegt von der ungeahneten, entsetzlichen Prüfung, die ihn betraf: „Vergeben Sie... daß ich so gesprochen; ich wußte ja Nichts, ich ahnete ja Nichts!"

Die Todesblässe der Stirn Ninas stach sonderbar von ihren schwarzen, in Unordnung gerathenen Locken ab; die langen Wimpern waren geschlossen; die Wangen glüheten auf einige Augenblicke ätherisch in hektischer Röthe; die Lippen waren farblos, die dünnen, welken Finger sanft auf der Brust gekreuzt. Alles dies gab ihr einen Anflug von so überirdischer Schönheit, daß Ethelston, der mit starren, feuchten Augen sie betrachtete, schon zu zweifeln anfing, ob der Geist noch in seiner lieblichen Hülle wohne? Da schlug Nina die Augen auf; ihr Blick begegnete dem Ethelstons. Ein süßes Lächeln umspielte ihren Mund und ihre Wange röthete sich in wärmerer Gluth; sie streckte die Hand gegen ihn aus: „Können Sie mir vergeben?"

Sprachlos drückte er ihre Hand an seine Lippen. „Ich habe mich an meinen Eltern sehr versündigt," fuhr sie fort, „noch mehr aber an Ihnen! Dank sei dem Himmel... daß er mir diese kurze, aber kostbare Stunde zur Sühne gewährte... Sie haben mich oft Freundin, oft Schwester genannt... Sein Sie mir jetzt ein Bruder!... Theurer Vater, wenn Deine Liebe meinen Fehltritt überlebt hat... wenn Du wünschest, daß Dein Kind ruhig sterbe... dann

umarme ihn als Freund ... und mache Du mein Unrecht an ihm wieder gut."

Die beiden Männer sahen einander schweigend an; die Rinde thauete von ihrem Herzen. Sie umarmten sich herzlich; Ninas Auge erglänzte freudig. „Gott sei Dank!" murmelte sie schwach. „Laß nun meine Mutter kommen... und mich segnen."

L'Estrange ging, um seine Gemahlin herbeizuholen, die fast unfähig war, eine solche Scene zu ertragen. „Theurer Ethelston!" fuhr Nina fort, „sprechen Sie nur ein Wort. Meine thörichte Leidenschaft, die Eifersucht, die meinen Busen erfüllte, ist erloschen. Meine Liebe... bleibt hier... ewig. Freund, Rathgeber, Bruder... zürnen Sie mir nicht, daß ich Sie jetzt so nenne?!"

Noch immer unfähig zu sprechen, drückte er wiederholt ihre welke Hand an seine Lippen. Eine Thräne fiel darauf, die der Kranken bewies, daß es nicht Theilnahmlosigkeit sei, die seine Zunge fesselte.

Jetzt trat L'Estrange mit seiner Gemahlin ein, die zwar ein schwaches, thörichtes Weib, aber deren Herz für Muttergefühle nicht erstorben war, wie ein so ernster Auftritt sie erwecken mußte. Sie weinte lange und heftig an dem Lager ihres sterbenden Kindes; vielleicht, daß das Bewußtsein, durch Vernachlässigung der Erziehung zu den Leiden ihrer Tochter beigetragen zu haben, ihren Schmerz noch mehr verbitterte. Aus Furcht, daß die ungemeine Aufregung ihrer Mutter Ninas schwache Kraft vollends erschöpfen möchte, bat Ethelston den Capitän, sich mit seiner Gemahlin ins anstoßende Zimmer zu verfügen; dann flüsterte er der Leidenden Etwas ins Ohr. Ein mildes Lächeln umspielte ihren Mund, als sie erwiederte: „Ja, ohne Verzug."

Er folgte den betrübten Aeltern, indem er dem Priester, der unter der Thür wartete, winkte, näher zu treten und die

Pflichten seines heiligen Amtes zu erfüllen. Nach Beendigung der Beichte Ninas trat Ethelston mit dem Vater wieder ein; die trostlose Mutter hatte auf ihr Zimmer gebracht werden müssen.

„Vater," sprach Nina matt, „ich habe mich mit dem Himmel versöhnt... Laß mich hier... auf Erden... noch eine Bitte an Dich richten, eine Bitte um Vergebung!"

„„Sprich sie aus, meine Tochter; sie ist Dir schon bewilligt.""

„Verzeihe um meinetwillen Jacob und Fanchette; sie haben sehr gefehlt, allein ich habe sie dazu bewogen."

„„Ich werde sie nicht bestrafen,"" sagte der alte Seemann weich. Tief gerührt flüsterte Ethelston ihr zu: „„Gesegnet sind, die da Frieden stiften; sie sollen Gottes Kinder heißen.""

Dankbar drückte ihm Nina die Hand und fuhr zu L'Estrange gewendet fort: „Vater... laß sie einander heirathen!... Ich weiß, sie lieben sich... die sich lieben, sollten... verbunden werden!..." Ihre Stimme ward schwächer und schwächer; noch einmal schlug sie die dunkeln Augen auf und blickte Ethelston an; ihre Augen strahlten in übernatürlichem Glanze. „Auch Sie... werden heirathen; aber Niemand wird sie lieben... wie Ihre Schwester... näher... immer näher... lassen Sie mich Ihren Odem fühlen... Vater, lege Deine Hand in die seinige... so!... O, dieser Tod... ist Para......"

Nina war nicht mehr. Noch immer spiegelte sich das himmlische Lächeln in ihren Zügen, welches ein Abglanz des Paradieses zu sein schien, das sie zu nennen sich bemühete, als der Tod sie überraschte. Ihr irdischer Schmerz war vergangen; erschöpft sank der verwaiste Vater in Ethelstons Arme.................................

Siebzehntes Capitel.

Ausflug auf die Prairie. Reginald und seine Begleiter stoßen auf einen alten Jäger.

Reginald war mit Baptiste und seinen treuen Begleitern zu St. Louis eifrig beschäftigt, den Antheil des Obristen an dem Rauchwerke, welches die zum Theil von ihm besoldeten Trapper im vergangenen Jahre eingebracht hatten, zu verkaufen. Bald hatte er auch ohne große Schwierigkeit einen vortheilhaften Handel mit zwei thätigen Kaufleuten abgeschlossen, die bei ihren ausgedehnten Verbindungen hoffen durften, das Pelzwerk mit Gewinn wiederzuverkaufen.

Nach Beendigung dieses Geschäfts verzögerte Reginald seine Reise in das Gebiet der Osagen nicht länger. Perrot, Bärhaut und die Uebrigen waren mit dem Canoe ebenfalls eingetroffen. Von St. Louis aus sollte die Reise zu Lande vor sich gehen; daher kaufte Reginald Reitpferde für seine Begleiter, so wie auch sechs Packpferde und ebenso viele Maulthiere, um das Gepäck, den Schießbedarf und die für die Indianer bestimmten Geschenke zu transportiren. Außerdem nahm er noch vier canadische „Buschläufer"*) in seinen Dienst, die die Sorge für das Gepäck übernehmen sollten. So bestand denn die Gesellschaft, als sie nach Verlauf einer Woche aufbrach, aus zwölf Mann. Selbst der schweigsame „Bärhaut", der in Abwesenheit Reginalds und Baptiste's, seines Lieutenants, den Oberbefehl übernehmen sollte, gestand ein, er habe nie einen so wohl ausgerüsteten Zug gesehen.

An einem herrlichen Morgen verließen sie St. Louis und folgten einem breiten Wege durch die tiefen Wälder von Missouri, die sich bisweilen lichteten und einen Blick auf die Prai-

---

*) Siehe oben, pag. 51.

tien verstattete. Diese erstreckten sich gegen den Osage-Fluß hin, der von Südwesten nach Nordosten strömt und sich in den Missouri ergießt. Hier war jüngst ein Handelsplatz eröffnet worden. Keiner war so übermüthig als Perrot, der auf einem kleinen, aber muthigen und kräftigen Mestang-Pferde *) neben dem riesigen Mike Smith einhertrabte. Wenn dieser auch — was selten der Fall war — die Spöttereien, die Perrot in gebrochenem Englisch an ihn richtete, verstand, so nahm er doch keine Notiz davon.

Der Monat Mai ging zu Ende; Wald und Prairie waren in die schönsten und mannigfaltigsten Farben des Früh-Sommers gekleidet. Das Gras, über welches sie in den verschiedensten Windungen eilten, war weich und elastisch. Je mehr sie sich von den um St. Louis herum zerstreueten Ansiedlungen entfernten, desto häufiger wurden die Fährten des Wildes. Deshalb ließ Reginald Halt machen, um das Nachtlager hier abzuhalten. Während der Vorbereitungen dazu ging er mit Baptiste, um ein Wild zur Mahlzeit zu schießen. Nach kurzem Umherstreifen kehrten sie mit einem saftigen Rehrücken zurück. Ein großes Feuer ward angezündet, der Feldkessel und andere Kochgeschirre sofort herbeigeschafft und die Gesellschaft ließ sich nieder, um zum ersten Male in den Wildnissen von Missouri zu Nacht zu speisen.

Perrot war jetzt ganz in seinem Elemente. Der aromatische Kaffee, das saftige, duftige Wildpret und die Kuchen, die er bereitete, machten ihn zum allgemeinen Liebling Aller, die nie so gut gegessen und getrunken hatten. Seine gute Laune war ebenso unerschöpflich, als sein Koch-Genie erfinderisch. Die Reisenden waren fast geneigt, seiner Prahlerei

---

*) Mestangs nennt man die von einem wilden und einem zahmen Pferde stammende Race. Man trifft sie bisweilen bei den Kaufleuten zu Santa-Fé an.

Glauben zu schenken, daß, so lange sie noch eine Büffelhaut oder einen alten Mocassin übrig hätten, es ihnen nie an einer guten Mahlzeit mangeln sollte.

Nach dem Abendessen rauchten sie gemächlich eine Pfeife und schritten dann zum Nachtlager. Auf Baptiste's Rath hatte Reginald beschlossen, seine Begleiter gleich anfangs an Manches zu gewöhnen, was späterhin zu ihrer Sicherheit geschehen mußte. Eine regelmäßige Wache ward organisirt, die Pferde angebunden, und Jeder legte sich mit dem Jagdmesser im Gürtel und der geladenen Rifle an der Seite zur Ruhe nieder. Das Gepäck ward so aufgeschichtet, daß es eine Brustwehr bildete, hinter der sie im Falle eines unerwarteten Angriffes hervorschießen konnten. Alle, außer die zur Wache beorderten, hüllten sich dann in ihre Decken oder in Büffelhäute und schlummerten, die Füße gegen das Feuer gekehrt, sanft, wie auf Dunen ein.

Zwei Tage hindurch setzten sie ihre Reise in nordwestlicher Richtung fort. Wild war im Ueberflusse vorhanden und Herrn Perrots Geschicklichkeit fand täglich Gelegenheit, sich an Truthähnen und Prairiehühnern zu erweisen. Am dritten Tage ritten sie langsam durch ein waldiges Thal, als unfern ein lauter Schuß fiel. Reginald, der sich vergewissern wollte, ob Weiße oder Indianer in der Nähe jagten, schlich mit Baptiste dem Orte zu, woher der Schall kam; die Uebrigen machten einstweilen Halt. Unbemerkt näherten sie sich zwischen den Bäumen hindurch, wo dichtes Gras sproßte, der Stätte, und ein Rauchwölkchen, welches aus dem nahen Dickicht emporwirbelte, diente ihnen als Führer. Kaum hatten sie Zeit sich in einem Sumak=Gebüsche zu verbergen, denn zwischen dem Gezweige hindurch sahen sie den unbekannten Schützen, einen tüchtigen Rehbock nach sich ziehend, aus der Waldung hervorkommen. Es war ein kräftiger Mann, Baptiste, selbst in der Kleidung, nicht unähnlich, nur noch mehr von der

Sonne gebräunt und verwitterter, als der treue Führer. Der Fremde zählte etwa funfzig Jahre; das ergraute Haar wehete spärlich um seine Schläfe; in seinen Mienen lag Kühnheit und Entschlossenheit; das Auge war hell und klar wie das eines Jünglings. Er lehnte die Rifle gegen einen Stamm und begann das Thier zu betasten und zu befühlen, um zu sehen, ob es feist und stark sei. Das Resultat seiner Untersuchung schien befriedigend zu sein, denn er wischte sich den Schweiß von der Stirn und brummte wohlgefällig lächelnd, halblaut vor sich hin: „Man findet jetzt nicht alle Tage so 'nen Rehrücken im alten Kentucky — mit ihren Hunden, ihrer Schweinemast, ihren Umhegungen und ihrem Ausroden und wie die verfluchten Dinger alle heißen, haben sie alles Wild aus dem Lande getrieben, und wenn auch das nicht, so läuft sichs doch alles Fett herunter, so daß es höchstens taugt, so 'nen schachernden, weichlichen Städter zu sättigen, der einen auserlesenen Rehbock nicht von einem Lancaster-Schafe unterscheiden kann."

Nun streifte der ergraute Jäger die Aermel auf und begann seine Beute mit einem Geschick und einer Eile zu enthäuten und aufzubrechen, daß man sogleich den Meister im edeln Waidwerk erkannte. Reginald, der ihm mit Baptiste schweigend zusah, bemerkte an dem vergnügten Blinzeln des Führers und an den Verzerrungen seines Mundes, daß diesem der unbekannte Jäger nicht fremd war. „Ein alter Bekannter von Dir," flüsterte er ihm zu, „nicht wahr?"

„„Ja, hätten Sie ein paar von den Jahren, die Sie drüben auf den Schulen vergeudet haben, in Kentucky zugebracht, so würden Sie ihn ebenfalls kennen. Aber wir wollen hervortreten und ihn begrüßen. Wenn er auch gerade kein Freund der Gesellschaft ist, so ist er doch nicht der Mann, einem alten Freunde, dem er einst die Hand gedrückt hat, den Rücken zuzuwenden.""

Ehe Reginald nach dem Namen des Fremden fragen konnte, trat Baptiste aus seinem Verstecke auf die Lichtung hinaus und sagte laut: „Ein auserlesener Rehbock, Obrist! Ich sehe, Deine Hand ist noch sicher wie sonst.“

Bei den ersten Worten dieser Anrede flog über die Züge des Jägers ein Schatten des Unmuths. Als er aber den Sprecher erkannte, verschwand dieser augenblicklich und er erwiederte: „Ah, Baptiste, mein alter Freund, bist Du's? Was jagst Du hier herum?“

Dabei schüttelte er die harte Hand des Führers so herzlich, daß man sah, Letzterer sei ihm in der That willkommen.

„Was mir vor's Rohr kommt, Obrist. Ich begleite diesen jungen Herrn, dessen Vater, den Obrist Brandon, Du recht gut gekannt hast. Ich denke, Herr Reginald, Sie werden entzückt sein, die Bekanntschaft des Obristen Boone zu machen, wenn Sie gleich am Wenigsten ihn auf diesem Winkel der Erde zu treffen erwarteten.““

Bei Nennung dieses Namens griff Reginald instinctmäßig nach der Mütze und nahm sie mit den Worten: „Ich freue mich, den gefeierten Daniel Boone anzutreffen, dessen Name jedem Jäger im Westen so bekannt ist, als der Washingtons und Franklins in unsern Städten,“ ehrfurchtsvoll ab.

„Mein junger Freund,“ sagte der Obrist vergnügt lachend, „Ich bin herzlich erfreut, Ihres Vaters Sohn zu sehen, aber bringen Sie mir nicht die Stadtmoden in die Wälder. Schmeicheln Sie einem alten Bärenjäger nicht mit süßen Redensarten.“

„„Das ist keine Schmeichelei, Obrist. Baptiste hier hat mir tausendmal von Ihnen erzählt und ebenso oft gesagt, es lebe kein besserer Jäger und kein besserer Mann. Sie kennen ihn ja, wie es scheint, schon lange und werden also wissen, ob er ein Schmeichler sei, oder nicht.““

„Das war nun gerade damals seine Sache nicht, ich gestehe es ein, als wir Beide zusammen in Kentucky Bären jagten. Ist das da in Deinem Gürtel nicht dieselbe Axt, Baptiste, womit Du der alten Bärin den Garaus machtest, der es nicht gefiel, daß wir ihr ein paar Junge niedergeschossen hatten? Sie war nicht artig genug, uns Zeit zu geben, noch einmal zu laden. Als Du ihr den Schädel zerschmettertest, spielte sie höchst unzart mit dem Kolben meiner Rifle. Ach, damals war's ein hübsches, ruhiges Land!" fuhr der Obrist fort; „Nichts störte uns... Höchstens balgten wir uns immer 'mal ein Bischen mit den Indianern, bis die Browns und die Fraisers und die Mickleham's und der Teufel weiß, wer sonst noch, hereinkamen und sich ansiedelten. Mit ihren höllischen Pflügen, mit ihren Umfriedigungen und Mühlen haben sie die Jagd ganz und gar verdorben. Ich blieb so lange es ging, denn ich hatte so 'ne gewisse Anhänglichkeit. Zuletzt konnte man aber keine drei Meilen mehr gehen, ohne auf ein Blockhaus, oder auf einen gerodeten Fleck zu treffen; drum sagt' ich zu mir: „Obrist, mache Dich je eher je lieber von hier fort!"

„„Gut, Obrist,"" sagte Baptiste, „„ich hörte, Du seiest aus Kentucky weiter nach Westen gezogen; ich glaubte aber nicht, daß Du über den großen Strom gegangen seiest.""

„Bin auch erst seit dem vergangenen Herbste hier. Da ich fand, daß die Ansiedler und die Squatters mir immer auf den Fersen waren, so sehr ich auch eilte, so beschloß ich, ihnen ein für allemal zu entgehen und eine Gegend aufzusuchen, wo ich mit dem Wilde gemächlich und ungestört leben könnte."

„„Da wir uns zufällig hier getroffen haben,"" sagte Reginald, „„so werden Sie es hoffentlich nicht ausschlagen, mit uns zu speisen. Meine Leute lagern unfern mit dem Ge-

päcke. Obrist Boone's Gesellschaft wird ihnen Allen erfreulich sein.""

Der Obrist ließ sich nicht nöthigen; Baptiste belud sich mit dem Wildpret und bald erreichte Reginald seine Begleiter, bei denen der Name „David Boone" hinreichte, um seinem Inhaber den herzlichsten Empfang zu verschaffen. Perrots Talente wurden sofort in Anspruch genommen. Während das Wild und das Geflügel an einem gewaltigen Feuer schmorten, bereitete der unermüdliche Franzose heiße Maiskuchen und Caffee als außerordentliche Zugabe.

Nach Obrist Boones Aussage hatten mehrere Trupps Indianer letzthin in der Nähe gejagt. Nach seiner Beschreibung waren die Meisten freundschaftlich gesinnt und Blei und Pulver gegen Felle und Fleisch einzuhandeln gewillt; sie gehörten, wie er glaubte, zu den Konsas, einem vormals mächtigen Stamme, welcher am Flusse gleiches Namens, der in den Missouri fällt, etwa fünfundzwanzig (deutsche) Meilen nordwestlich von dem Lager Reginalds wohnte. Die Blattern und die Einfälle der Pawnees*), eines zahlreichern und kriegerischen Stammes, dessen Dörfer etwa hundert englische Meilen weiter hinauf an demselben Strome lagen, hatten ihre Anzahl vor Kurzem sehr vermindert.

Die Umgegend war reich an Elennthieren, Rothwild, Bären und Truthühnern; der Biber und der Büffel waren schon selten; die Nachfrage nach ihren Fellen war zu stark gewesen. Nach ein paar angenehm verplauderten Stunden warf der

---

*) Die Pawnees haben sich in den letzten Jahren an den Ufern des Nebreska oder Platte River viele hundert englische Meilen nördlich von dem im Texte genannten Orte jeden Winter niedergelassen. Zu der Zeit, in die unsere Erzählung fällt, wohnten sie am Konsas, wo man noch die Ruinen ihres Hauptdorfes unterscheidet.

alte Jäger seine treue Rifle über die Schulter, wünschte Reginald eine glückliche Jagd, drückte seinem alten Kameraden Baptiste die Hand, und schlug sich dann nördlich durch den Wald, seinem jetzigen Aufenthalte zu, den er noch vor Sonnenuntergang zu erreichen hoffte.

Als er in dem Schatten des Waldes verschwand, grunzte der Führer etwas, wie er unbewußt zu thun pflegte, wenn ihn etwas drückte. Daher sagte Reginald zu ihm: „Baptiste, ich freue mich, Daniel Boone gesehen zu haben; ich habe mich in meiner Erwartung nicht getäuscht; er ist, wie ich ihn mir vorstellte."

„„Man sieht nicht alle Tage seines Gleichen. Er schwatzt gerade nicht viel, sucht auch keinen Streit ohne Grund, aber wenn er einmal aufgebracht ist, oder wenn sein Freund in einer Klemme steckt, dann muß man ihn rasen sehen.""

„Ja, er hat einen ruhigen, entschlossenen Blick. Ich will bei einer Gefahr lieber einen solchen Mann um mich haben, als drei oder vier solcher Brauseköpfe und Schreier."

Dabei fiel sein Auge unwillkürlich auf die riesige Gestalt Mike Smiths, der gegen einen umgestürzten Baumstamm lehnte und ruhig seine Pfeife rauchte. Baptiste errieth aus der Richtung seiner Augen seinen Gedanken und lächelte schweigend. Bald darauf setzten die Reisenden ihren Weg fort.

Am folgenden Tage gelangten sie an einen Punkt, wo sich die Fährte in zwei Richtungen trennte; die eine nordwestliche, breitere und betretnere führte zu einigen zerstreuten Ansiedlungen auf der Südseite des Missouri und zu der Fähre und dem Handelsdepot an der Mündung des Konsas in denselben; die südwestliche, wenig betretene, zu einem Arme des Osage-Flusses, wo die vereinigten Osagen und Delawaren lagerten, die sie suchten. Letzterer etwa funfzig englische Meilen folgend, kamen sie auf einen Fleck, der bei den Jägern unter dem Namen „Elk-Flats" (Elends-Fläche) bekannt ist.

Hier hatte der Grand River (große Fluß), ein Arm des Osage, eine Furth, welche sie glücklich passirten. Nur Perrots Pferd that einen Fehltritt und gerieth in eine Stromschnelle. Das Thier schwamm muthig hinüber ans Ufer, aber der Franzmann umklammerte mit beiden Händen einen alten Zacken, der mitten im Wasser festlag. Obwohl er Grund hatte, getraute er sich doch nicht loszulassen, aus Furcht, daß ihn der Strom fortführe, da er ein schlechter Schwimmer war. Seine Angst und sein Geschrei erheiterten die ganze Gesellschaft. Endlich ritt Reginald mit Nekimi wieder ins Wasser zurück, hieß Perrot fest die Mähne des Thieres fassen und brachte ihn glücklich ans Land, wo er bald selbst über seinen Schrecken noch lauter als die Uebrigen lachte. Jetzt standen sie auf dem Gebiete der Osagen. Noch hatten sie nicht mit den Häuptlingen geraucht; daher mußten sie Nachts ihre Wachsamkeit verdoppeln, um ihr Lager und ihre Pferde vor einem möglichen Angriffe von Kriegern oder Pferdedieben zu sichern.

Indessen ging die Nacht ruhig vorüber. Am nächsten Mittag erreichten sie einen frühern Lagerplatz der Osagen, unfern von ihrem jetzigen Dorfe. Baptistes Aufmerksamkeit richtete sich plötzlich auf einen nahen Ahornbaum, in dessen Rinde seltsame Zeichen roh eingeschnitten waren; in einer Gabel des Baumes, welche zwei Aeste bildeten, steckten drei Pfeile und ebenso viele Büschel von Roßhaaren. Der Führer prüfte Alles genau, legte es sorgfältig wieder an denselben Ort und erkärte dem verwunderten Reginald, drei Krieger von den Osagen hätten in der vergangenen Nacht einen Kriegszug gegen die Konsas unternommen und diese Merkmale hinterlassen, um ihren Stammgenossen ihren Plan und den Weg, den sie eingeschlagen, anzuzeigen. Dann hieß Baptiste Reginald hier warten, bis er von einem der „Buschläufer“ begleitet, den Osagen seine Ankunft angezeigt habe, da es ge=

gen die Gesetze Indianischer Etiquette sei, daß ein großer Mann unangemeldet unter sie trete.

Achtzehntes Capitel.

Reginald erreicht mit seinen Begleitern das Lager der Indianer.

Der Führer schritt mit seinem Begleiter langsam auf einem betretenen Pfade durch ein dicht bebüschtes Thal, welches ein Arm des Grand River bewässerte, fort. Endlich führte sie der Pfad auf einen sanft aufsteigenden Hügel hinaus, wo die Prairie und das Lager der Indianer an den Ufern eines Flüßchens, welches sich zwischen den Urstämmen verlor, die den Lauf des Hauptstromes andeuteten, offen vor ihnen lagen. Bald wurden die Wanderer von einem berittenen Delawaren, welcher Wacht hielt, angerufen; Baptiste machte ihn mit dem Inhalte seiner friedlichen Sendung bekannt, und bat vor den vornehmsten Häuptling gebracht zu werden.

Obwohl er während seiner Wanderung durch die hier und da zerstreuten Hütten manchen bekannten Indianer erblickte, so durfte er doch in seiner Eigenschaft als Gesandter nach Indianischem Gebrauche weder Jemand anreden, noch die Anrede eines Andern beantworten. Sogar vor Kriegsaar und Wingenund, die ihm unter der Thür der Hütte des großen Häuptlings entgegentraten, ging er schweigend, nur mit einem Kopfnicken grüßend, vorüber und nahm den, ihm neben dem ehrwürdigen Haupte dieser wandernden Abtheilung der Lenapé, mitten im Gemache angewiesenen Platz ein. Der Häuptling hieß Tamenund*), ein Name, welchen ihm die Achtung und die Verehrung des Stammes ertheilt hatte.

---

*) Der Name Tamenund ist ohne Zweifel jedem Amerikaner bekannt, der die Geschichte der indianischen Stämme mit eini=

Zum Willkommen ward die Pfeife herumgereicht; Alle rauchten einige Minuten hindurch mit geziemender Würde. Dann eröffnete Baptiste den Grund seines Besuches: ein weißer Krieger und Häuptling, einigen der Anwesenden bereits bekannt, wünsche diesen Sommer mit den Delawaren als ein Bruder zu essen, zu rauchen und zu jagen. Tamenund, durch Kriegsaar schon von Allem unterrichtet, erwiederte in würdiger Sprache gastfrei, er solle willkommen sein; die Delawaren wüßten, daß er ein großes Herz habe und würden ihn als Bruder ansehen; morgen früh solle Alles zu seinem Empfange bereit sein. Zugleich benachrichtigte er den Führer, er beabsichtige das Lager abbrechen und an einem günstigeren Orte aufbauen zu lassen.

Hierauf nahm Baptiste Abschied und entfernte sich mit seinem Begleiter. Noch hatten sie keine englische Meile gemacht, als sie hinter sich Pferdegetrappel vernahmen und Kriegsaar und Wingenund schnell heransprengen sahen, die ihn herzlich begrüßten und sich nach Netis und der Lilie von Mooshanne erkundigten. Dann verabredeten sie auf diesem Orte für den morgenden Tag eine Zusammenkunft; Kriegs-

---

ger Theilnahme verfolgt, oder auch nur die malerischen Schilderungen des großen amerikanischen Novellisten gelesen hat. Für den europäischen Leser bemerken wir, daß Tamenund ein alter, in den Sagen der Lenapé so gefeierter Häuptling dieses Stammes gewesen sei, daß man auch später andern Häuptlingen, ja selbst Weißen, um sie zu ehren, diesen Namen zutheilte. Zur Zeit des Revolutionskrieges waren die Sage und Ueberlieferungen in Bezug auf diesen Helden so zahlreich, daß man ihn hier uud da als Schutzheiligen von Amerika unter dem Namen St. Tammany verehrte; daher die Tammany-Gesellschaften und Tammany-Gebäude in verschiedenen Theilen der Union. Heckewalder, histor. Bericht von den indianischen Stämmen cap. XI. und „der letzte Mohikaner" vol. III., pag. 152 sq.

aar sollte Reginald bei seinem ersten Zusammentreffen mit den Häuptlingen der Delawaren und Osagen begleiten. Hierauf kehrten Beide in das Dorf zurück, während Baptiste eilte, seinen jungen Herrn von dem Hergange in Kenntniß zu setzen und die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Mit dem Frühesten brachen sie nach dem Dorfe der Indianer auf. Reginald kleidete sich auf Baptistes Rath festlicher als sonst; Fransen zierten Jagdhemd und Gamaschen; das Hifthorn war an grüner Schnur mit Quasten um die Schultern geschlungen; ein goldener Reifen umgab seine Mütze; in seinem Gürtel, an welchem das Hifthorn hing, staken ein paar mit Silber ausgelegte Pistolen. Baptiste hatte den Zaum Nekimi's nach indianischer Sitte mit Glaskorallen verziert, und das edle, feurige Thier schien stolz auf seinen kräftig-schönen, kühnen Reiter einherzutraben, der nach dem Urtheile seiner Begleiter nicht ermangeln konnte, auf ihre indianischen Verbündeten einigen Eindruck zu machen.

Die beiden Indianer erwarteten bereits unter einem Ahornbaum ihre Ankunft. Reginald sprang sogleich vom Pferde und begrüßte sie freundschaftlich; auch er schien ihnen willkommen zu sein, wenn sie gleich nur wenig sprachen.

Dann stellte er ihnen seine Begleiter vor. Herr Perrot, der bisher nur wenige Indianer der niedrigsten Klasse gesehen hatte, nahm verblüfft von der edeln und würdevollen Erscheinung Kriegsaars, seine Mütze so ehrfurchtsvoll vor ihm ab, Kop wäre es ein Marschall von Frankreich gewesen.

eh Nun ward die Pfeife herumgereicht und den Gästen Kuchen von Mais und Honig vorgesetzt, worauf sie — Kriegsaar voran — wieder aufbrachen. Sie traten aus den starken, riesigen Stämmen im Thale hervor, erstiegen den Hügel drüben und jetzt lag das herrlichste Panorama vor ihren Augen; dort unten die endlose Prairie mit ihren grünen, blühenden Graswellen, mitten innen ein Arm des Grand River;

hier der dichte, grünende Urwald und da die vereinzelten Hütten der Delawaren und Osagen. Gruppen von Indianern und weidende Pferde verliehen der herrlichen Scene Leben und Abwechselung.

Kriegsaar zeigte Reginald von hier aus die etwas höher gelegene und größere Hütte Tamenunds, seines Vaters, und am andern Ende des Lagers eine ähnliche, welche er als die des Häuptlings der Osagen bezeichnete.

„Wie heißt dieser?“ frug Reginald.

„„Mahéga,““ war Kriegsaars Antwort.

Der Führer stieß nachdenklich wieder jenen sonderbaren Ton aus, der zwischen Pfeifen und Grunzen die Mitte hielt. Reginald beachtete dies anscheinend nicht, sondern fuhr fort: „Wird mich Mahéga auch als Bruder annehmen? Ist der Häuptling der Osagen den weißen Männern Freund?“

„„Mahéga ist ein Krieger; er jagt mit den Lenapé und muß ein Freund ihres Bruders sein.““

Diese Antwort war offenbar ausweichend; auch lag in dem ganzen Wesen Kriegsaars dabei etwas Gezwungenes, weshalb Reginald mit seiner kecken, offenen Freimüthigkeit zu ihm sagte: „Kriegsaar, mein Herz ist Dir geöffnet; meine Zunge kann schweigen, wenn es nöthig ist. Sage mir offen: ist Mahéga ein Freund oder nicht; ist er ein Tapferer oder eine Schlange?“

„„Mahéga ist ein Krieger — mancher Scalp hängt in seiner Hütte, sein Name ist keine Lüge, aber sein Herz nicht das eines Lenapé — Kriegsaar will nicht von ihm sprechen — Groß-Beil kennt ihn und meines Bruders Augen werden offen sein.““

Dann sagte Kriegsaar noch einige Worte in seiner Muttersprache zu Baptiste, winkte Wingenund ihm zu folgen und trabte eilends dem Lager zu. Reginald etwas überrascht, ja mißvergnügt über diesen plötzlichen Aufbruch, sah den Führer fragend an, der behutsam den Kopf schüttelte — „Ich kenne

diesen Mahéga wohl — wenigstens habe ich viel von ihm gehört. Seine Name „Rothhand" lügt nicht, wie auch der junge Häuptling sagte, denn er hat schon Viele getödtet. Vergangenes Jahr griff er eine Streifpartei der Outagamis *) unfern des Grand River (großen Flusses) an und auch nicht Einer entkam; er selbst erschlug, außer vielen Andern, den Häuptling. Man behauptet, er sei der tapferste und kühnste Mann im ganzen Stamme."

„„Kriegsaar scheint mit ihm nicht gut Freund zu sein.""

„Nein. Offenbar hat unser Delaware einen Streit mit ihm gehabt; wir werden es bald herausbringen. Sagen Sie inzwischen den Leuten Nichts: sie könnten erschrecken oder Verdacht zeigen. Thun sie das, so kann Ihre Jagd diesen Sommer häßlich werden. Ich werde ein wachsames Auge auf Rothhand haben und Ihnen nächstens sagen, wo er hinaus will."

„„Warum trabten sie denn so plötzlich hinweg?""

„Um sich mit denen zu vereinigen, die zu unserem Empfange ausgerückt sind. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren; halten Sie die Geschenke bereit und lassen Sie unsere Begleitung möglichst aufgeputzt erscheinen."

Baptiste irrte nicht. Kaum, daß sie die für die Häuptlinge bestimmten Geschenke aus den Paketen hervorholen konnten, so sahen sie auch schon zwei starke Trupps Indianer vom Lager her heranreiten. Die Delawaren, Kriegsaar an der Spitze, ritten langsam näher, und ihr Führer begrüßte Reginald würdevoll und artig. Die Osagen dagegen jagten in gestrecktem Galopp heran, und führten mit lautem Ge-

*) Sie bewohnen hauptsächlich die Gegend zwischen dem obern Laufe des Mississippi und dem Michigan-See und werden von den Weißen „Füchse" genannt.

schrei und Geheul nach ihrer wilden Sitte ein Scheingefecht aus. Ihre Kleidung war armseliger und schmuckloser als die der Delawaren; allein sie war mit bunten Pferdehaaren, Igelstacheln und Federn aufgeputzt und sah daher lustiger und malerischer aus. Auch waren sie bessere Reiter als ihre Bundesgenossen und schienen erfreut ihre Künste zeigen zu können. Bald jagten sie in rasender Schnelligkeit dicht heran und rissen dann ihre Pferde plötzlich herum, bald theilten sie sich rechts und links und erneuerten mit wachsendem Getöse und lebhafterm Geberdenspiel ihre Schwenkungen auf einer andern Stelle.

Reginald von dieser Sitte der Osagen, ihre Gäste zu ehren, unterrichtet, wartete ruhig das Ende ihrer Manoeuvres ab. Endlich ritten sie neben den Delawaren auf und er trat vor, um ihrem Führer, einem Manne von kriegerischem, schönem Ansehen, der Etwas älter als Kriegsaar zu sein schien, die Hand zu reichen. Sobald es sich unbemerkt thun ließ, frug er Wingenund, welcher dicht hinter ihm hielt, auf Englisch, ob dies Mahéga sei.

„Nein", entgegnete der Jüngling, „das ist ein „Braver"*), der in ihrer Sprache „Schwarz-Wolf" heißt. Ma-

*) Bei Beschreibung der Sitten und der Rangsunterschiede der Indianer in den Ebenen des Missouri behält man am Besten die unter den Führern und Kaufleuten gebräuchlichen Namen bei, so ungenügend und undeutlich diese auch sein mögen. Die Häuptlinge sind bei diesen Stämmen theils erblich, theils wählbar; gewöhnlich giebt es einen „großen Häuptling" und daneben Häuptlinge zweiten Grades, welche einzelne Trupps der Stämme befehligen. Ihnen folgen im Range die „Braven", die Kriegsanführer des Volkes. Um diesen Rang zu erhalten, muß ein Indianer einen Feind getödtet oder sonst Proben von Muth und Tüchtigkeit abgelegt haben. Oft wird im Kriegsrathe die Meinung des ersten „Braven" der des Häuptlings vorgezogen.

héga," fügte er mit einem sonderbaren Lächeln hinzu, „ist bei Weitem von ihm verschieden."

„„Wie so, Wingenund?""

„Schwarz-Wolf ist ein furchtloser Krieger, aber er gleicht Mahéga nicht. Eine Antilope ist kein Elennthier."

Inzwischen waren sie in das Lager gekommen und ritten den zwischen den zerstreuten Hütten sich hinschlängelnden Weg entlang auf Tamenunds Wohnung zu, wo nach Kriegsaars Aeußerung Reginald ein Fest erwartete, zu welchem Mahéga und die übrigen Anführer der Osagen eingeladen waren.

Reginald und seine Begleiter stiegen bei ihrer Ankunft vor der großen Hütte Tamenunds ab, übergaben ihre Pferde den Dienern und schüttelten den Häuptlingen und Braven der beiden Stämme der Reihe nach die Hände. Die würdevollen, wohlwollenden Züge des Delawaren-Häuptlings überraschten Reginald; vielleicht aus Vorurtheil staunte er dagegen verwundert den stolzen, gewaltigen Mahéga oder Roth-Hand an. Dieser war fast um einen Kopf größer als seine Begleiter. Obwohl von herkulischem Baue, war er doch, wie alle Nordamerikanischen Indianer, wohl proportionirt; er hatte eine kühngewölbte, hohe Stirn, eine Adlernase, einen etwas breiten Mund, um welchen ein ernster Zug der Entschlossenheit lagerte, und kleine aber durchbohrende Falkenaugen. Sein Haar war bis auf die Scalplocke auf dem Scheitel, welche scharlachroth gefärbt und mit einem Büschel Roßhaare von derselben Farbe verwoben war, ganz abgeschoren. Um seinen muskulösen Hals trug er ein Halsband, welches Bären-Klauen*) und bunte Glaskorallen bildeten und das mit weißem Hermelin durchflochten war. Jagdhemd und Gamaschen waren von der feinsten Antilopenhaut und seine Mocassins waren mit Glasperlen und gefleckten Igelborsten verziert.

*) Ursus horribilis. S. unten Thl. II.

Er stand nachlässig auf einen Bogen gelehnt, welchen nur Wenige seines Stammes hätten spannen können. Auf seinem Rücken hing der Köcher mit den Pfeilen, der aus Wolfsfell gemacht und so angeordnet war, daß das grinsende Gesicht des Thieres ihm über die Schulter sah. Die Kriegskeule und das Scalpirmesser am Gürtel vollendeten die Ausrüstung des fürchterlichen Mahéga, welcher jetzt mit verächtlichem, stolzen Lächeln die weißen Männer musterte. Reginalds Blut fing an zu kochen, allein des ihm vom Führer gegebenen Rathes eingedenk, beherrschte er sich. Den riesigen, ungeschlachten Mike Smith ihm gleichstellen, hieß einen Löwen mit einem Ochsen vergleichen; nur die Rifle konnte den Ausgang eines Streites, im Falle ein solcher entstände, zweifelhaft machen.

Das Bewillkommnungs-Mahl war in Tamenunds Hütte angerichtet. Dies war ein Zelt in Hufeisenform aus Stangen, über welche Auerochsenfelle gelegt waren, erbaut, und maß etwa zwanzig Ellen in der Länge. Reginald bemerkte neben der Hütte des Häuptlings mehrere kleinere; auf der einen Seite befand sich ein rundes Zelt von Wachsleinwand, die offenbar von weißen Männern herrührte. Die Thür war mit einem doppelten Vorhange von demselben Stoffe versehen.

Während er neugierig, die Bewohner kennen zu lernen, dieses Zelt, welches im Vergleiche mit der Umgebung höhere Gesittung verrieth, beobachtete, wurden die Vorhänge zurückgeschlagen, und ein ältlicher Mann von etwa funfzig bis sechzig Jahren trat hervor um die Ankömmlinge freundlich zu begrüßen. Nach dem Schnee seines Haares zu urtheilen, schien er bereits siebzig Winter gesehen zu haben, allein seine aufrechte Haltung und sein leichter Schritt schienen einem Manne anzugehören, der kaum aus den kräftigen, mittlern Jahren herausgetreten ist. Sein Gesicht, obwohl von der Sonne verbrannt, war höchst anziehend; sein mildes, blaues Auge

strahlte wohlwollend. Er trug einen schwarzen Rock von Serge, welchen ein Gürtel von derselben Farbe zusammenhielt; daran hing ein Beutel mit den wenigen Instrumenten und Heilkräutern, deren er bei Erfüllung seiner menschenfreundlichen Pflichten bedurfte. Dunkelgraue, weite Beinkleider von roher Nath und Mocassins von Büffelhaut vollendeten den Anzug des „Schwarzen Vaters", unter welchem Namen der fromme Missionär Paul Müller bei den Delawaren, Osagen, Joways, Otoes, Konsas und den übrigen Stämmen zwischen dem Arkansas und Missouri bekannt war. Reginald fühlte sich durch sein ganzes Wesen unwiderstehlich in Liebe und Achtung zu ihm hingezogen.

Baptiste und Bär-Haut nahmen als Reginalds Offiziere mit den Häuptlingen der Delawaren und Osagen, sowie mit dem schwarzen Vater und dem großen „Arzenei-Mann" an dem Festmahle in Tamenunds Hütte Theil. Mike Smith und die übrigen Weißen schmausten bei einem „Braven" in dem anstoßenden Zelte. Die Pfeife ward angezündet und mit stiller, feierlicher Würde zweimal herumgereicht; der große „Arzenei-Mann"*) pries in einer Rede Tamenunds Tugenden und seine Gastlichkeit und sagte den Weißen viel Verbindliches. Hierauf wurde ein derbes Mahl, bestehend aus gerösteten Büffel-Rippen, Wildpret und gesottenem Mais aufgetragen.

---

*) Medicine-man. Diese Benennung, welche bei den Kaufleuten unter den Indianern jenseit des Missisippi gebräuchlich ist, bedeutet „Priester" oder „Mann des Geheimnisses." Sie spielen bei allen religiösen und andern Feierlichkeiten die Hauptrolle und sind dieselben, welche Charlevoix und andere französische Schriftsteller früherer Zeit mit dem Namen „Jongleurs" bezeichnen, weil sie mit den priesterlichen Geschäften die Ausübung der Heilkunde verbinden, wobei sie allerlei thörichte und possenhafte Mummerei treiben. Ihre Gebräuche, Sitten und Würde sind bei den verschiedenen Stämmen verschieden, allein überall sind sie durchaus ächte „Jongleurs."

Reginald, der nie bei einer indianischen Schmauserei zugegen gewesen war, fand trotz seines lebhaften Appetites bald, daß er es seinen Tischgenossen im Essen nicht gleich thun könne. Ehe sie ihr Mahl halb beendet hatten, steckte er sein Messer in die Scheide und erklärte sich gesättigt.

Der alte Häuptling lächelte gutgelaunt und meinte, er würde das bald besser lernen; Mahéga, der eben einen Angriff auf eine dritte Büffel-Rippe machte, warf einen verächtlichen Blick auf ihn, der das Mißfallen unseres Helden an dem riesigen Osagen noch erhöhete.

Neunzehntes Capitel.

Reginald und seine Begleiter im Lager der Indianer.

Inzwischen nahm Mike Smith in der Hütte eines Braven, Names: Maque-o-nah, „der schlafende Bär", beim Schmause den Ehrenplatz in der Mitte ein; neben ihm saß Perrot, höchst begierig die Kochanstalten der Indianer zu sehen. Wie empörten sich aber seine Gefühle, wie erschrak er, als er sie so sorglos ein ganzes Büffel-Viertel über einem gewaltigen Feuer von nassem Holze aufhängen sah! Als er sah, wie ein Theil des Fleisches verbrannte und angesengt wurde, während ein anderer kaum den Flammen ausgesetzt war! Er konnte nicht umhin, gegen einen der Canadischen „Buschläufer" seine Verachtung und sein Mitleid mit den unwissenden Wilden auszusprechen, welche eine so erhabene Kunst, die ihm über Malerei, Poesie und Sculptur ging, also entweiheten und herabwürdigten. Dieser jedoch empfahl ihm dringend vorsichtig zu sein; denn wenn er Ekel an den ihm vorgesetzten Speisen zeige, oder sie gar von sich weise, würde er die Gastgeber tödtlich beleidigen. Nun war es spaßhaft zu sehen, wie der arme Franzmann sich quälte, seine Züge zu einem zufriedenen Lächeln zu zwingen, als ihm ein hölzerner Teller mit halbgesottenem Mais, so wie eine Büffel-Rippe vorgesetzt wurde,

die augenscheinlich wenig vom Feuer begünstigt, ja kaum durchwärmt worden war, denn sie war zäh und faserig wie Leder. Nachdem er lange fruchtlos daran herumgekauet hatte, suchte er unbemerkt den Rest des Fleisches in seiner Tasche zu verbergen. Dann lachte er vergnügt und selbstzufrieden über den Streich, den er seinen ungesitteten Wirthen gespielt hatte.

Nach Beendigung des Mahles ließ Reginald die für die Indianer bestimmten Geschenke auspacken und vor sich ausbreiten; die Wilden drängten sich begierig und erstaunt, aber schweigend um die glitzernden Gegenstände ihrer sehnsüchtigen Wünsche. Tamenund erhielt auf Baptistes Rath eine scharlachene Decke, ein mit Silber beschlagenes Pistol und einen Korb mit Spiegeln, Korallen und Zierrathen für seine Weiber und Töchter; Mahéga einen reich mit Glasperlen geschmückten Zaum, mehrere Pfund Taback, Pulver und Blei, und eine blaue wollene Decke. Die finstern Züge des Häuptlings der Osagen verzogen sich zu einem grimmig-freundlichen Lächeln, ja, er überwand bei Empfang dieser werthvollen Gaben die abstoßende Schroffheit seines Wesens so weit, daß er Reginalds Hand ergriff und sagte, er sei ein großer Häuptling und gut gegen seine indianischen Brüder. Nach Vertheilung der Geschenke an die übrigen Häuptlinge und Braven zog sich Jeder in seine Hütte zurück. Reginald machte sichs mit Baptiste und Perrot in Tamenunds Zelte bequem; Bär-Haut blieb mit den Uebrigen in dem Zelte daneben.

Während der ersten Nacht, die Brandon in seinem neuen Wohnorte zubrachte, floh der Schlaf seine Augen; die Neuheit der Umgebung und der erlebten Scenen hatte ihn zu heftig aufgeregt. Daher erhob er sich noch vor Tagesanbruch, warf die Rifle über den Arm und wollte eben still aus der Hütte schleichen, als Baptiste ihn am Gewande zupfte und leise frug, ob er wisse, was er auf den Zuruf der Wachen in der Nähe des Lagers antworten müsse. Mit einiger Scham

bekannte er, dies vergessen zu haben und der Führer hieß ihn „Lenapé n'a ki Netis“ d. h. „ich bin Netis, der Freund der Delawaren“ sagen. Dicht am Eingange der Hütte sah er im Freien eine schlanke Gestalt, in eine Büffelhaut, deren Haare vom Nachtthau silbern glänzten, gehüllt, auf dem Grase ausgestreckt liegen. Es war Kriegsaar, der fast nie unter einem Zelte schlief und dessen scharfes Auge sogleich seinen weißen Bruder entdeckte, obwohl er sich weder rührte noch das Schweigen brach, während Reginald ihn nicht erkannte.

Reginald ging durchs Lager auf die Prairie hinaus, wo sich der Fluß zwischen Hügeln und Thälern zu dem großen Strome hinwand, der durch den fernen Wald strömte. Die rothen Streifen im Osten verkündeten den Anbruch des Tages und er beschloß, nachdem er den Fluß eine Strecke hinauf gegangen war, von einem nahen Hügel herab die Sonne über diese wilde, malerische Landschaft aufgehen zu sehen. Westlich erhoben sich wellenförmige Hügelketten, in schwere Nebelhüllen gekleidet und hie und da zerstreut in der weiten, endlos weiten Prairie, die wie ein grüner Ocean unbegrenzt vor ihm lag; im Süden tauchte das Lager mit seinen Hütten und dampfenden Feuern aus der Nacht herauf und verworrene unbestimmte Laute erreichten in Harmonie aufgelöst von dort her Reginalds Ohr; im Osten stieg die Sonne, Ströme goldenen Lichtes ergießend, über den Gipfeln der dichten, undurchdringlichen, finstern Urwälder aus der Dämmerung empor. Jeden Augenblick wechselte das prächtige, reiche Schauspiel. Die Nebel und der Höhenrauch, der aus der dampfenden Prairie emporquoll, bildete sich wirbelnd um die Spitzen und Vorsprünge der Hügel zu tausend phantastischen Gestalten; dann wieder schien er dort zu hängen, wie ein Mantel, den die Erde beim Beginnen des lichten, warmen Tages als unnöthig von ihrem Busen abgeworfen. Schwärme von Kindern und eine Menge dunkeler Gestalten entströmten dem La=

ger. Heerden von Rossen weideten auf den fernen Hügeln. Jetzt strahlte die Sonne in ihrer ganzen Herrlichkeit am östlichen Himmel und beleuchtete in tausend verschiedenen Farben und Lichtern den endlosen Urwald. Reginalds Herz schwoll in Anbetung dem allmächtigen, huldvollen Wesen entgegen, dessen Tempel die Erde und dessen „das Vieh auf tausend Hügeln" ist.

Dann stieg er wieder hinab an die Ufer des Flusses, wo hohe Pappeln und Erlen ein liebliches Plätzchen überschatteten; hier badete er. Als er erfrischt und gestärkt von dort ins Lager zurückkehrte, bemerkte er einen Platz, wo die Bäume stärker, die Schatten dichter als irgendwo im Thale waren. Neugierig folgte er einem schmalen Fußpfade, der ihn zwischen Erlen hindurch auf einen reizenden Ort führte, den das Gehölz von drei Seiten her mit seiner grünen Waldnacht verbarg, während der Strom die vierte bildete. Eine Mädchengestalt, die am Fuße einer uralten Pappel, den einen Arm nachlässig über einen niedrigen Zweig gelegt, in reizender Stellung hingegossen lag und aufmerksam in einem Buche las, fesselte unwiderstehlich seine Blicke. Die Farbe ihrer Haut war dunkel, aber fein und durchsichtig; die reichen braunen Locken wallten ungefesselt, glänzend noch vom frühen Bade, über Hals und Nacken; ein Kranz von wilden Blumen hing schräg auf ihrem Haupte. Dies Engelsbild schien jene klassischen Träume von Nymphen und Nereiden zu verwirklichen. Die vollen, rothen Lippen bewegten sich leise, während das schöne Auge die Zeilen überflog.

Ueberrascht, entzückt starrte Reginald zu ihr hinüber, bis sie endlich das Auge emporschlug. Als sie wenige Schritte von sich entfernt einen Mann stehen sah, sprang sie leicht und schnell, wie eine aufgescheuchte Gazelle auf die Füße, während ein unterdrückter Angstschrei von ihren Lippen schlüpfte und das Auge halb erstaunt, halb unwillig auf ihn blitzte.

Gern hätte Reginald sie angeredet, gern sich entschuldigt: das Wort erstarb auf seinen Lippen; mechanisch nahm er seine Jagdmütze ab und stand entblößten Hauptes vor ihr. Sie trat jetzt einen Schritt näher und streckte mit tiefem Erröthen die kleine Hand aus: „Nicht wahr — Netis, meines Bruders Freund?"

„„Derselbe, holdes Wesen,"" entgegnete Reginald, noch mehr von der ungekünstelten Anmuth und Würde ihres Benehmens, so wie von dem reinen Accente, womit sie ihn in seiner Muttersprache, die in ihrem Munde einen neuen Reiz bekam, überrascht; „„aber wer — woher — was um Gotteswillen sind Sie?"" Sie erröthete noch tiefer und schwieg. „„O, ich Dummkopf, ich langsame Schildkröte,"" rief er aus und schlug sich vor die Stirn, „„Sie sind der „Prairie-Vogel", von dem mir Wingenund so oft erzählte. Er hat mir das Leben gerettet. Wird seine Schwester mich als einen Fremdling ansehen?"" Dabei drückte er das Händchen, welches er ergriffen hatte.

„Nein, Sie sind kein Fremder. Sie sprechen von Wingenunds Edelthat und schweigen von der Ihrigen. Sie haben Kriegsaar aus den tiefen, reißenden Wassern gezogen. Ich habe Alles gehört und oft gewünscht Sie zu sehen, Ihnen zu danken." Die anspruchslose Einfachheit ihres Wesens vollendete den Eindruck, den ihre Erscheinung auf Reginald gemacht hatte; ihre Stimme drang wie eine alte, bekannte Lieblings-Weise zu seinem Herzen.

Ist die Liebe, die auf den ersten Blick entspringt, nur eine vorübergehende Regung, die, obwohl anscheinend stark, in kurzer Frist erlischt, oder giebt es wirklich geheime Sympathien, wodurch zwei menschliche Wesen bei ihrer ersten Begegnung fühlen, als hätten sie längst einander gekannt, längst einander geliebt, als wären die frühe schon geliebten Traumbilder der Phantasie, die erhofften Seelenideale, das ganze, un-

verstandene Sehnen des Herzens auf einmal verwirklicht und verkörpert? Wir lassen das unentschieden, allein wir glauben an diese unwillkürliche Anziehungskraft, wir glauben, daß der Baum der Liebe bisweilen, wie der Palmenzweig nach der Sage durch eine Berührung vom Stabe des Genius, plötzlich emporschießt, Blätter und Blüthen treibt und lustig wachsend tief und tiefer die Wurzeln schlägt!

Dies schien der Fall Reginalds mit Prairie-Vogel zu sein. Dunkele Gefühle, namenlose Gedanken wogten stürmisch in ihrer Brust, als sie so einander ansahen. Beide fühlten sich erleichtert, als sie die nahenden Schritte und die Stimme des schwarzen Vaters vernahmen, welcher von fern rief: „Komm, mein Kind! Ich habe Dir diesen Morgen Zeit genug gelassen; kehren wir ins Lager zurück!" Jetzt erblickte er erst Reginald. „Sie sind früh auf gewesen, junger Herr!" fügte er artig hinzu.

„„Ich sah von jenem Hügel herab dem Aufgang der Sonne zu; die Schönheit des Schauspiels hat meine Mühe reichlich belohnt. Auf meiner Rückkehr gerieth ich zufällig auf dies abgelegene Plätzchen. Ich hoffe, meine Zudringlichkeit ist mir vergeben.""

„Meine Tochter würde dem, welcher ihren Brüdern so viele Liebe erwiesen hat, wohl eine noch größere Beleidigung verzeihen," entgegnete der Missionär lächelnd und setzte zu Prairie-Vogel gewendet leise auf Deutsch hinzu: „Sein Antlitz müßte seltsam lügen oder er verdient das Lob, welches ihm Wingenund ertheilt hat, so wie einen freundschaftlichen Empfang von unserer Seite."

„„Halten Sie ein, mein Herr!"" sagte Reginald hoch erröthend; „„ich habe mich auf meinen Reisen in Deutschland mit der Sprache des Landes vertraut gemacht!""

„Dann, mein junger Freund," sagte Paul Müller, ihn gütig bei der Hand fassend, „haben Sie jetzt nur erfahren,

wie schwer es Ihnen werden wird, allen von Wingenund erregten Erwartungen zu entsprechen."

„„Ich kann Nichts versprechen,"" sagte Reginald mit einem Blicke auf die Jungfrau, „„aber wenn eine freimüthige Zunge, eine dienstwillige Hand, ein rechtschaffenes Herz der Schwester meines Freundes einen Dienst erweisen kann, so kann sie auf mich zählen.""

In diesen unscheinbaren Worten klang und bebte ein tiefes Gefühl. Olitipa's Herz schlug schneller; ein Blick war ihre einzige Antwort. Wunderbar ist der Ausdruck des menschlichen Auges, magisch seine Beredtsamkeit, aber wie viel mächtiger noch ist es, wenn in seinen Strahlen die erwachende Liebe dämmert! Wer — woher war dies Kind der Wildniß, das sein Herz so schnell, so unwiderstehlich gefesselt hatte? War ihr Herz noch frei — war es vergeben? Jener Blick belehrte ihn; mit der der Liebe eigenen, sanguinischen Parteilichkeit glaubte er ihn auslegen zu müssen: „ihr Herz schlägt keinem Andern!"

Die kleine Gesellschaft ging langsam dem Lager zu. Prairie-Vogel hielt noch immer das Buch in der Hand, worin sie so eifrig gelesen hatte. Daher sagte Reginald: „Darf ich nach dem Gegenstande Ihres Studiums diesen Morgen fragen?"

„„Gewiß,"" erwiederte sie mit holdem Ernste ungezwungen. „„Es bildet jeden Morgen den Gegenstand meiner Betrachtung. Mein theurer Vater und Lehrer hier hat mir dieses Buch gegeben. Ich habe ihm so viel zu danken! Alles, was ich weiß und fühle, Alles, was ich besitze, am meisten aber dies Buch, das er mich lieben und etwas verstehen lehrte.""

Dabei reichte sie ihm das Buch. Es war eine Handausgabe der lutherischen Bibelübersetzung. Auf der Seite vor dem Titelblatte stand geschrieben: „Seiner lieben Tochter

und Schülerin „Prairie-Vogel" von „Paul Müller."" „Tochter", „Müller", wiederholte Reginald halblaut, vergebens bemüht, die seltsamen Räthsel, die ihm Wingenund in Bezug auf ihre Abstammung mitgetheilt hatte, damit zusammenzureimen.

„Ich sehe, woran Sie Anstoß nehmen," sagte der Missionär. „Sie begreifen nicht, wie sie Kriegsaar und Wingenund Brüder und mich Vater nennen kann. Tamenund hat sie von ihrer früheſten Kindheit an als seine Tochter auferzogen; ich wohne hauptsächlich unter den Delawaren und habe meine Freude daran gefunden, sie so gut zu unterrichten, als ich vermochte. Die geheimnißvollen Beschlüsse der Vorsehung haben sie uns anvertraut, und fließt auch weder Tamenunds noch mein Blut in ihren Adern, so haben wir uns doch bemüht, Vaterstelle an ihr zu vertreten."

„„Theurer, theurer Vater!"" sagte Prairie-Vogel und küßte seine Hand, indem sie ihn mit Thränen in den Augen, gerührt ansah, „„Du bist mir Alles gewesen — Vater, Lehrer, Tröster und Führer. Auch mein indianischer Vater und meine Brüder sind gut und liebevoll gegen mich. Jeder meiner Wünsche war erhört, ehe ich ihn aussprach; jede Tröstung ward mir durch Dich. Was kann ein Vater mehr für sein Kind thun?""

Mit liebevoll strahlenden Augen blickte sie zu dem alten Manne empor, der sie gerührt umarmte, auf die Stirn küßte und segnete. Nach einigen Augenblicken des Schweigens fuhr er gegen Reginald gewendet fort: „Wir kennen Sie nur erst unter Ihrem Indianischen Namen „Netis." Wie heißen Sie daheim in den Vereinigten Staaten? Kriegsaar und Wingenund konnten sich entweder dieses Namens nicht entsinnen oder ihn nicht aussprechen."

„„Ich heiße Reginald Brandon.""

Prairie-Vogel schrak zusammen und stutzte. „Noch ein-

mal! Wiederholen Sie den Namen noch einmal, ich bitte Sie!" sagte sie schnell. Dies geschah. Langsam sprach sie die Worte nach, sinnend die Hand auf die Stirn gelegt und mit irr umherblickendem Auge.

„„Woran denkst Du, theure Tochter?"" frug der Missionär überrascht und betreten.

„An Nichts" sagte sie mit schwachem Lächeln. „Der Name erinnerte mich an einen seltsamen Traum. Wir sind jetzt dicht am Lager; laß mich in mein Zelt gehen und etwas ruhen. Vielleicht sprichst Du gern mehr mit Re — ich meine... mit Reginald ...." Mit diesen Worten entfernte sie sich anmuthig grüßend. Reginald folgte ihr mit den Augen, bis sich die liebliche Gestalt hinter dem Vorhange des Zeltes verlor.

Zwanzigstes Capitel.

Reginald und der Missionär.

Reginald befand sich in einer unbeschreiblichen Aufregung und Verwirrung; ganz neue Gefühle waren plötzlich glühend und siegreich in ihm erwacht. Hatte er auch dann und wann auf seinen Reisen einer Schönheit seine Huldigung, die von einem so schönen Manne stets gern entgegen genommen wurde, nicht versagen können, so hatte doch sein Herz noch nie so laut gesprochen, als jetzt. Erst die Anrede des Missionärs, der ihm seine Begleitung auf einem ferneren Spaziergange anbot, rüttelte ihn aus seinen Träumen empor. Gern hätte er jede Gesellschaft gemieden, gern wäre er in die Wälder, über die Ebene hin geeilt, um dem mächtigen Drange seiner Gefühle Luft zu machen, allein er hoffte von dem guten Greise, der ihm Ehrfurcht und Vertrauen einflößte, einigen Aufschluß über jenes seltsame Wesen zu er=

halten, welches alle seine Gedanken beherrschte. Daher setzte er mit ihm den Weg den Strom entlang fort. Die Unterhaltung drehete sich einige Zeit lang um die Schönheit der Gegend und um gleichgültige Gegenstände. Endlich konnte der glühende, leidenschaftliche junge Mann nicht mehr an sich halten und frug seinen Begleiter ohne Umschweif nach der Geschichte und den Verwandten Prairie=Vogels.

„Ich weiß davon nur wenig," sagte der Missionär lächelnd, „sie war bereits unter den Delawaren als ich zu ihnen kam; wenn irgend Jemand, so kennt Tamenund ihre Geschichte. Allein dieser hält sie geheim und giebt vor, der große Geist habe sie ihm gesendet und so lange sie beim Stamme wäre, würde die Jagd gesegnet und die Kriege glücklich sein."

„„Aber wie konnte er das einem Volke einreden, welches das weibliche Geschlecht so sehr erniedrigt und verachtet?""

„Dazu war ihm der Zufall und ich behülflich; auch die Schönheit und die Gaben des Mädchens trugen nicht wenig dazu bei. Ich wünschte ihr eine freundlichere, achtungsvollere Behandlung zu verschaffen, so wie sie mit Gottes Segen zu einem Werkzeuge der Verbreitung seiner heiligen Lehre unter diesen blinden Heiden zu machen.""

„„Erzählen sie mir das ausführlicher, wenn ich bitten darf und der Bericht Sie nicht ermüdet.""

„Man hat mir in Bezug auf ihr erstes Erscheinen unter den Delawaren erzählt, einst habe der Prophet oder der große Arzeneimann geträumt, unter einem gewissen Baume läge ein Schatz, der den Stamm bereichern und beglücken würde. Die danach Ausgeschickten fanden am bezeichneten Orte ein kleines Mädchen, in eine Decke von Biberfell eingehüllt und auf einem Lager von Puter=Federn ruhend. Dies Thier steht dem Glauben der Delawaren gemäß in ganz besonders naher Beziehung zu ihrem Schicksale. Das Kind ward sei=

erlich nach dem Dorfe gebracht und der Sorge des Häuptlings übergeben. Hier ward nun eine eigene Hütte oder Zelt für sie eingerichtet und der Stamm hat ihr seitdem nicht nur Schutz angedeihen lassen, sondern auch Alles gethan, was sie nur wünschen konnte."

„„Vermuthlich hatte der große Arzeneimann Alles vorher mit dem Häuptling abgekartet.""

„„Das ist mehr als wahrscheinlich. Allein lassen Sie das keinen Delawaren hören. Wenn Sie auch nicht gerade das Leben dabei wagten, so würden Sie doch tödtlich beleidigen. Dieser Trug, der ohne Andern zu schaden einem lieben und schutzlosen Wesen so vortheilhaft gewesen ist, scheint mir verzeihlich."

„„Unleugbar. Ich bitte, fahren Sie fort!""

„Mein heilges Amt, so wie die Freundlichkeit, mit welcher die Indianer mir entgegenkamen, gaben mir oft Gelegenheit Olitipa zu sehen und zu sprechen. Ich bemerkte ihre Liebenswürdigkeit, ihre schnelle Fassungskraft, und ließ es mir daher angelegen sein, Talente auszubilden, die einst meinem Fleiße eine reiche Ernte versprachen. Im Lesen, Schreiben und der Musik bedurfte sie nur weniger Anleitung. Von Zeit zu Zeit verschaffte ich ihr Bücher, Papier und Bleistifte; eine alte, spanische Guitarre, die wahrscheinlich aus den Ansiedelungen in Missouri herrührte, setzte sie in den Stand einfache Melodien einzuüben. Es würde sie überraschen, wenn Sie Olitipa selbst verfertigte Lieder in deutscher, englischer oder in der Delawarensprache zu wilden Indianischen oder eigenen Weisen singen hörten. Auch habe ich sie in eine Wissenschaft eingeweihet, mit der mich ein langer Aufenthalt unter den Stämmen vertraut gemacht hat, wo sie mir oft von Nutzen gewesen ist — ich meine die Heilkunde, angeknüpft an die Kenntniß aller heilsamen Kräuter, Harze und

Bäume in Wald und Prairie. Sie kennt ihre Kräfte und weiß sie zum Wohle ihrer Umgebungen anzuwenden."

„„Das Letztere hätte ich in der That nicht unter Prairie-Vogels Vorzügen erwartet,"" sagte Reginald lachend.

„Ich fürchte, Sie legen zu viel Gewicht auf das Leichte und Unbedeutende, was man gewöhnlich für weiblich hält. Allein kann es eine bessere Wärterin und Pflegerin in Krankheiten geben als eine Frau? Nein. Hier ist das Weib an seinem Platze. Erscheint es Ihnen daher unnütz, ihnen einige Kenntniß der Heilmittel zu verschaffen, womit sie den Leidenden zu helfen bestimmt sind?"

„„Ich bitte wegen meines vorschnellen und unbedachten Urtheils um Verzeihung,"" entgegnete Reginald bescheiden. „„Es ist mir recht wohl bewußt, daß die Koch- und Heilkunst früher wesentlich zur vollkommnen weiblichen Erziehung gehörten, und ich glaube, die Gesellschaft hat eben nicht dadurch gewonnen, daß man diese Kenntnisse jetzt durch Tanzen, Singen und Romanlektüre ersetzt.""

„In dem künstlichen Zustande, welchem sich die Gesellschaft zuneigt, zieht man gewöhnlich glänzende Eigenschaften wahren Tugenden, die Zierde dem Nutzen, den Luxus der Bequemlichkeit, Flittergold dem echten vor. Das wäre gut genug, wenn das Gesellschaftszimmer, die Bälle und Theater das Leben ausmachten; allein der Mensch wird sich dadurch nicht gerade seiner eigentlichen Würde bewußt und seinen Brüdern nützlich. So wird das Weib nicht, was es sein sollte — die Zierde des Hauses, das Labsal des Mannes, die sorgliche Wirthin!"

„„Sie halten doch diese, in Bezug auf England und Frankreich, treffenden Bemerkungen, nicht auch für anwendbar auf unser Vaterland?""

„Gewissermaßen, allerdings. Während meines nunmehr dreißigjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten habe

ich die Bemerkung gemacht, daß die Amerikaner diese Fehler ihres Mutterlandes treulich nachgeäfft haben. Sie werden sich jetzt, wo sie unabhängig sind, sicher nicht bessern."

Reginald sah, daß das Gespräch sich von dem entfernte, was er zu hören wünschte. Ohne daher auf die Äußerung des Missionärs weiter einzugehen, sagte er: „„Wenn ich sie richtig verstand, so haben Sie auch andere Mittel angewendet, um dem Prairie-Vogel jenen Einfluß unter den Indianern zu verschaffen und zu sichern.""

„Ich lehrte sie unter Anderm auch Pocken impfen, welche unter den umwohnenden Stämmen große Verheerungen angerichtet hatten; auch machte ich sie mit einigen einfachen astronomischen Berechnungen bekannt. Dies ist der Grund, weshalb die Indianer sie für ein höheres Wesen und für ein Geschenk des großen Geistes halten. Ihr Zelt ist so heilig als das des großen Arzenei-Mannes. Die Liebe und die Verehrung Aller folgt ihr auf ihren Wegen."

„„Welch glückliches Dasein! Und doch... sollte eine so herrliche Blume hier unbemerkt verduften müssen?""

„Gottes Wege sind geheimnißvoll", entgegnete der Missionär achselzuckend. „„Mannigfach, wie die Blumen der Prairie, sind die Rathschlüsse, durch die er uns leitet. Dies süße Kind hat manchen indianischen Krieger vom Pfade des Blutes zurückgebracht; mancher zum Todesstreich geschwungene Tomahawk hat sich auf ihre Bitte friedlich gesenkt. Wie in Wingenund, so hat sie in manchem Andern das Unkraut des Hasses und der Rachsucht ausgereutet und den reinen Samen des Evangeliums dafür gesäet. Wollen Sie solches Leben ein verlorenes nennen?"

„„Oh! Es ist das eines Engels, und...""" fügte er leise hinzu „„ein Engel ist sie, die es führt!""

Reginald hätte gern noch Stunden lang über diesen Gegenstand gesprochen, allein jene heilige Scheu, die den Lieben-

den abhält, den Namen der Geliebten gegen Andere zu nennen, untersagte es ihm. Daher bat er den ehrwürdigen Missionär, ihm doch zu erzählen, wie er auf den Gedanken gekommen sei, so fern von der Heimath unter den Indianern sein Leben zu beschließen.

„Die Erzählung ist kurz und die Beweggründe, die mich trieben, einfach. Ich bin in Deutschland geboren und bekannte schon früh die Lehren der „Vereinigten Brüder", die Ihnen wohl unter dem Namen „Herrnhuter" bekannt sind. Heckewalder, der sich damals in England aufhielt, lud mich dringend ein, ihn auf einer Missionsreise zu begleiten. Ich nahm das Anerbieten freudig an und schiffte mich nach kurzem Aufenthalte in London mit diesem ebenso gelehrten als liebenswürdigen Manne ein, mit welchem ich bald die innigste Freundschaft schloß. Unter seiner weisen Leitung unternahm ich es, die Indianer für das Christenthum zu gewinnen, nicht wie einst die Spanier durch Feuer und Schwert, sondern dadurch, daß ich ihre Sprachen, Charactere und Geschichte studirte, friedlich unter sie trat und mich bestrebte, ihnen ein Muster der Frömmigkeit und Selbstverleugnung zu sein. Gott sei Lob und Preis, unsere Bemühungen waren nicht vergeblich. Mit Erröthen muß ich es eingestehen, die Laster der Weißen selbst, ihre Gewaltthätigkeit, ihre Schändlichkeit und Grausamkeit stehen uns bei unserem Werke am hinderndsten entgegen. Heckewalder hat sich meist auf die Indianer im westlichen Territorium und in Pennsylvanien beschränkt, ich habe den wildern und wandernden Stämmen in dieser entfernten, endlosen Gegend meine Kräfte gewidmet."

„„Man hält Ihren Freund bei uns allgemein für den größten indianischen Linguisten, der die Sprache der Delawaren so gut als seine Muttersprache verstehe.""

„„Ja, er ist der geschickteste und glücklichste Arbeiter in diesem unbebauten aber nicht unfruchtbaren Weinberge. Bis=

weilen wechseln wir Briefe durch einen Agenten oder Jäger, und jedesmal gewähren mir die seinigen Trost und ermuthigen mich. Indessen hat mich die Nachricht von der ruchlosen Ermordung seiner friedlichen Heerde an den Ufern des Ohio zu Gnaden-Hütten tief gebeugt."

„„Ich bin dort zu Hause. Mit innigem Schmerze habe ich öfters jene Gräuel erzählen hören.""

„Wie?" rief der Missionär aus und ergriff ihn hastig am Arme, „dann können Sie vielleicht — aber nein, er ist zu jung, es ist unmöglich" setzte er leiser hinzu.

„„Sie glauben doch nicht, geehrter Freund, daß mein Vater oder sonst Jemand von meiner Verwandtschaft dort seine Hände mit Blut besudelt hat?"" sagte Reginald und erglühete bei diesem Gedanken, welchen die räthselhaften Worte des Missionärs in ihm hervorriefen.

„Nein — nein! das nicht! Mein Ausruf bezog sich auf etwas Anderes... Da kommt Kriegsaar. Wahrscheinlich beabsichtigt er einen Jagdausflug, und Sie wünschen ihn zu begleiten?"

„„Gern; sogleich nach eingenommenem Frühstück. Mein treuer Perrot hat mir Wildpret bereitet, womit er die indianische Kochkunst zu überflügeln gedenkt. Wollen Sie mein Gast sein?""

Der Missionär entschuldigte sich, weil er schon gefrühstückt habe, und wollte zu Prairie-Vogel ins Zelt zurückkehren. Reginald dankte für das Vergnügen, welches ihm seine Gesellschaft gewährt habe, und bat ihn für die nächste Begegnung um Belehrung über Manches in Betreff der indianischen Stämme, die er so genau kenne.

„Ich stehe Ihnen zu Diensten," erwiederte Paul Müller, „kann ich Ihnen irgendwie mit Rath und That nützlich sein, so befehlen Sie! Sie wissen," fügte er lachend hinzu, „ich besitze hier das Ansehen eines Arzenei-Mannes und

darf mir daher Manches erlauben, was ein anderer Weißer nicht wagen dürfte.“ Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete sich der Missionär und kehrte ins Lager zurück.

Jetzt nahete Kriegsaar. Nach einem freundschaftlichen Gruße frug er Reginald, ob er ihn auf die Elends-Jagd begleiten wolle; man habe ganze Herden davon in der Nähe bemerkt. Dieser willigte ein und wanderte nach dem Frühstück mit seinem Freunde dem Gehölze im Thale zu.

Der Tag war heiß. Mancher Fußgänger würde mit Kriegsaar nicht Schritt gehalten haben, allein Reginald war durch die in Gesellschaft Baptistes veranstalteten Jagdausflüge daran gewöhnt. Nach mancherlei Fragen über die Gegend, den Indianer-Stamm und die Sprache, welche Kriegsaar offen und einsichtsvoll beantwortete, erkundigte er sich nach Wingenund, da es ihn in Erstaunen versetzte, diesen nicht bei ihm zu sehen.

„Er ist ausgegangen um Truthühner zum Lager zu bringen,“ war die Antwort.

„„Schießt er sie?““ frug Reginald weiter.

„Nein, er fängt sie; mein weißer Bruder soll es sehen; es ist unweit vom Elends-Pfade.“

Als sie in dem waldigen Thalgrunde angelangt waren, schlug Kriegsaar einen Weg ein, welcher das Strombett eines Frühlingswassers zu sein schien. Noch hatten sie ihn keine englische Meile weit verfolgt, als er auf hie und da zerstreute Federn und zahlreiche Spuren von Truthähnen hinwies. Nicht ohne Ueberraschung erblickte Reginald auch bald Wingenund am Fuße eines Baumes ausgestreckt. Sie konnten sich unbemerkt nähern; so eifrig blickte der Jüngling auf Etwas, das er in der Hand hielt. Neben ihm lagen zwei alte und zwei junge Truthühner, die er gefangen und getödtet hatte. Als er ihrer ansichtig wurde, sprang er auf und suchte ein Blatt schlechten, weißen Papieres zu verbergen.

„Wingenund!“ sagte Reginald hinzutretend, „Du mußt Netis zeigen, was Du da hast. Sicherlich ist es nichts Böses; ist es aber ein Geheimniß, so werde ich es bewahren.“

Nicht ohne Verlegenheit überreichte ihm der Jüngling die Papierrolle. Auf den ersten Blick sah er, daß es ein Wort-Verzeichniß der englischen und Delawaren-Sprache sei. Das Blatt enthielt ganz einfache Dinge, z. B. N'menne, ich trinke. N'ani pa wi, ich stehe. Tokelân, es regnet. Loo ja, wahrhaftig. Yuni, dieser. Nani, jener. Auch sein Name Netis stand dort mit der beigesetzten Uebersetzung „Theurer Freund;“ nicht minder die Zahlwörter N'quti, Nisha, Nacha, Newo 1, 2, 3, 4, so wie ganz unten ein langer Satz in der Lenapé-Sprache, welcher mit den Worten „Ki wetochemelenk talli epian awassagame“ u. s. w. begann. „Was soll das bedeuten?“ frug Reginald darauf zeigend.

„„Das ist das Gebet, welches der gute Geist die Weißen lehrte, als er unter ihnen wandelte.““

„Wer hat das Alles geschrieben?“

„„Prairievogel. Sie lehrt mich täglich die Zeichen auf dem Papier verstehen.““

Unwillkürlich irrten Reginalds Augen auf den Namen, den sie geschrieben. „Der glückliche Jüngling,“ dachte er; „er darf zu ihren Füßen niedersitzen und auf ihre Lehre lauschen. Hätte ich solchen Lehrer, ich lernte die Lenapé-Sprache in einem Monat!“ Dann setzte er laut hinzu: „Was sagt mein Bruder zu diesem Papiere?“

Kriegsaars Züge drückten Gleichgültigkeit, ja Verachtung aus. Ernst entgegnete er: „„Es ist vielleicht für den schwarzen Vater und für die Weißen gut, aber nicht für die Lenapé. Der große Geist hat ihm ein Herz zum Fühlen, eine Hand zum Fechten und Augen gegeben, welche die leiseste Fährte des Wildes entdecken — das reicht hin. Unsere Väter wußten nicht mehr und sie waren groß, stark, tapfer und Häupt-

linge unter den Stämmen. Was sind wir jetzt? Wenige, schwach und umherirrend. Besser wir leben und sterben wie sie; dann werden wir mit ihnen in den glücklichen Gefilden jagen. — Komm Wingenund! Zeige Netis, wo Du die Truthühner fängst!"

Einundzwanzigstes Capitel.

Fernere Schicksale Ethelstons und Ereignisse zu Mooshanne.

Ethelston verweilte nur noch wenige Tage bei L'Estrange. So gütig und liebevoll sich dieser auch gegen ihn benahm, er fühlte dennoch, daß ihn seine Gegenwart stets an seinen Verlust erinnere. Die Ankunft einer Tochter des Capitäns aus Jamaika, wo sie verheirathet war, gab ihm einen schicklichen Vorwand zur Abreise. L'Estrange ließ ihn unter vielen Beweisen seiner Liebe und Achtung mit dem Schiffe, welches seine Tochter hergeführt hatte, ziehen, nachdem er ihm das Versprechen abgenommen hatte, während der Dauer des Krieges keine Waffen gegen Frankreich zu tragen. Die Reise nach Port Royal war glücklich. Bei seiner Ankunft daselbst fand er eine Brigg, mit Südfrüchten beladen, vor, welche nach Neu-Orleans bestimmt war. Das Schiff so wie der Befehlshaber gefielen ihm aber nicht sehr, allein in seiner Ungeduld, Mooshanne wiederzusehen, würde er die Reise in einem offenen Boote gewagt haben. Daher schiffte er sich mit seinem treuen Cupido auf der Brigg „Dos Amigos" ein. Der Capitän war ein unwissender Creole, der den Rum über Alles liebte. Außer ihm bestand, einen Einzigen ausgenommen, die ganze Schiffsmannschaft aus lauter Farbigen aus allen Gegenden und Zonen. Es war die unzuverlässigste und ordnungslos wildeste Bemannung, die Ethelston je gesehen hatte. Das Wetter begünstigte anfangs die Reise. Sie

fuhren längs der Südküste von Cuba im Angesichte der Insel Pinos hin, an die unser Freund zu denken so viele Ursache hatte; dann steuerten sie nordwestlich um das Cap St. Antonio herum. Alles versprach ihnen eine glückliche Fahrt. Da erhob sich plötzlich — es waren nun zwei Tage, daß sie die Küsten von Cuba aus dem Gesichte verloren hatten — ein starker Seewind, der bald zu einem heftigen Orkane aus Südwesten anschwoll.

Rettungslos jagte er die Brigg vor sich her; leck und segelunfähig, wie sie war, ließ sich bei der gänzlichen Unwissenheit der Mannschaft so wie der Trunkenheit des Capitäns stündlich der Untergang des Schiffes erwarten. Vier und zwanzig Stunden tobte der Sturm mit ungeschwächter Stärke; die Luft war so dick, daß man auf zweihundert Ellen Nichts unterscheiden konnte. Ethelston war beständig auf dem Verdecke und half, wo er es vermochte; der Capitän war nicht zu bewegen seine Rumflasche wegzustellen, zu der er, je mehr die Gefahr wuchs, je öfter seine Zuflucht nahm. Erschöpft warf er sich endlich in den Kleidern auf's Lager. Wie lange er geschlafen, konnte er nicht sagen, als ihn ein furchtbarer Stoß erweckte. Das schreckliche Knarren und Knirschen, das demselben folgte, belehrte ihn, daß das Schiff auf einen Felsen aufgelaufen sei. Ehe er noch aufspringen konnte, stürzte Cupido in die Cajüte, ergriff ihn mit Riesenkraft und zog ihn aufs Verdeck. Krachend stürzte der Fockmast um; eine ungeheure Welle spülte über das Deck nnd riß das Boot, so wie alle Sparren und mehrere Matrosen mit sich fort. Ethelston und Cupido hielten sich am Takelwerk fest; rastlos wüthend folgte Woge auf Woge, und bald kämpften Beide halbbetäubt und erschöpft im Wasserschlunde. Noch ein wilder Schrei der Verzweiflung: — dann hörte man bloß noch das Brüllen und Rauschen der schäumenden See . . . .

. . . .

Inzwischen hatte die Ankunft des ersten Briefes von Capitän L'Estrange zu Mooshanne allgemeine Bestürzung verursacht. Der Obrist traute kaum seinen Augen. Immer wieder überflog er die verhängnißvollen Zeilen, die Ethelstons Flucht und schwarzen Verrath schilderten. Lucy war seine Unruhe nicht entgangen; daher sah er sich genöthigt, sie von dem Inhalte des Schreibens in Kenntniß zu setzen. Wider seine Erwartung blieb sie ruhig und forderte den Brief. Wangen und Stirne rötheten sich in gerechtem Unwillen; das sonst so sanft strahlende, blaue Auge sprühete zornige Blicke.

Dem Obristen war die geheime Neigung, die Lucy zu Ethelston hegte, nicht entgangen. Obgleich seine eigenen Gefühle schwer durch das schändliche Betragen dessen verletzt waren, den er wie einen Sohn betrachtet hatte, fürchtete er augenblicklich mehr für seine Tochter und erwartete sie in einen Strom von Vorwürfen ausbrechen zu hören. Aber, wie erstaunte er, als sie den Brief in tausend Stücke zerriß und mit dem niedlichen, kleinen Füßchen darauftretend ausrief: „Theurer Vater! Wie konntest Du diesen abscheulichen Lügen auch nur einen Augenblick glauben?" Der Augenschein sprach zu deutlich für Ethelstons Schuld, als daß der Obrist, wenn auch widerstrebend, ihm nicht geglaubt hätte. Daher hielt er es für seine Pflicht, sie darauf aufmerksam zu machen, daß Ethelston verwundet in L'Estranges Haus gebracht worden; daß seine lange Abwesenheit unerklärlich und endlich, daß der Ruf des französischen Commodore als Offizier und Ehrenmann fleckenlos sei.

Lucy hörte ihn ruhig an. Höher erglühte ihre Wange; der kleine Fuß trat fest auf die Papierstücke. „Vater, entweder ist der Brief zusammengeschmiedet oder der französische Offizier oder Commodore, oder Admiral, gleichviel, ist wahnsinnig. Ethelston ist kein Schurke."

„„Liebe Lucy, Du kennst die Unbeständigkeit der Männer

noch nicht. Wie Mancher, den man für tugendhaft hielt, erlag der Versuchung. Wer weiß, ob Ethelston, als er mit der schönen Creolin in dem nämlichen Hause wohnte ...“"

„Möglich,“ unterbrach ihn Lucy, „daß er größern Reizen seine Neigung zugewendet und sie einer Andern ... entzogen hat, die sie ihr ganzes Leben hindurch als heiligen Schatz zu besitzen hoffte ... aber unmöglich hat er das Gastrecht, hat er die Gesetze der Ehre verletzt. Sprechen wir, ich bitte Dich herzlich, nie mehr darüber. Gott wird dereinst die Wahrheit an den Tag bringen.“

„„Ich verspreche es. Wollte der Allmächtige, Du irrtest nicht.““

„Ich fürchte Nichts.“ Dabei strahlte ihr Auge in so inniger, gläubiger Liebe, wie sie nur **der** fühlen kann, der nie erfahren hat, was es heißt, betrügen und betrogen werden.

Tage, Wochen vergingen ohne Nachricht von Ethelston. Obrist Brandons Besorgniß schien sich mehr und mehr zu bestätigen. Aengstliche, stets getäuschte Erwartung hielt Lucy in krankhafter Spannung. Sie berührte jenen Brief nicht weiter; nur ihre fieberische Aufregung, wenn wöchentlich der angekommene Briefbeutel geöffnet ward, bewies, daß sich ihre Seele beständig damit beschäftigte. Jedoch setzte sie ihre Lebensweise fort, so daß weder ihre Mutter noch Tante Mary die Angst ahneten, die ihr Herz marterte.

Eines Abends, kurz vor Sonnenuntergang, saß die Familie beim einfachen Mahle. Da öffnete sich plötzlich die Thür und Ethelston stand vor den Erstaunten. Er hatte die Hausthür unverschlossen gefunden und war schnell durch den Flur auf das Speisezimmer zugeeilt, wo, wie ihm seine Ahnung sagte, seine Freunde jetzt versammelt waren. Sein Gesicht war stark von der Sonne gebräunt und abgefallen; Ermattung und Erschöpfung lag in seinen Mienen, in seiner Haltung. Lucy erbleichte. An dem gezwungenen Wesen des

Obristen, der sich erhob, mußte der Ankömmling wohl bemerken, daß seine Erscheinung nicht willkommen sei. Jedoch trat er einige Schritte näher, um Mrs. Brandon zuerst zu begrüßen, als der Obrist ihn leicht beim Arme ergriff und sagte: „Herr Ethelston, ich muß Sie um ein paar Worte hier nebenan bitten."

Bisher hatte Lucy geschwiegen. Ihr Auge war starr auf Eduard gerichtet, der ruhig und offen, fast traurig ihren Blick erwiederte. Jetzt sprang sie von ihrem Stuhle auf, ergriff bittend des Obristen Arm und rief: „Vater ... ich habe es immer gesagt ... ich habe es nie bezweifelt ... jetzt sehe ich es so klar wie das Sonnenlicht — der Brief war ein Gewebe schändlicher Lügen; er ist so rein und schuldlos heimgekommen, als er uns verließ."

„„Dank Ihnen, theure Lucy,"" sagte Ethelston und presste die ihm dargereichte Hand an seine Lippen, „„Dank Ihrer vertrauensvollen Liebe, die Sie nicht an dem zweifeln ließ, den Sie derselben würdig erachtet hatten. Ich errathe, Obrist Brandon, was sie getäuscht hat. Der Schein war so gegen mich, daß ich auch die entschuldigen muß, die Sie getäuscht haben. Wäre ich schuldig, könnte ich so auf den Knieen vor Ihnen, meinem zweiten Vater, um Ihren Segen bitten, könnte ich so die Hand dieses reinen, geliebten, vertrauensvollen Engels halten?""

In dem Tone seiner Stimme lag eine solche Wahrheit, in seinem würdevollen Benehmen etwas so Ueberzeugendes, daß alle Zweifel wie ein Gießbach versiegten. Der Obrist umarmte ihn herzlich; Tante Mary konnte sich an ihrem Lieblinge gar nicht satt küssen; Mrs. Brandon weinte Freudethränen an seinem Halse und Lucy wußte, außer sich vor Entzücken, kaum was um sie her vorging.

Als sie sich ihrer Rührung einigermaßen bemeistert hatten, und Ethelston genöthigt worden war, einige Erfrischungen zu

nehmen, sagte er zum Obristen: „Jetzt bin ich bereit, Ihnen meine Abenteuer zu erzählen und den Irrthum aufzuhellen, der Sie befangen hielt."

„„Nichts davon! Kein Wort heute darüber, mein lieber Junge! Ich schäme mich fast, nicht dasselbe unwandelbare Vertrauen bewiesen zu haben als Lucy. Du bist müde und erschöpft; auch uns hat die Anstrengung zu sehr angegriffen. Morgen mehr davon! Heute laßt uns der Vorsehung danken, die Dich beschirmt und glücklich in unsere Arme zurückgeführt hat.""

Der würdige alte Herr nahm bei diesen Worten die Bibel vom Bücherbrette. Nach eingeführter, frommer Haussitte traten die Diener ein; das Abendgebet ward gesprochen, ein geeignetes Capitel gelesen und daran Worte des Dankes für die glückliche Heimkehr des lange verlorenen Familienmitgliedes geknüpft.

Kaum war diese heilige Handlung beendigt, als die Hausthür heftig aufgerissen wurde und schwere Schritte sich dem Zimmer naheten. Ohne Weiteres trat die stämmige Gestalt Gregsons unangemeldet herein.

„Der Capitän, leibhaftig, so wahr ich lebe!" sagte der ehrliche Bootsmann. „Bitte um Verzeihung, Herr Obrist, aber ich hörte, er sei mit einer Schnelligkeit von zehn Knoten in der Stunde durch Marietta geritten. So lichtete ich die Anker und gelangte in kürzerer Zeit in sein Fahrwasser, als unser schwarzer Koch braucht, um ein Glas Grog hinunter zu spülen."

„„Deine Hand her, Gregson,"" sagte Ethelston gütig. „„Es giebt keine treuere zwischen Marietta und China.""

„Dank, Dank Capitän!" sagte der Bootsmann und drückte ihm die Hand so kräftig, daß er jedem Andern als einem Seemann die Knöchel zerquetscht hätte, „die Hand ist gut genug; s'Herz ist auch auf'm rechten Platze, denke ich.

Aber was Teufel, haben sie mit Ihnen auf Guadeloupe vorgehabt? Sie sind ja ganz abgemagert und abgefallen! Wenn man bedenkt, wie lange diese verfluchten Franzosen Sie auf den Werften gehalten, so haben sie Sie an Rumpf und Takelwerk allerliebst ausgerüstet von Stapel laufen lassen!"

„„Ich gestehe, ich bin nicht ganz segelfertig,"" sagte der Angeredete lachend, „„aber an meinem Zustande sind die Anstrengnngen meiner weiten Reise von Neu-Orleans hierher mehr Schuld als die Franzosen.""

Der Obrist ersuchte den braven Bootsmann sich niederzulassen; Lucy braute ihm eigenhändig einen tüchtigen Humpen voll Toddy *), in den sie, auf ihres Vaters Geheiß, noch extra ein Glas Rum goß. Ethelston stellte sich eifersüchtig über diese Gunst und beanspruchte, wiewohl in gemäßigterer Mischung, ein von denselben schönen Händen bereitetes Getränk. Jetzt trat eine lebhafte Unterhaltung ein, in deren Verlaufe Gregson sich nach seinem alten Freunde, dem schwarzen Koche, erkundigte.

„Der arme, brave Kerl!" sagte Ethelston gerührt. „Er starb, wie er lebte, wacker und treu. Sprechen wir heute nicht davon; die Geschichte ist zu traurig."

Während dieser Gespräche war die Nacht vorgerückt. Gregson kehrte nach Marietta zurück. Jeder begab sich in sein Gemach. Ethelston blieb allein. Tief bewegt schritt er im Zimmer auf und ab; sein Herz schlug laut: er athmete wieder in Lucy's Atmosphäre. Das war der Stuhl, den sie eben verlassen hatte; hier lagen ihre Musikalien mit ihrem eigenhändigen Namenszuge und dort die Stickerei, die sie mit ihren schönen Händchen gearbeitet! Es war kein Traum....

Lucy trat aus dem Zimmer ihrer Mutter; Ethelston begegnete ihr, als er sich zur Ruhe begab, auf dem Gange.

---

*) Toddy, Grog oder Punsch mit Nelken &c.

War es Zufall, oder hatte Lucy absichtlich im Zimmer ihrer Mutter gezögert, bis sie seinen Schritt auf der Treppe vernahm? Genug, sie trafen einander. Ethelston setzte den Leuchter auf einen nahen Tisch, ergriff ihre Hand, die sie ihm willig überließ, und drückte sie an seine Lippen; innig blickte er der Geliebten ins Auge, deren Bild ihn weder im Kampfe, noch im Sturme und Schiffbruche, weder im Gefängnisse, noch in der Krankheit verlassen hatte. Sie hatten zwar nie einander ihre Liebe gestanden und sich Treue gelobt, aber sie verstanden sich dennoch. Ihre Lippen begegneten sich unbewußt und besiegelten das Bündniß der Herzen in einem langen, herzlichen Kusse.

In einem Kusse! Dem ersten der erwiederten Liebe! O, seit Jahrtausenden ist das das Thema der glühendsten Prosa, des begeistertsten Gedichtes! Und doch — wer schildert diesen elektrischen Schlag, diesen wilden Seelenjubel, diesen Durst des glühenden Herzens, in welchem Seele in Seele in einander überwallt? Jede Erdensorge verschwindet: Seligkeit fließt fast erstickend durch die liebende Brust. Ach, daß die Freude wie der Schmerz auf ihren Höhepunkten so kurz sind! Daß dieser göttliche Augenblick den Menschen — wie Vielen nie! — nur einmal im Leben gewährt ist!

Die Schritte eines Dieners ließen sich hören. Schnell flüsterte Lucy dem Geliebten „gute Nacht" zu, sprang in ihr Zimmer und verriegelte die Thür. Thränen bethaueten ihr Lager, aber es waren Thränen der Freude. Der Schlaf floh ihre Augen; desto süßer war ihr Wachen, desto freundlicher waren die Gedanken, die sie bewegten, die Bilder, die vor ihrem Geiste vorüberzogen.

Am andern Morgen saß die Familie beim Frühstück vereinigt. Ethelston erzählte seine Abenteuer. Mit den schonendsten Ausdrücken gedachte er Ninas und seiner Abreise aus Guadeloupe. Als er den Untergang des Schiffes schilderte,

erbleichte Lucy und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen; eine Thräne perlte über ihre Wangen.

„Ja, der Augenblick war entsetzlich", fuhr er fort, „ich war bereit zu sterben. Aber mitten im Aufruhr der empörten, schäumenden Wogen, mitten im Heulen des wüthenden Sturmes erschien mir das Bild eines Engels, der meine Gedanken am Tage, meine Träume bei Nacht erfüllte; das Bild des Engels, der jetzt bei der Erzählung meiner Leiden mitfühlend eine Thräne vergießt!"

Seine Stimme bebte; die letzten Worte flüsterte er nur leise; Lucy war von dem Strome ihrer Gefühle überwältigt. Ethelston umfing sie stützend mit dem Arme. Todtenstille herrschte im Zimmer; Tante Mary weinte laut; der Obrist sah zum Fenster hinaus, um seine Rührung zu verbergen.

„Obrist Brandon! Mein Vater, mein Freund, mein Wohlthäter, fügen Sie noch diese letzte zu Ihren Wohlthaten hinzu; meine Dankbarkeit wird unendlich sein!" Dabei ergriff er Lucy's Hand; der Obrist sah liebevoll und fragend seine Tochter an, die schweigend das thränenvolle Auge zu ihm aufschlug. Dann drückte er die Hände der Liebenden zwischen die seinigen, küßte Lucy auf die Stirn und flüsterte: „„Gott segne Euch, meine Kinder!"".... Nach einer Pause fügte er mit lächelndem Ernste hinzu: „„Ethelston wird seine Erzählung nachher beenden,"" und verließ mit Tante Mary das Zimmer.

Ziehen auch wir den Vorhang über jene heilige Scene, in der zwei Herzen, die einander schon längst in geheimer Liebe schlugen, im süßen Austausch in einander überwallten.

Nach einer halben Stunde trat Brandon mit Tante Mary wieder ein; Lucy weinte nicht mehr; erröthend eilte sie an die Brust ihres Vaters und umhals'te ihn lange schweigend.

„Hören wir Eduards fernere Schicksale,“ sagte endlich der Obrist. Alle setzten sich und Ethelston fuhr fort:

„„Ich klammerte mich mit Cupido an das leichte Latten- und Flechtwerk eines Hühnerstalles, das der Zufall zwischen uns getrieben hatte; das Meer brandete entsetzlich. Uns Beide zu retten war unmöglich: Cupidos Last stand mit seiner Riesenstärke im Verhältniß. Der treue Mensch blieb kühl und unerschrocken. Meine Kräfte schwanden; ich hatte einen heftigen Schlag von einem umhertreibenden Stücke des Wracks erhalten; da flößte er mir einige Tropfen Rum aus einem Fläschchen ein, das er glücklich gerettet hatte. Dann setzte er den Pfropfen wieder darauf, steckte sie in meine Brusttasche und sagte: „Capitän, mehr trinken, wenn ers braucht! Jetzt trieb ein großer Balken vorbei. „Capitän, Lattenwerk nicht stark genug für zwei; Cupido dem Balken nachschwimmen und darauf reiten.“ Ehe ich ihm abrathen konnte, ließ er los. Die Wogen sprützten über mir zusammen; ich verlor ihn aus den Augen. Mit meiner letzten Kraft band ich mich mit meinem großen, seidenen Halstuche fest. Welle brach auf Welle über mich herein . . . ein entsetzlicher, betäubender Schlag . . . ich verlor das Bewußtsein . . .

„„Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einem weichen Lager von Zweigen im Schutze eines niedrigen Gebüsches, ein paar hundert Ellen vom Gestade. Zwei Unbekannte standen vor mir, offenbar höchst erfreuet, mich endlich einen Versuch zum Sprechen oder zu einer Bewegung machen zu sehne. Sie reichten mir einige Stücke Schiffszwieback in Rum getaucht, und bald konnte ich mich aufrichten und das Nähere über meine Lage vernehmen. Die Insel, bei welcher unsere Brigg Schiffbruch gelitten hatte, war eine von den Tortugas. Die Beiden, welche mich vom Strande auf das Trokkene gebracht hatten, gehörten zu der Bemannung eines zum Fischfang ausgerüsteten Fahrzeuges, welches vor zwei Tagen

hier angelegt hatte, um Wasser einzunehmen und vielleicht einige Schildkröten zu fangen. Ihr Schiff lag sicher in einem kleinen Hafen vor Anker, welchen die äußere Reihe einiger vorspringenden Felsen bildete. Das Riff, wo wir gescheitert waren, lag etwa eine Meile weiter hinauf. Vom Wrack und von meinen Schiffsgenossen hatten sie Nichts gesehen.

„„Sobald ich mich einigermaßen fortschleppen konnte, durchforschte ich das niedrige Felsengestade. Zu meinem Entsetzen fand ich endlich, was ich suchte, Cupidos Ueberreste zwischen den Felsenspalten hängend. Verzweifelt hielt er noch den Balken umklammert; sein Körper war fürchterlich entstellt, der Kopf durch die Gewalt des Stoßes am Riff zerschmettert . . . . . Meine Trauer über seinen Verlust rührte die Fischer nnd bewog sie, ihn ordentlich begraben zu helfen. Zwei Tage noch hielten uns die Winde hier zurück. Ich weinte manche Thräne an dem Grabe meines Getreuen und betrauerte ihn wie einen Freund und Bruder.

„„Als die Schmacke die Anker lichtete, bestimmte ich den Capitän, das Riff zu besuchen, wo wir verunglückt waren. Kein Balken, keine Planke war mehr zu sehen; wahrscheinlich war die Brigg mit Mann und Maus versunken. Gegen das Versprechen einer starken Summe vermochte ich ihn, mich nach Neu=Orleans zu bringen, wo ich nur wenige Stunden verweilte, ein Pferd kaufte und dann in Eilritten mich hieher begab.""

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Eine Elennsjagd. Reginald übt zum ersten Male die Chirurgie. Prairie-Vogels Zelt.

Reginald schritt mit seinen Begleitern durch ein Erlen und Steineichengebüsch einer Waldlichtung zu, wo ihm Kriegsaar ein großes, viereckiges Gebäude zeigte, welches aus rohen Klötzen zusammengeschichtet war. In der Mitte der einen Seite befand sich eine etwa funfzehn Zoll hohe Oeffnung, bis zu welcher hinein Wingenund Maiskörner gestreuet hatte. Es hatte sich schon wieder ein Truthahn mit seiner Henne gefangen, obgleich der Indianer erst vor einer Stunde vier aus der Falle genommen. Als sie näher traten, liefen die Thiere erschreckt nach allen Seiten hin umher, reckten die langen Hälse heraus, schielten durch die Spalten zwischen den Blöcken, sprangen, flogen gegen die Decke und versuchten auf alle Art zu entfliehen.

„Bücken sie nicht bisweilen die Köpfe und gehen hinaus, wo sie herein gekommen sind?“ frug Reginald.

„„Niemals““ entgegnete Wingenund.

„Das ist sonderbar; diese Vögel sind doch sonst nicht dumm; es ist schwer sie zu fangen und doch wissen sie sich hier nicht zu helfen?“

Wingenund blickte statt der Antwort Kriegsaar an. Als dieser ihm winkte zu reden erwiederte er: „„Netis weiß, daß der große Geist List und Weisheit wie Sonnenschein und Sturm vertheilt; selbst der schwarze Vater kennt nicht alle seine Wege. Wie sollte wohl Wingenund sagen können, weshalb die Augen des Puters hell, seine Ohren scharf, sein Lauf geschwind seien? Sagen können, warum er dennoch bisweilen dumm sei? Wenn er das Mais aufpickt ist sein Kopf gesenkt; er geht durch die Oeffnung. Jetzt sieht er sich an einem fremden Orte und erschrickt. Die Furcht beraubt ihn der

Klugheit, die der große Geist ihm verliehen hat. Wingenund weiß nicht mehr.""

„So ist es mit den Menschen. Warum nicht auch mit den Thieren? Mein junger Bruder redet die Wahrheit und spricht über seine Jahre verständig. Sagt Kriegsaar Nichts?"

„„Meines Bruders Worte sind wahr,"" sagte der Häuptling ernst. „„Er hat einen Pfeil aus dem Köcher gezogen, aber es bleiben noch viele darin.""

„Mein Bruder spricht Räthsel; ich verstehe ihn nicht."

„„Die Furcht ist ein böser Geist,"" antwortete Kriegsaar kräftig und den Arm erhebend. „„Sie kriecht um das Herz des Weibes und schleicht um die Hütten der Dakotahs; sie läßt das Wild in den Fluß springen, wenn es im Dikkicht sicherer wäre. Sie macht den Puter zu einem Thoren und fesselt ihn in der Falle. Aber es giebt noch andere böse Geister, welche die Augen blind machen und das Herz bethören.""

„Wie so?" frug Reginald, begierig die Ansicht seines indianischen Freundes noch deutlicher ausgeführt zu sehn.

„„Kennt mein Bruder die Antilope? Sie ist listig und schnellfüßig; ihr Auge ist so scharf als das des Puters. Der Jäger könnte sie nicht überraschen, aber er verbirgt sich in einer Vertiefung, befestigt einen Gras-Büschel an seinen Bogen und hält ihn empor. Der böse Geist fährt in die Antilope; sie läßt sich bethören und nähert sich mehr und mehr dem seltsamen Anblick. Der Jäger schießt und sie stirbt. Es giebt viele böse Geister. Der Wyandot, der nach meinem weißen Bruder stieß, war eine listige Schlange; er hatte manchen Skalp genommen. Die Kugel aus seiner Rifle durchwanderte nicht umsonst die Lüfte. Wäre er in die Gebüsche an meines Bruders Pfade gekrochen, so würde Netis jetzt in den glücklichen Jagdgefilden der weißen Krieger sein. Aber der böse Geist ergriff ihn; er ließ ihn Netis das Brod hin-

reichen, während sein Herz falsch war, und warf ihn unter Kriegsaars Tomahawk. Es giebt viele böse Geister. Ich habe geredet.""

Jetzt schlang Kriegsaar die Puter Wingenund über die Schulter und hieß ihn mit seiner Bürde ins Lager zurückkehren, während er mit Reginald seine Jagdpartie fortsetzte. Bald erreichten sie das Ufer eines Baches. Hier fanden sich zahlreiche aber verworrene Spuren von Elennthieren und Wild. Reginald war nicht im Stande sie zu unterscheiden. Der Indianer wies dagegen auf eine Spur zu seinen Füßen, legte beide Arme an den Kopf, um ein Geweihe anzudeuten, und flüsterte: „Sehr stark."

„„Ein Elennthier?"" frug Reginald.

Kriegsaar nickte und folgte schweigend der Spur, welche auf die Spitze eines kleinen Hügels führte, wo sie sich zu verzweigen schien. Wegen der Kürze des Grases und der Härte des Bodens war die Fährte kaum merklich. Der Indianer wendete sich jedoch, ohne in Verlegenheit zu kommen, rechts den Hügel hinab und folgte seiner Beute schnell und geräuschlos, als hätte er das Thier vor sich gesehen. Reginald, der in den Wäldern, so zu sagen, aufgewachsen war und mit Recht für einen geschickten Jäger galt, klopfte seinem Freunde verwundert auf die Schulter und flüsterte leise: „Sieht mein Bruder den Elennspfad? Oder kann er ihn wittern wie ein Spürhund?"

Ein gutmüthiges Lächeln umspielte den Mund des Delawaren. „„Die Fährte des Elennthieres,"" sagte er, „„ist breit und leicht zu finden. Kriegsaar könnte sie bei Mondschein verfolgen. Mein weißer Bruder wird es sehen. Es ist ein starkes Thier und hat seine Squaws (Weiber) bei sich."" Dabei wies er auf einige unsichere Spuren im kurzen Grase und einige Schritte weiter hin auf ein niedriges

Gesträuch: „„Wenn Netis den Fuß des Elennthieres nicht sieht, so kann er seine Zähne sehen.““

Ein grünes Zweiglein war frisch abgenagt. Brandon unterdrückte sein Erstaunen über den Scharfsinn seines Freundes und beschloß genau auf seine Bewegungen zu achten, um einige der Zeichen zu entdecken, die Kriegsaar leiteten. Die Fährte leitete wieder über den oben erwähnten Bach zurück: hier sah man die Spuren dreier Thiere ganz deutlich im weichen Ufer. Jetzt hieß der Indianer seinen Freund warten, kroch versteckt einen mit Unterholz bestandenen Hügel hinauf und legte das Ohr an die Erde. Dann blickte er durch das Gesträuch vor sich hinaus, duckte sich eilends nieder und winkte seinem Freunde. Dieser gehorchte. Da weidete das stattliche Elennthier etwa ein hundert und fünfzig Ellen entfernt mit seinen Weibchen. Die ebene dürre Fläche bot keinen Schutz zu größerer Annäherung. Schon legte der junge Mann die Rifle an. Da drückte Kriegsaar den Lauf der Büchse nieder und hieß ihn sich verbergen. Hierauf flüsterte er, er wolle herumkriechen und das Elennthier im Rücken angreifen.

Statt aller Antwort deutete Reginald auf den Wipfel einer jungen Pappel, der sich sanft im Winde bewegte.

„Kriegsaar weiß es“ sagte der Delaware ernst. „Der Wind kommt von jener Seite; es ist nicht gut, allein er will es versuchen. Wittert ihn das Elennthier, so flieht es hierher auf meines weißen Bruders Rifle zu.“ Damit kroch er leise den Pfad, auf welchem sie gekommen waren, zurück, schlug dann eine schiefe Richtung ein und verschwand.

Reginald lag regungslos und schußfertig da. Keine Bewegung des edeln Thieres, welches die Gefahr nicht ahnend, ruhig die zarten, jungen Triebe von den Gebüschen nagte oder das mit hohen Geweihen gekrönte Haupt stolz emporwarf, entging seinem Auge. Mehr als einmal glaubte er, wenn das Wild den Kopf wandte, um eine lästige Fliege zu

verjagen, es habe die Ankunft des Indianers bemerkt. Indessen kroch der geübte Delaware verstohlen wie ein Panther gegen seine Beute heran; jede Minute schien dem jungen Manne, der auf dem Anstande lag, eine Stunde. Plötzlich stutzte das eine Weibchen, schnaubte und kam auf das Männchen zugetrabt.

Sogleich wandte sich das Elennthier gegen die Windseite, spitzte und senkte das Ohr nach vorn, und sog mit aufgeblasenen, weiten Nüstern die Luft ein, um die Witterung von der nahenden Gefahr zu erlangen. Der Delaware ließ diesen Augenblick nicht ungenutzt verstreichen; der Knall seiner Rifle hallte in den Wäldern wieder. Mit jähem Schrecken warf das Thier das Haupt empor und floh vor dem nun entdeckten Feinde in weiten Sprüngen gerade auf das Gebüsch zu, hinter welchem Reginald lauerte. In kühler Ruhe wartete dieser regungslos, den Finger am Drücker, scharf hinzielend, bis das Elennthier in raschem Laufe an ihm vorüberkam. Jetzt feuerte er; getroffen taumelte das edle Thier noch einige Ellen weiter und brach dann zusammen. Sogleich machte der Hirschfänger Reginalds seiner Qual und seinem Leben ein Ende. Mit Stolz und Erstaunen blickte der junge Mann auf die erlegte Beute. Nie sah er ein so großes Elennthier. Der Schuß war gerade durchs Herz gegangen und mußte Kriegsaar eine große Meinung von Reginalds Waidmannskunst einflößen. Während er so in Verwunderung versunken stand, erscholl neben ihm der Ausruf „Gut!“

„Ha, mein Freund,“ sagte Reginald und drückte dem Delawaren herzlich die Hand, „Du hast es mir gerade vor den Lauf geschickt. Sind viele so große Thiere in hiesiger Gegend?“

„„Nein,““ entgegnete der Indianer. „„Kriegsaar sagte seinem Bruder, daß, nach der Spur zu urtheilen, das Elennthier sehr groß sein müsse.““

„War mein Bruder fern als er schoß?“ frug Reginald. „Wenn seine Rifle spricht, wandert doch sonst die Kugel nicht in die Luft?“

„„Kriegsaar war fern,““ erwiederte der Delaware ruhig; „„allein das Thier trägt sein Zeichen — Netis hat besser geschossen.““ Der Häuptling hatte Recht; seine Kugel war durch die fleischigen Theile des Nackens gedrungen. Da die Luftröhre unverletzt geblieben, so war die Wunde weder tödtlich gewesen, noch hatte sie stark geblutet.

Der Indianer häutete jetzt das Thier ab und brach es auf. Inzwischen musterte Reginald die offene, mit wenigen zerstreuten Gesträuchen besetzte Ebene, über welche Kriegsaar mit eben so viel Schlauheit als Scharfsinn hinangekrochen war.

Sobald die auserlesensten Stücke kunstgerecht gesondert und in die Haut eingeschlagen waren, hing sie Kriegsaar an den Zweigen eines nahen Baumes auf. Dann rieb er die Decke sorgfältig mit feuchtem Pulver ein, um das Fleisch vor den Wölfen und Aasvögeln zu schützen. Nach diesem Geschäfte setzten beide die Jagd fort.

Eine frische Fährte leitete sie in die offene Prairie hinaus und wirklich trafen und tödteten sie noch zwei Elennthiere. Nach ihrer Rückkehr ins Lager schickte Kriegsaar einen jungen Indianer zu Pferde nach dem erlegten Wilde aus.

Reginald bemerkte, als er auf der Heimkehr zwischen den Hütten der Osagen dahinging, einen zahlreichen Volkshaufen. Neugierig trat er hinzu. Vor einer Thür lag ein zwölf- bis vierzehnjähriger Knabe auf einer Büffelhaut verwundet ausgestreckt. Der Knabe war von einem Pferde umgeworfen und geschlagen worden. Kein Klagelaut entschlüpfte den Lippen des Leidenden; nur die Verzerrung seiner Züge zeigte von der Größe seines Schmerzes. Ein stämmiger Indianer in der Tracht eines Arzenei-Mannes der Osagen

führte neben ihm all den tollen Firlefanz seiner Kunst auf. Dieser Quacksalber war bis auf die Hüften entkleidet; Brust und Nacken waren mit Schlangen und Eidechsen bemalt. Statt der gewöhnlichen Beinkleider oder des mittlern Kleidungsstückes trug er eine Art Schurz von Antilopenhaut, der mit bunten Federn umsäumt oder besetzt war. Die Gamaschen waren mit Eulenflügeln verziert. In einer Hand schwang er einen Tomahawk, dessen Heft weiß bemalt war; mit der andern schüttelte er eine leere Kürbisflasche, in welcher sich kleine Steinchen oder Kirschkerne befanden, um das Haupt des Kranken. Dabei machte er höchst groteske Bewegungen und stieß eine Art Klagegeheul aus. Dies sollte den bösen Geist, welcher den Schmerz verursachte, bannen und austreiben.

Plötzlich glaubte Reginald, welcher diesem Schauspiel mit mitleidiger Neugier zusah, aus dem Gemurmel, welches die umstehenden Indianer durchlief, den Namen Olitipa zu vernehmen. Alsbald trennte sich die Menge und Prairie-Vogel trat in den Kreis. Sie war ebenso gekleidet, wie am Morgen; nur trug sie statt des Blumenkranzes einen Turban von gestreifter Seide. In diesem Schmucke erschien sie bei der Schwärze ihres Haares und dem fast orientalischen Character ihrer Schönheit, wie eine jener zauberischen Cirkassierinnen, die despotisch ihren despotischen Gebieter beherrschen.

Leichten Schrittes eilte Prairie-Vogel an die Seite des Leidenden; sie schien es nicht zu wissen, daß so viele Augen auf ihr Thun geheftet seien. Der Arzeneimann, dessen Beschwörungen erfolglos geblieben waren, trat in die Hütte und beobachtete unter der Thür stehend das Verfahren seiner schönen Kunstgenossinn.

Als Prairie-Vogel die heiße Stirn, die trockenen Lippen, das unwillkürliche Zucken des sich im Schmerz windenden Knaben sah, bedauerte sie sehr, den Missionär nicht bei sich

zu haben, dessen Beistand ihr bei einer so schweren Verwundung und einem so heftigen Fieber höchst erwünscht gewesen wäre. Doch beschloß sie, so weit ihre einfachen Mittel reichten, das Leiden des Verletzten zu lindern. Daher zog sie aus dem Beutel, welchen sie am Gürtel trug, Salben, Kräuter, das kleine chirurgische Besteck Paul Müllers und etwas Leinwand zum Verbinden. Hierauf kniete sie mit einem stillen Gebete für das Gelingen ihrer Bemühungen neben dem Kranken nieder. Die Indianer beobachteten ein gemessenes, aufmerksames Schweigen. Zu Reginalds verliebter Bewunderung mischte sich eine Art von Ehrfurcht, als er die ungezierte Einfachheit und Lieblichkeit der Knienden sah.

Eine ernste Wunde an den Schläfen des Knaben erheischte ihre erste Sorge. Sie wusch sie aus, schloß sie und legte ein Heilpflaster darüber. Allein das Fieber des Kranken wuchs; ein Aderlaß war unumgänglich nothwendig. Aengstlich blickte sie um sich; vielleicht, daß der Missionär jetzt Kunde von dem Unfalle erhalten hatte und sich auf dem Wege befand! Jetzt erst bemerkte sie Reginald und erröthete leicht. Schnell wandten sich jedoch ihre Gedanken auf den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit zurück und sie rief ihn leise zu sich in den Kreis. Er trat heran; sie zeigte auf den jungen Indianer und sagte auf Englisch: „Der Knabe muß sterben, wenn man ihm nicht zur Ader läßt. Der schwarze Vater ist abwesend. Versteht sich Reginald darauf?"

„„Ich darf mich mit meiner Geschicklichkeit nicht gar zu sehr brüsten,"" entgegnete der junge Mann lächelnd. „„Ich kann indessen meinem Pferde oder Hunde eine Ader öffnen und denke, wenn es Noth thut, es auch ohne Gefahr an diesem Knaben zu vollziehen.""

Dann nehmen Sie schnell die Lanzette hier und beeilen Sie sich."

Reginald unterband fest den Arm des Fiebernden, prüfte

die Schärfe des Instruments und wollte sich mit geziemender Würde an sein Werk machen. Die Osagen traten näher und sahen schweigend zu.

„Muß ich viel Blut lassen, ehe ich es stille?“ fragte er leise. Prairie-Vogel nickte. „Wenden Sie Ihre Augen ab; dieser Anblick taugt nicht für Sie. Auch könnte ich sonst zittern.“ Tief erröthend schlug sie die Augen nieder und durchsuchte geschäftig den kleinen Beutel nach einem herzstärkenden Trank und einem Heilpflaster.

Alles endete glücklich; Schmerz und Fieber ließen augenblicklich nach. Nun überließen sie den Patienten der Ruhe und Prairie-Vogel entfernte sich mit dem Versprechen, ihn morgen wieder zu besuchen. Jetzt trat der Vater des Verwundeten, ein bejahrter „Tapferer“ der Osagen, vor und beschenkte Olitipa mit einem Gürtel, der mit Federn, Igelborsten und Korallen in den buntesten und lebhaftesten Farben verziert war. Reginald erhielt ein Kleid von Büffelhaut mit seltsamen Malereien geschmückt, deren Sinn ihm der Osage erklärte, und erwiederte dies Geschenk mit einem Jagdmesser, welches in einer geschmackvollen Scheide stak.

Als Reginald mit seiner schönen Begleiterin aus dem Kreise trat, begegnete sein Auge den Blicken Mahéga's, der ihn scheel und mürrisch ansah. Ohne den stolzen, finstern Häuptling zu beachten, schritt er an ihm vorüber, fest entschlossen, nicht in ihrer Gegenwart mit jenem zu hadern. Langsam gingen sie auf Tamenunds Hütte zu und zwar wählte Reginald den längsten Weg, ohne daß Prairie-Vogel etwas dagegen bemerkte.

Der junge Mann lenkte das Gespräch auf den Missionär. Das Thema mußte ihr angenehm sein und ihm Gelegenheit geben, trunken an ihrem Munde zu hängen. Und in der That verlor sie sich so ganz in feurigem, beredtem Lobe ihres Wohlthäters, daß sie es erst bei der nur zu frühen Ankunft

vor ihrem Zelte bemerkte. Da hielt sie plötzlich ein, blickte ihn mit unwiderstehlicher Schelmerei an und sagte: „Verzeihen Sie; ich habe die ganze Zeit über geschwatzt, und hätte doch vielmehr auf ihre Reden achten sollen, da Sie so viel klüger sind als ich.“

„„Sagen Sie das nicht!““ rief Reginald aus. „„Ich bedaure nur, daß wir schon Ihr Zelt erreicht haben. Ich könnte Sie beständig reden hören!““

„Das freuet mich, denn ich weiß, Sie reden die Wahrheit. Es macht mich glücklich, wenn ich Ihnen ein Vergnügen bereiten kann. Jetzt leben Sie wohl.“ Dabei reichte sie ihm die Hand zum Abschied. Er würde sie an seine Lippen gedrückt haben, hätte er nicht einige Indianer bemerkt, die in der Nähe herumtrödelten. So unterdrückte er vorsichtig seine Wallung und zog sich hochentzückt und verliebt in Tamenunds Hütte zurück.

Prairie-Vogel war nicht minder überrascht über den Aufruhr in ihrem Innern, den sie dennoch um keinen Preis wieder mit ihrem früheren Frieden, mit ihrer vorigen Ruhe vertauscht hätte. Das Bild des schönen Fremdlings erfüllte sie ganz und etwas beschämt mußte sie sich eingestehen, daß sie es doch nicht aus ihrer Seele verbannen möchte.

Kann dies befremden? Ich denke nicht. Als Weiße mußte sie sich unter den Indianern einzelnstehend und verlassen vorkommen. Knüpften sie gleich die Bande der Liebe und Dankbarkeit an den ehrwürdigen und tugendhaften Tamenund, der sie aufgezogen, so belehrte sie doch der Unterricht des liebreichen Missionärs und ihr eigenes Gefühl, daß sie unter dem umherstreifenden Indianerstamme eine Fremde sei. Dies war auch dem Scharfblicke Wingenunds, an welchem sie, wie an Kriegsaar, mit schwesterlicher Liebe hing, nicht entgangen. Man wird sich erinnern, daß er die Frage Reginalds,

ob sie sich unter den Häuptlingen der Osagen oder Lenapé einen Gemahl wählen würde, einst mit den Worten zurückgewiesen: „Die Antilope vermischt sich nicht mit dem Elennthiere.“

Die begeisterte Schilderung, welche die beiden Delawaren bei ihrer Rückkehr von Reginalds Edelmuth, Freundlichkeit und Entschlossenheit entwarfen, hatte ihre Phantasie entflammt. Allmälig erschien ihr der Lebensretter ihres indianischen Bruders, geschmückt mit allen den erhabenen Eigenschaften der Helden, von denen sie gelesen und gehört hatte. Ohne Mutter, ohne Verwandte, suchte sie jetzt in dem Alter, wo das erwachende Herz zu sprechen beginnt, nach einem Gegenstande, der die Leere ihrer Brust zu füllen vermochte. Was Wunder also, wenn der wogende Drang ihrer Gefühle alle Schranken des Stolzes und der Zurückhaltung siegend fortriß, als sie in Reginalds Erscheinung ihre Träume verwirklicht sah, als er sie in ihrer Muttersprache freundlich, ja zärtlich begrüßte. Wie oft hatte sie sich von Wingenund unter dem verschiedensten Vorwande alle die Einzelnheiten seines Ausflugs an die Ufer des Ohio schildern lassen! Oft, daß sie das abgewendete Antlitz mit den Händen bedeckte, als wollte sie einen wilden, trügerischen Traum zurückrufen oder verbannen, während das Wort „Mooshanne“ von ihren Lippen bebte, wenn er ihr mit treuen Farben die Wohnung Reginalds, die Ordnung und innere Einrichtung der Gebäude, den Garten und den in Schlangenwindungen geschwätzig vorübereilenden Bach, vor Allem aber die gewinnenden, holden Züge der freundlichen Lilie von Mooshanne beschrieb. Einst vergaß Wingenund, durch ihre Aufregung befremdet, die strenge Zurückhaltung des Indianers so weit, daß er nach der Ursache frug. Mit einem trüben Lächeln hatte sie geantwortet: „Wingenund hat die Lilie von Mooshanne mit so zauberischen Farben gemalt, daß Olitipa sich sehnt, sie als liebende Schwe=

ster zu umarmen," und der Jüngling frug zartfühlend von nun an nicht weiter.

Doch zurück zu unserer Erzählung. Eine Wand von Büffelhäuten theilte Prairie-Vogels Zelt in zwei Gemächer. Im vordern befanden sich die Bücher, die ihr der Missionär geliehen, ein Tisch und zwei Stühle oder vielmehr Schemmel, die er verfertigt hatte, und der Kasten mit Arzeneien, Instrumenten und einigen andern werthvollen Gegenständen; im hintern stand ein Bett von mexikanischem Grase mit hölzernen Füßen und belegt mit feinen Decken von Antilopenhäuten. Ein Kästchen enthielt ihre bunte, aber schöne Kleidung, so wie die wenigen Geräthschaften ihrer einfachen Toilette. Nachts schlief eine Sklavin in dem vordern Gemache und Wingemund streckte sich auf einer Büffelhaut vor dem Eingange des Zeltes aus, so daß der Schlummer des schönen Mädchens, das ohnedem durch die Liebe und Achtung des ganzen Stammes geschützt war, nicht beunruhigt wurde. Auch konnte ihr Paul Müller, wenn er zugegen war, aus seinem nahen, nur durch eine Wand von dem ihrigen getrennten Zelte leicht beispringen, wenn dies ja nöthig werden sollte.

Mit niedergeschlagenen Augen saß Prairie-Vogel im vorderen Zimmer und ließ nachlässig die Finger durch die Saiten ihrer Guitarre irren. Die sanfte Stimme ihrer Sklavin weckte sie aus ihrer Träumerei. „Sind Olitipas Ohren verschlossen; ist Wingenunds Stimme ihnen fremd?"

„„Ist mein Bruder da?"" entgegnete die Jungfrau schamhaft. „„Sage ihm, Lita, daß er willkommen sei.""

Das mit dem Namen „Lita" angeredete Mädchen von etwa siebzehn Jahren war schlank und zart gebauet; ihrer dunkeln, ungleichen Hautfarbe nach schien sie eher eine Zigeunerin als eine Indianerin zu sein. Sie war als Kind von einer Streifpartei im Gebiete der mächtigen und kriegerischen Comanches, die noch jetzt die ausgedehnten Prairien zwischen

Mexico und Texas bewohnen, gefangen genommen worden. Gegen jeden Andern schweigsam, ja stolz, war sie Olitipa herzlich ergeben, welche sie immer als Freundin behandelt hatte. Hätte sie Tamenund einem andern Zelte zugetheilt, so wären Prügel, Anstrengung und Leiden ihr Loos gewesen; denn sie war trotzig und nur durch Güte zu gewinnen.

Das war das Mädchen, welches jetzt den Vorhang der Thür zurückschlug und Wingenund eintreten hieß. In seinem Benehmen lag heute etwas Feierliches und Würdevolles; ein Diener folgte ihm, der Prairie-Vogels Speise-Korb auf den Tisch stellte. Diesen Dienst hatte er ihr gewöhnlich selbst erwiesen. Ueberrascht winkte sie ihm sich niederzulassen und redete ihn dem Gebrauche des Stammes gemäß an,

„Hat mein junger Bruder geträumt? Wehete der Odem des großen Geistes über seinen Schlummer?"

„„So ist es. Die Häuptlinge und Braven haben um das Raths-Feuer gesessen. Wingenunds Name war auf ihren Zungen; die Thaten seiner Väter sind nicht vergessen. Er ist nicht dazu bestimmt, das Werk der Squaws zu thun; unter den Kriegern der Lenapé wird man seinen Namen hören.""

Aus dieser Antwort ersah Prairie-Vogel, daß Wingenund in Begriff war, sich dem Fasten und den abergläubischen Gebräuchen zu unterziehen, die der Aufnahme eines Jünglings, der vor der gesetzmäßigen Zeit unter die Krieger des Stammes aufgenommen zu werden wünschte, voranzugehen pflegten. Etwas ungehalten darüber, daß der Jüngling sich ihrer sanften Herrschaft und Belehrung so plötzlich zu entziehen trachtete, sagte sie ungewöhnlich ernst:

„Wingenund hat den schwarzen Vater sprechen hören — waren seine Ohren verschlossen? Weiß er nicht, daß dort oben ein Gott wohnt, der die Welt allein beherrscht? Die

Totems *), die Symbole und die Träume der Arzenei-Männer sind für die armen Indianer, deren Seelen umnachtet sind. Das kann Wingenund nicht glauben."

„„Meine Schwester spricht weise; der Wind kann ihre Worte nicht wegwehen. Aber Wingenund ist aus dem Stamme der Lenapé, dem alten Volke. Er wünscht in den Reihen ihrer Tapfern zu leben und zu sterben. Er muß auf dem Wege seiner Väter wandeln, sonst wird sein Name nicht genannt werden, wenn das Beil ausgegraben wird.""

„Grabet das Beil nicht aus!" sagte die Jungfrau ängstlich. „Ist nicht Gott der Rächer des vergossenen Blutes? Warum soll der Mensch seinen Fuß auf den Kriegspfad setzen?"

„„So lange das Beil in der Erde ruhet, wird Wingenund neben seiner Schwester sitzen und auf ihre Weisheit lauschen. Er wird mit Kriegsaar ausgehen und Antilopen- oder Rehfelle zu ihrer Kleidung, das Fleisch des Rothwildes und der Auerochsen zu ihrer Nahrung zurückbringen. Seine Ohren werden dem Rath des schwarzen Vaters offen stehen und er wird ein dichtes Tuch über allen Hader und alle Blutgedanken werfen. Aber wenn der Washashee (Osage) eine gespaltene Zunge hat, wenn er —"" und hier sank die Stimme des Jünglings zu einem bedeutungsvollen Flüstern herab — „„das Scalpmesser lockert, während seine Hand am poacan (der Pfeife) ruhet — wenn die Dahcotah in der Nähe unseres Dorfes sind, dann muß Wingenund wach sein.

*) Jeder Krieger der Lenapé, Saukee und aller Zweige des großen Chippewäer-Stammes glaubt sich unter dem Schutze eines, gewöhnlich unter der Gestalt eines Thieres vorgestellten, Geistes. Dies nennt der Krieger sein Totem, das er heilig hält, und nie wird er, wenn eine Schildkröte, ein Wolf, selbst eine Schlange sein Totem ist, diese Thiere beleidigen oder gar tödten.

Er ist kein Kind; die jungen Leute sollen seine Stimme hören und die alten sagen: „er ist der Sohn seines Vaters." Genug. Meine Schwester mag essen, was ihr Kriegsaar sendet. Drei Sonnen über rührt Wingenund Nichts an.""

Damit warf der Jüngling sein Fell über die Schulter und verließ das Zelt. Schmerzlich berührt fühlte Prairie-Vogel, daß die Lehren des Christenthums nicht fähig wären, den Strom des Indianischen Blutes in ihm zu lenken. Dies und die dunkele Andeutung von einem Verrathe der Osagen und der Nähe der Dahcotahs beschäftigten den Geist des beängstigten Mädchens so, daß der Speisekorb mit den süßen Brotkuchen und dem duftigen, saftigen Wildpret unberührt blieb.

Ernst und gedankenvoll trat Paul Müller ein. Sein liebevoller Zögling stand auf und sprang ihm mit Grüßen entgegen. Seine finstern Züge glätteten sich und nahmen den gewöhnlichen Ausdruck des Wohlwollens wieder an.

„Theurer Vater, mit welcher Ungeduld habe ich Deine Ankunft erwartet! Ich hatte Deinen Beistand höchst nöthig."

„„Ich habe davon gehört, als ich durchs Dorf ging. Ueberstieg die Verletzung des Knaben Deine Geschicklichkeit?""

„Das nicht gerade... es war nöthig, daß... man ihm zur Ader ließ. In Deiner Abwesenheit war ich gezwungen... Netis... ich meine Reginalds Beistand anzusprechen."

„„Wahrscheinlich zeigte er sich als ein geschickter Arzt,"" sagte der Missionär lächelnd.

„Er wollte nicht zugeben, daß ich ihm zusähe. Allein, obschon es sein erster Versuch war, machte er es so gut als Du. Dann begleitete er mich zu meinem Zelte zurück."

„„Und Ihr habt viel mit einander unterwegs gesprochen?""

„O ja. Ich schämte mich fast, so viel zu schwatzen, aber er sagte, es mache ihm Freude mich reden zu hören.

Wie kann ihm das Vergnügen gewähren? Ich weiß so wenig, und er hat so viel gesehen und gelesen!"

„„Ja, allein das Leben und die Gewohnheiten der Indianer sind ihm neu und hier kannst Du ihm Manches mittheilen, was er nicht kennt,"" sagte Müller und wandte das Gesicht ab, um ein Lächeln zu verbergen.

„Sage mir, theurer Vater," sagte sie nach kurzem Schweigen, „giebt es Viele, die ihm gleichen, in seinem Lande? Ich meine nicht genau wie er, aber ihm ähnlicher als den Kaufleuten, die ich sah und die so roh sind, Feuerwasser trinken und nie an Gott und seine Gnade denken. Wie edel ist er dagegen! Anfangs erschrak ich vor ihm, allein jetzt klingt mir seine Stimme so lieblich, wie die des Hirschkalbes, welches seine Mutter ruft."

Dem Missionär entging der Zustand ihres Herzens nicht. Zwar fiel ihm ein, daß Obrist Brandon, als ein reicher und angesehener Grundbesitzer wohl wichtige Einwürfe gegen eine eheliche Verbindung seines Sohnes mit einem Findlinge der Wildniß machen könnte, allein der entschiedene und edele Character Reginalds bestimmten ihn, einer Neigung nicht hinderlich zu sein, die vielleicht Beiden zum Segen gereichte. Auch hatte der gute Missionär im fernen Westen schon längst die feinen Unterschiede europäischer Aristokratie vergessen. Es schien ihm zu einer ebenbürtigen Ehe genug, wenn der Bräutigam rechtschaffen und muthig, die Braut jung und tugendhaft war. Daher entgegnete er: „„Mein Kind, in den Städten der weißen Männer mögen wohl nicht viele sein, die durch einen Vergleich mit Reginald gewinnen würden: denn er vereint mit dem schönen Körper die schönere Seele; doch bitte ich Dich, auch in Hinsicht auf ihn nie die allgemeine Schwäche und Sündhaftigkeit unserer Natur zu vergessen. Bewache sorgsam Auge und Herz und die Vorsehung wird

Alles zum Besten wenden. Wir sprechen schon ein andermal mehr davon. Jetzt laß uns essen.""

In gedankenvollem Schweigen ordnete Prairie-Vogel den Tisch an; der Missionär sprach ein Gebet und sie setzten sich. Nach einer Pause theilte sie ihm Wingenunds Aeußerung mit. „Das ist nur zu wahr," entgegnete Müller ernst, „ich bemerkte alle Anzeichen eines ausbrechenden Streites. Selbst das Blut des Jünglings, den ich auf den rechten Weg zu leiten suchte, beginnt zu sieden. Ich fürchte, ein Indianer wechselt so schwer seinen Character als ein Mohr seine Farbe. Er hat die Wahrheit gesagt; wir müssen des Streites und der Unruhe gewärtig sein."

Der Missionär sann einige Augenblicke nach, heftete dann durchdringend das Auge auf Prairie-Vogel und sagte: „Weißt Du die Ursache des Zwistes zwischen den Häuptlingen der Osagen und Lenapé?"

„„Wie sollte ich sie wissen,"" antwortete die Jungfrau überrascht. „„Ich komme nie an ihr Raths-Feuer.""

„Das wohl. Aber Dein Auge ist sonst nicht am hellen Tage geschlossen. Hast Du Mahéga jüngst nicht gesehen und gesprochen?"

„„Mehr als einmal; er begegnet mir, wenn ich zu Kranken gehe, sehr oft. Allein ich mag ihn nicht leiden, weil er böse und wild ist. Beständig schlägt er Wetopa, seine junge Squaw.""

„Du hast Recht. Hüte Dich vor ihm; es steckt nichts Gutes in ihm. Laß ihn aber Dein Mißfallen oder Deinen Verdacht nicht merken: Du würdest den Zwist nur noch anschüren. Du bist mitten unter treuen, wachsamen Freunden und sollten diese alle schlafen gehen, so hast Du einen Freund dort oben, dessen Auge sich nie schließt, dessen Treue nie wankt. Lebe wohl, mein Kind. Ich habe noch mit Tame-

nund zu sprechen. Nimm Deine Guitarre; Musik wird Dich beruhigen."

Prairie-Vogel gehorchte. Anfangs ließ sie mechanisch die Finger durch die Saiten mustern. Bald aber reiheten sich die Töne zum Liede; mit den Klängen der Guitarre begann auch ihre Seele zu klingen und zu beben und sie sang nach Indianischen Weisen erst rezitativisch, dann mit mehr und mehr schwellender Stimme, die zuletzt klagend wurde, Folgendes:

„Die Sonne sinkt hinter den westlichen Hügeln. Tief roth sind die Vorhänge ihres Lagers. Einer neben dem andern entzünden sich im Dunkel die Sterne: zahlreich und glänzend! Der bleiche Mond ist unter ihnen. Sie wandeln ihren vorgeschriebenen Pfad und singen weiterziehend: „Gott schuf uns alle!" Machelenda sutch Ktelewunsoacan — Geheiligt sei Dein Name!

„Der große Geist der Lenapé ist **Gott**. Er hat sein Wort gesandt, um das Herz der Menschen zu erfreuen. Allein Wolken umdunkeln nächtig noch die Seelen des alten Volkes. Der große Geist weiß, daß sie blind und taub sind und doch ist sein Ohr offen zum Hören, seine Hand bereit zum Führen. Machelenda sutch Ktelewunsoacan — Geheiligt sei Dein Name!

„Zion und die ewigen Berge sind Deiner Füße Schemmel; Blitze umgeben Deinen Thron. Deine Stimme ist Donner. Der böse Geist zittert vor Dir! Der Aar schwingt sich nicht zu Deiner Höhe empor; sein Auge erblindet vor Deinem Glanze — und doch giebst Du Leben dem Insekte und Odem dem muntern Zaunkönig. Du führst das wilde Roß zur Weide, zum Strome Du das durstige Reh. Geheiligt sei Dein Name!

„Wer singt das Lob Gottes? Prairie-Vogel, das Kind der Wildniß. Allein Gott verachtet ihr Flehen nicht! Sie ist ein Blatt, das der rauhe Sturm fern vom mütterlichen

Stamme irr umhertreibt: doch dem Gott, der den Baum gepflanzt, ist kein Zweig, kein Blatt verborgen... Der junge Ziegenmelker fliegt zum Neste seiner Mutter; der junge Auerochs blökt der Kuh entgegen. Zu Olitipa sagt keiner Mutter Stimme: „hier komm her!" Die weite Prairie ist ihre Heimath; Gott ist ihr ein Vater! Geheiligt sei sein Name!"

Wehmüthig verzitterte ihre Stimme. Kein menschliches Auge sah die Thräne, die über ihre Wange perlte. Ein theilnehmender Seufzer drang zu ihrem Ohre. Prairie-Vogel sprang auf; sie blickte sich um — und sah Niemand. Sie erfuhr es nicht, daß Reginald beim ersten Klange ihrer Guitarre leise hinter ihr Zelt geschlichen und Hörer ihrer Klagen geworden sei.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Anzeichen eines Bruches zwischen den Delawaren und Osagen. — Mahéga und Reginald Brandon. —

Als der Missionär in die Hütte des Häuptlings trat, erblickte er Tamenund auf einer Büffelhaut sitzend, gegen einen Ballen Tuch gelehnt. Der Rauch seiner reichverzierten Pfeife wirbelte in bunten Kreisen zur Decke der Hütte empor und suchte sich einen Ausgang durch die Ritzen und Spalten derselben. Kriegsaar lauschte achtungsvoll und aufmerksam auf die Worte seines Vaters. Der Gegenstand ihrer Unterredung schien wichtig zu sein, denn die Weiber und Jünglinge flüsterten abseits mit einander. Tamenund winkte dem Missionär, näher zu treten und sich nieder zu lassen. Schweigend ging die Pfeife herum. Dann redete der alte Delaware seinen Gast an: „Der schwarze Vater weiß, daß dunkele Wolken am Himmel stehn?"

„„Ja."" Kriegsaar und Tamenund wechselten einen Blick des Einverständnisses.

„Was sagt der schwarze Vater? Wird der Sturm ausbrechen oder die Sonne wieder scheinen?"

„„Das weiß der große Geist! Scheint die Sonne wieder, so werden wir dankbar sein; bricht der Sturm los, so hüllen wir uns in den Mantel der Geduld.""

Ein wilder Blick schoß aus Kriegsaars Augen, allein er entgegnete Nichts, bis Tamenund ihn anredete: „Was sagt Kriegsaar? Er möge sprechen!"

„„Der Schnee vieler Winter ruhet auf meines Vaters Scheitel; der schwarze Vater hat Weisheit gelernt vom großen Geiste. Es ziemt dem Kriegsaar zu lauschen, nicht zu sprechen,"" sagte der junge Mann und unterdrückte den Sturm in seiner Brust.

„Nein," antwortete der Missionär, „Kriegsaar spreche und die bejahrten Häupter werden seine Rede erwägen."

Jetzt erzählte der junge Häuptling, daß Wingenund auf der Heimkehr vom Truthahn-Fange in der Ferne einen fremden Indianer erblickt habe. Im Gebüsche verborgen habe er ihn vorbeigehen lassen und sei ihm dann verstohlen nachgeschlichen, um ihn zu beobachten.

Tief im Walde hatte sich der Indianer in einer Schlucht auf einem Erlenstumpfe niedergelassen; auf einen leisen und wiederholten Pfiff erschien ein Anderer, in welchem Wingenund zu seinem Erstaunen Mahéga erkannte. Nach einer kurzen Unterredung, welche zu belauschen ihn die Entfernung verhinderte, hatten sich Beide getrennt und Wingenund war dem Fremden auf's Neue gefolgt, der öfters stehen blieb und lauschend um sich blickte. Trotz aller Vorsicht, die jener brauchte, glückte es dem scharfsinnigen und geübten Jünglinge doch, seiner Spur zu einem Lager von zehn bis zwölf ihm unbekannter, bewaffneter Indianer nachzugehen. Eben so unbemerkt kehrte er zum

Lager der Delawaren mit einem Mocassin zurück, welchen einer der Krieger zufällig hatte fallen lassen.

In seiner Erzählung hier angelangt wies Kriegsaar den Mocassin vor. Der alte Häuptling prüfte ihn eine Zeitlang schweigend und erwiederte dann in leisen Kehltönen: „Dahcotah."

„„Ja,"" sagte Kriegsaar mit leiser, tiefer Stimme, in welcher der Zorn bebte, der in ihm kochte, „„ja, die Dahcotahs sind in den Wäldern; sie durchstreifen raubgierig die Umgegend wie Prairiewölfe. Der große Geist hat ihnen die Natur eines Hundes gegeben. Wagen sie es ihren Fuß auf das Jagdgebiet der Lenapé zu setzen, dann mögen ihre Weiber nicht klagen, wenn sie vergeblich ihren Pfad überblicken, vor die Brust schlagen und rufen: „Das Weib des Dahcotah ist eine Wittwe." Der böse Geist ist in das Herz der Washashee gekrochen; eine Schlange ist im Berathungszimmer der Lenapé und Lügen sind auf Mahéga's Zunge. Ist das genug oder muß Kriegsaar noch mehr sagen?""

„Die Worte meines Sohnes sind hart," erwiederte Tamenund und schüttelte kummervoll das Haupt. „Die Dahcotahs sind Hunde; sie werden beabsichtigen zu jagen. Ihr Herz ist nicht stark genug, um den Tomahawk auszugraben und mit den Lenapé zu fechten. Tamenund hält die Zunge Mahéga's nicht für so gespalten, sein Herz nicht für so schwarz. Noch sind es nicht zwei Sonnen — da saß er in diesem Zelte, rauchte und sprach von Olitipa, der Tochter der Prairie. Ihre Stimme sei ihm Musik, äußerte er; ihre Gestalt erscheine in seinen Träumen — und er bat Tamenund, sie ihm zum Weibe zu geben."

Bei diesen Worten hätte die unterdrückte Wuth des jungen Kriegers fast die eisernen Bande der indianischen Selbstbeherrschung gesprengt. Er knirschte hörbar mit den Zähnen, seine Brust hob sich mühsam; jede Muskel, jeder Nerv zit-

terte. Da begegneten seine Blicke dem scharfen, durchdringenden Auge des Missionärs, das auf ihm ruhete. Sogleich unterdrückte er den im Ausbruch begriffenen Sturm und frug mit erzwungener, fürchterlicher Ruhe: „Was antwortete mein Vater?"

„„Tamenund sagte, die Jungfrau sei dem Stamme heilig; sie sei ein Geschenk des großen Geistes; ihre Wohnung könne nie in dem Zelte eines Osagen sein. Er ging ohne ein Wort zu entgegnen, allein sein Auge sprach böse Worte genug.""

„Mein Vater sprach wohl! Mahéga suche sich ein Weib unter jenen Hunden, den ihm verbrüderten Dahcotahs! Kriegsaar wird nie wieder in seiner Hütte rauchen."

„„Mein Sohn hat seine Gedanken bisher nur halb gesagt,"" fuhr Tamenund nach einem kurzen Schweigen fort. „„Er spreche weiter.""

„Mein Vater befrage lieber den Arzeneimann und die Räthe, welche viele Winter gesehen haben. Kriegsaar wird seinen Tapferri zuflüstern, und wenn die Alten im Rathe gesprochen haben, wird er bereit sein."

Bei dieser zweideutigen Antwort warf Kriegsaar das Büffelfell über die Schulter und verließ das Zelt. Der Missionär sah das Unheil nahen, wußte aber nicht, wie er es abwenden sollte. Bevor er, seinem Friedensberufe gemäß, Versöhnungsversuche machte, beschloß er zu warten und zu beobachten, denn es entging ihm nicht, daß die Delawaren die Osagen mit Recht im Verdachte der Verrätherei hatten. Er pflegte — und darauf beruhete hauptsächlich das Ansehn, in welchem er bei seinen indianischen Freunden stand — nie einen Rath zu geben, wenn er nicht bestimmt wußte, daß der Erfolg ihn rechtfertigen würde. Daher sprach er mit dem alten Häuptling nur Weniges über gleichgültige Gegenstände und ging ebenfalls.

Baptiste hatte während dieser Unterredung in geringer Entfernung gesessen und war scheinbar ganz mit der Ausbesserung seiner etwas zerrissenen Mocassins beschäftigt gewesen. Indessen war ihm kein Wort entgangen. Obwohl er sich freute gegen die Sioux zu fechten, die er mit unauslöschlichem Hasse verfolgte, machte ihn doch die gefährliche Lage besorgt, in welche Reginald und seine Begleiter bei einem Bruche der Delawaren und Osagen gerathen mußten, da auch die Pawnees und ,andere kriegerische Stämme in der Nähe umherstreifen und leicht Parthei nehmen konnten. Er beschloß seinem jungen Führer einstweilen Vorsicht zu empfehlen, bis er die Absichten der Delawaren kenne, bei denen sein Muth und seine Gewandtheit, von welchen er in manchem Gefechte Proben abgelegt hatte, nicht weniger sprichwörtlich waren als sein tödtlicher Haß gegen die Dahcotahs.

Nichts störte die nächtliche Ruhe des Lagers, wenn man eine Stille so nennen kann, die beständig durch das Geplauder munterer Squaws, durch Hundegebell, durch die Gesänge eines Wacht haltenden Kriegers und das ferne Geheul hungriger Wölfe unterbrochen wurde. Prairie-Vogel, die alle seine Gedanken bei Tage erfüllte, besuchte Nachts Reginalds Träume. Als der Tag anbrach eilte er nicht etwa zu jagen oder zu rudern, sondern verliebten Träumereien in der Nähe des Zeltes derjenigen nachzuhängen, die ihm das Liebste auf Erden war. Auf Baptistes Warnung antwortete er lächelnd: „Du gestehst ja selbst ein, es sei bloß Verdacht. Du kennst die Sprache, die Listen und Kriegsgebräuche unserer Freunde. Ich vertraue Deinem Scharfblick die Sicherheit meiner Begleiter an. Bestätigt sich Deine Besorgniß, dann sag' es mir und du sollst mich bereit finden."

Bei diesen Worten verließ der junge Mann ohne Rifle, ohne Degen, ganz unbewaffnet die Hütte. Baptiste blickte ihm achselzuckend nach und brummte so laut, daß es Monsieur

Perrot, der an seiner Seite saß, hörte: „Verdacht . . . Gewißheit . . . Scharfblick! Nun wahrhaftig, er ist toll. Schwatzt, als wenn Complotte und Pläne bei diesen Rothhäuten nach Regeln und Winkelmaß gemacht würden, etwa wie bei Herrn und Prinzen in Europa! Das kommt von seinem städtischen Leben, von seiner feinen Erziehung und Bildung, wie sie's in einigen fremden Stämmen nennen! Lebt doch nun lange genug im Territorium, um zu wissen, daß bei diesen Indianern der erste Verdacht, den man kriegt, ein Pfeil in die Rippen oder ein Tomahawk ins Hirn ist. Kreuz Donnerwetter! Perrot, was denken Sie von ihrem Herrn? Ist er toll?"

„„Sehr viel toll,"" entgegnete dieser grinsend und fuhr eifrig fort Kaffeebohnen zum Frühstück zu mahlen; „„sehr viel toll, Monsieur Baptiste. Er sehr toll zu verlassen Paris und zu gehen zu seinem Onkel, dem Fuchsjäger; er noch toller, das mit den Hinterwäldern am Muskingum zu vertauschen, aber er ganz toll, zu verlassen Mooshanne und zu kommen hierher, wo es nur giebt nackte Wilde und kahle Prairien.""

„Ach, Perrot, mein Vater war ein Franzose aus Canada. Ist vielleicht nur bis Montreal ostwärts gekommen, schwatzte aber so gern von Paris, als ein Bär*) einen Honigbaum erklettert."

„„Er 'at Recht, Monsieur Baptiste; die Welt ohne Paris ist nur eine Frau ohne Zunge. Da sie kennen unsere Sprache, ich will sie sprechen mit Ihnen; denn Englisch-Sprechen ist nicht besser als zu zermalmen Steine mit den Zähnen."" Sofort ließ der lustige Diener eine lange Pari-

*) Im Russischen heißt der Bär Med-vede, Honig-Kenner; ein Beweis, daß dieses Thier in Europa, wie in Nord-Amerika die nämliche Vorliebe für diese Speise hat.

ser Tirade gegen seinen ernstern Gefährten los, für die aber bald Baptistes canadisches Französisch nicht ausreichte.

Der Morgen dämmerte ungewöhnlich schön. Allmälig stieg die Sonne über die waldgekrönten Hügel im Osten empor und der leichte Morgenwind schüttelte die Thautropfen aus den Blumenkelchen. Frisch und lieblich eilte Prairie-Vogel leichten Schrittes über das wallende Gras ihrem Lieblingsplätzchen zu. Dort am Fuße der bejahrten Eiche, wo Reginald sie zuerst erblickt hatte, setzte sie sich, öffnete das ehrwürdige Buch, welches sie überall hin begleitete, und ihre Seele schwang sich in den herrlichen Worten des gekrönten Sängers empor. Geschwätzig plätscherte der Bach zu ihren Füßen; fröhlich sangen die Vögel in den dichtbelaubten Zweigen ihre Frühmette; ringsum sproßten duftige Blumen, knospeten glänzend in tausend Farben die Blüthen....

Plötzlich vernahm sie Fußtritte und schreckte aus ihrem Sinnen empor. Das Blut schoß in ihre Wangen: sie vermuthete die Wiederholung des gestrigen Besuches. Allein, wie unangenehm fühlte sie sich überrascht der — riesige Mahéga stand vor ihr jenseit des Bächleins. In der Haltung und den Mienen des fürchterlichen Häuptlings lag Etwas, was ihr immer Scheu und Widerwillen eingeflößt hatte. Eingedenk des ihr vom Missionär jüngst gegebenen Winkes erwiederte sie seinen vornehmen Gruß mit freundlichem Nicken, behielt aber Geistesgegenwart genug, um ihre Lectüre fortzusetzen, als wollte sie eine Unterhaltung vermeiden. Das war Mahégas Absicht nicht. In den sanftesten Tönen, die seinem rauhen Organe möglich waren, begann er ihr viel Schmeichelhaftes über ihre Schönheit und ihre Reize zu sagen. Die Jungfrau dankte ihm kühl und setzte hinzu, sie lese die Gebote des großen Geistes und wünsche nicht gestört zu werden.

Mahéga ließ sich nicht abweisen. Er erneuerte seine Be-

theuerungen und Versprechungen und schloß mit den Worten: „sie müsse seine Frau werden; er sei ein Krieger und würde ihren Wigwam mit Beute und mit Trophäen füllen.“ Seine Aufregung wuchs mehr und mehr; die Bitte glich zuletzt der Drohung. Prairie-Vogel erwiederte mit erzwungener Ruhe, sie wisse, daß er ein großer Krieger sei, doch könne sie nicht seine Gattin werden. Ihre Pfade seien verschieden. Der seinige führe ihn zu Kampf und Beute, zu Kriegsruhm und Ansehn. Sie müsse der Kranken warten und die Gebote des großen Geistes nach seiner heiligen Schrift erfüllen. Gereizt durch diese freundliche aber bestimmte Antwort brach der Häuptling zornig in eine Fluth von Schmähungen und Drohungen aus. Er schalt sie „Findling“ und „Sklavin.“ Trotz der Delawaren-Weiber und ihrer weißen Verbündeten müsse sie in seiner Hütte schlafen, wäre gleich diese Ehre größer, als sie verdiente.

Unwillig sprang das gekränkte Mädchen auf und blickte ihm voll ins Gesicht, als sie erwiederte: „Prairie-Vogel ist ein Findling. Wenn Mahéga seine Aeltern kennt, so schändet er ihren Namen. Lieber will sie Tamenunds Sklavin als Mahégas Gattin sein.“

Ein teuflisches Grinsen flog über die Züge des Wilden. „„Olitipa's Worte sind bitter. Mahéga verlacht ihren Unwillen. Sie ist allein und unbeschützt. Will sie ihm zu seiner Hütte folgen, oder muß der Krieger sie mit Gewalt fortschleppen?““ Dabei trat er dicht an das Ufer des schmalen Baches.

Obwohl erschrocken behielt die Jungfrau Besinnung genug, um zu sehen, daß Flucht unmöglich sei; jedoch hielt der Muth beleidigter Tugend sie aufrecht. Ihre furchtlose Antwort athmete gerechten Unwillen. „Olitipa ist nicht allein, ist nicht unbeschützt. Der große Geist schützt sie. Vor ihm ist Mahéga ein schwacher Grashalm, seine Stärke die eines

Kindes. Sieh her," fuhr sie fort und riß einen scharfen Dolch aus dem Gürtel, „Olitipa ist nicht schutzlos. Thut Mahéga einen Schritt, um über den Bach zu gelangen, so durchbohrt dieser Dolch ihr Herz und der große Mahéga wird zu den Jagdgefilden der Todten als ein Feigling und ein Weibermörder eingehen."

Sie zuckte den Dolch auf ihren Busen, der in wilder Aufregung sich hob; das dunkele Auge flammte stolz; ihr Wuchs schien erhöhet. Die Gluth ihrer Wangen, die würdevolle, stolze Haltung machte ihren Besitz dem Wilden noch wünschenswerther. Nur List konnte seine schändlichen Absichten gelingen lassen. Daher erwiederte er spöttisch: „Olitipa vertrauet der Schärfe ihres Messers; Mahéga verlacht sie. Wânemi ergreif' ihren Arm und halte ihn!"

Ueberrascht wandte die Jungfrau ihr Haupt um; sie vermuthete hinter sich einen Indianer, welchem dieser laute Befehl galt. In diesem Augenblicke sprang der listige Häuptling schnell über den Bach und umschlang mit triumphirendem Lächeln ihren Leib. „„Die Holde ist Mahégas Gefangene; es ist hier Niemand außer ihm; eine listige Rede kitzelte Olitipas Ohren.""

Das unglückliche Mädchen sah sich überlistet. Vergebens sträubte sie sich, um sich den Armen des Wilden zu entringen. Ein schwacher, verzweifelter Schrei entfloh ihren Lippen.

Da stürzte Reginald mit einem wilden Sprunge aus dem nahen Dickicht auf Mahéga zu, ohne Waffen wie er war, nicht achtend auf die Riesenstärke seines gewaltigen Gegners. So stürzt der hungrige Tieger auf seine Beute. Prairie-Vogels Schrei verlieh jeder seiner Sehnen zehnfältige Kraft. Mit eisernem Griffe packte er Mahéga an der Kehle. Der Indianer sah sich genöthigt, das Mädchen fahren zu lassen. Allein noch hielt er den Dolch in den Händen, den er während des Ringens zweimal in Reginalds Arm und Schul-

tern tauchte. Dieser ließ nicht ab; wüthend drängte er seinen Feind, bis dieser über eine Wurzel strauchelte und krachend aufs Haupt niederstürzte. Das Blut schoß ihm stromweise aus Mund und Nase. Reginald war im Falle mit niedergezogen worden. Jetzt packte er den Dolch und zückte ihn auf Mahéga. Da fühlte er eine leichte Berührung am Arme. Es war Prairie-Vogel. Bleich wie Marmor kniete sie neben ihm und hielt die heilige Schrift noch in den Händen.

„Reginald," flehte sie leise, „tödte ihn nicht. Die Rache ist mein, spricht der Herr."

„„Auf Deine Bitten, Geliebte, will ich des Schurken schonen,"" rief der junge Mann athemlos und vom Kampfe erhitzt. „„Jetzt ist er betäubt und bewußtlos; aber er wird zu sich kommen und seine Wuth, so wie sein Rachedurst wird ohne Gränzen sein. Doch soll er es wissen, daß ich sein geschont habe."" Damit schnitt er Mahéga die bunte, reichverzierte Scalplocke vom Haupte und legte sie neben ihn hin.

Schweigend entfernten sich Beide; ihr Herz war zu voll. Unbewußt stützte sich Prairie-Vogel auf Reginald's Arm. Endlich blieb sie stehen und sah ihn mit thränenfeuchten Augen an. „Wie kann ich Ihnen jemals vergelten? Nächst dem Himmel, dessen Werkzeug Sie waren, danke ich Ihrem Muthe die Befreiung aus einer Lage, die mehr als Tod war." Ein Schauder überlief sie, als sie der rauhen Berührung Mahégas gedachte.

„„Theuerste, als Mann hätte ich der Aermsten, der Unbedeutendsten Deines Geschlechtes denselben Dienst erwiesen. Wie reich fühle ich mich belohnt, ihn einem so herrlichen Wesen geleistet zu haben."" Der sanfte Klang dieser Worte und der gefühlvolle Blick, welcher sie begleitete, machte, daß Olitipa erröthend das dunkele Auge niederschlug. Da fiel ihr Blick auf den blutgerötheten Aermel ihres Begleiters.

„Oh! Sie sind verwundet! Schwer verwundet, fürchte ich,“ fuhr sie fort und ängstliche Besorgniß malte sich in ihren ausdrucksvollen Zügen.

„„Ich denke nicht. Ich kann ja gehen und Ihnen den Arm bieten.““

Während er so sprach ward er durch den Blutverlust immer bleicher, immer schwächer. Die Wunde an der Schulter war kalt und steif geworden und verursachte ihm entsetzliche Schmerzen. Prairie-Vogel ließ sich durch seine angenommene Fröhlichkeit nicht täuschen. Schnell hieß sie ihn auf einen Stamm niedersitzen, der am Wege lag. Der Gedanke, Reginald leide, beflügelte ihre Schritte, verdoppelte ihre Kräfte. Sie schöpfte in seiner Jagdmütze frisches Wasser aus dem nahen Bache, hieß ihn einige Tropfen trinken und besprützte ihm Schläfe und Gesicht. Jetzt streifte sie den Aermel seines Jagdgewandes hinauf. Das Blut quoll noch immer aus zwei starken Wunden im linken Oberarme. Sie wusch die Wunde aus, drückte sie sorgfältig zusammen und legte ein Heilpflaster darüber, welches sie aus dem Beutel, den sie am Gürtel trug, zog. Hierauf verband sie den Arm fest mit ihrem Tuche; dann kniete sie neben ihm nieder, um den Erfolg ihrer Bemühungen in seinem Gesichte zu lesen.

Bald verging der Schwindel und die Schwäche, welche der Blutverlust hervorgerufen hatte. Entzückt sah Pairie-Vogel sein Bewußtsein, seine Kraft wiederkehren und ein Lächeln über seine Züge schweben. O mein Gott, ich danke dir! murmelte sie, barg das Gesicht in beide Hände und weinte vor Rührung und Freude. Reginald hörte diese Worte, sah ihre Thränen und konnte die Gefühle seines überwallenden Herzens nicht länger unterdrücken. Freundlich zog er sie mit dem unverwundeten Arme an sich heran und flüsterte ihr die ersten Ergüsse seiner zärtlichen, glühenden Liebe ins Ohr.

Sie antwortete nicht. Schneller strömten ihre Thränen,

Thränen der tiefsten Rührung. Ein Druck ihres Händchens gab ihm die Gewißheit ihrer Gegenliebe. Und nochmals und immer aufs Neue wiederholte er jene heiligen, glühenden Gelübde, wodurch die Hoffnung und Furcht, das Glück und die Liebe, ja das Leben zweier unsterblichen Wesen unauflöslich zusammenschmilzt. Sie lehnte das Haupt an seine Schulter, um ihr Erröthen zu verbergen; ihre Hand ruhete in der seinigen. Und immer wieder drang er in sie, sein Glück durch ihr Jawort zu krönen. Endlich hob sie ihr liebestrahlendes Auge zu dem seinen empor und flüsterte hörbar: „Für immer." Da besiegelte er mit einem Kusse auf die süßen Lippen das hehre Bündniß der Seelen......

Ihr glänzenden Augenblicke der Seligkeit, wie schnell geht ihr vorüber! Wie flammende Blitze erleuchtet ihr den dunkeln, stürmischen Pfad des Lebens! So kurz, so flüchtig ihr seid, mächtig und nachhaltig ist euer Eindruck! Bald entzündet ihr eine hehre Gluth, die selbst im Tode nicht erlischt; bald ach, verheert ihr mit Alles versengender Flamme das Herz!

Wie lange sie in süßer Einigung auf dem umgesunkenen Baumstamme gesessen? Wir verschweigen es; genug, Prairie-Vogel vergaß ihren Schrecken, Reginald seine Wunden. Nach ihrer Heimkehr ins Lager suchte Jeder die Einsamkeit, um jenen köstlichen Träumen nachzuhängen, die wahrlich nicht den letzten Platz unter den Freuden der Liebe einnehmen.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Ethelston rüstet sich Mooshanne zu verlassen. Mahéga ist als Redner glücklicher als in der Liebe. Ein Sturm und eine Windstille.

Indessen verflossen den Bewohnern von Mooshanne freundlich die Stunden. Lucy und Ethelston suchten sich für die

Leiden der langen Trennung reichlich zu entschädigen. Morgen und Abend fand sie beisammen; mit einander genossen sie den herrlichen, sich mehr und mehr entfaltenden Frühling. Oft begegnete ihnen Tante Mary, wenn sie geschäftig die Runde vom Taubenschlage zum Hühnerhofe oder zur Hütte eines kranken, unglücklichen Nachbars machte. Der Bootsmann kam oft von Marietta herüber, um seinen Capitän zu besuchen und sich zu erkundigen, ob keine Aussicht zu einer andern Reise sei. Die Zeit verstrich ihm gar zu träge und langsam zu Lande. Zwar tröstete er sich bisweilen mit einer Pfeife und einem Glase in Gesellschaft David Muirs in dessen Hinterstube, aber er sehnte sich ungemein wieder in See zu stechen und äußerte öfters, er hätte lieber die Fahrt auf süßem Wasser im Canoe mitgemacht, als so in den Docken zu liegen, so lange der alte Rumpf noch fest und segelfähig sei. Sein Sohn Heinrich machte immer größere Fortschritte in Jessies Gunst. Zum Unglück für den jungen Mann hatte sein Vater diese stille Neigung entdeckt, und ließ sich keine Gelegenheit entgehen, in Gegenwart des Mädchens darauf zu sticheln, um sich an ihrer Verwirrung zu weiden. Dabei begleitete er seine Scherze mit seltsamem Grinsen und derben Püffen in die Rippen seines Sohnes. David Muir war und blieb blind und Dame Christine war zu sehr mit der Regierung ihres Hauswesens (mit Einschluß der gelegentlichen Vorlesungen und Gardinenpredigten, die sie ihrem Manne hielt,) beschäftigt, als daß sie sich den Kopf mit solchen kindischen Ideen, wie sie's genannt haben würde, verwirrt hätte.

So standen die Sachen an den Ufern des Muskingum, als der Obrist Briefe aus St. Louis erhielt. Seit der Abreise Reginalds waren dort mehrere bedeutende Differenzen zwischen den Agenten der verschiedenen Handelsgesellschaften eingetreten, die den beim Pelzhandel interessirten Personen mit empfindli=

chem Verluste droheten. Zugleich empfing Ethelston einen Brief mit einem fremden Poststempel versehen. Er las. Seine Stirn umwölkte sich; er versank in eine schmerzliche Träumerei. Lucy bemerkte seine Trauer. Leise legte das liebende Mädchen ihre Hand auf seinen Arm und sagte halb scherzend, halb ernsthaft: „Habe ich jetzt nicht ein Anrecht auf alle Deine Geheimnisse, Eduard?“

„„Noch nicht,““ erwiederte er ebenso. „„Fast möchte ich Deine Neugierde nicht befriedigen, bis Du ein volles Anrecht darauf hast.““ Lucy erröthete, doch zog sie die ausgestreckte Hand nicht zurück, ja sie drohete ihm mit ihrem Mißfallen, wenn er nicht sofort gehorchte. Da reichte er ihr den Brief und verließ das Zimmer mit den Worten, „„dann muß ich mich wohl unterwerfen. Der Inhalt ist traurig, doch sehe ich keinen Grund ihn zu verheimlichen.““ Das Schreiben lautete, wie folgt:

„Geehrter Freund!

Soll ich Ihnen den Schmerz schildern, den ich empfand, als ich mein verwandeltes, mein verödetes Vaterhaus wiedersah? Mein Vater hat mir Alles erzählt; er blickt auf Ihre Anwesenheit auf der Insel ohne Zorn, obwohl tief betrübt zurück. Es schmerzt ihn, Sie eine Zeitlang so verkannt zu haben und er fürchtet in der ersten Bitterkeit seines großen Schmerzes sein Unrecht nicht wieder ausgeglichen zu haben. Daher beauftragte er mich, Sie von diesen seinen Gefühlen in Kenntniß zu setzen. Von Ihrer Ankunft auf der Insel, bis zu Ihrem Scheiden von derselben, war Ihr Benehmen stets edel, offen und großmüthig — mit einem Worte, Ihrer selbst würdig. Wir betrauern noch immer unsern Verlust, aber wir beugen uns in Demuth der Vorsehung, deren Wege unerforschlich sind. Empfangen Sie die wiederholte Versicherung der Hochachtung und Ergebenheit Ihres Freundes

Eugen L'Estrange.“

Lucys Augen füllten sich mit Thränen. Weinte sie aus Theilnahme an dem schweren Unglücke, welches die Familie L'Estrange heimgesucht hatte, oder vor Freuden über das ehrenvolle Zeugniß, welches der Brief von dem tadellosen Benehmen ihres Geliebten ablegte? Gern willigte der Obrist in ihre Bitte, nie wieder eines Vorfalles zu gedenken, der so schmerzliche Erinnerungen in Ethelston wecken mußte.

Als Letzterer der erhaltenen Aufforderung zufolge auf dem Zimmer des Obristen erschien, redete dieser ihn also an: „Ich wüßte Niemand, dem ich mit so vielem Rechte meine Geschäfte zu St. Louis, welche sofort erledigt werden müssen, anvertrauen könnte als Dir, Eduard." Ethelston ward verlegen und zögerte mit der Antwort. „Ah ha!" fuhr der Obrist lachend fort: „Du hast nicht viel Lust, wie es scheint, Mooshanne sobald wieder zu verlassen. Sicherlich denkst Du an eine gewisse junge Dame und an gewisse Versprechungen!"

„„Und sollte ich nicht, mein bester Vater, mein gütiger Freund?"" war die Antwort.

„Dagegen läßt sich allerdings Nichts einwenden. Indessen ist diese Reise in Deinem, wie in meinem Interesse nothwendig. Ein großer Theil Deines väterlichen Erbes ist im Pelzhandel angelegt. Dies, so wie die Rücksicht auf Deine künftige Gattin, muß Deinen Entschluß bestimmen. Dein Aufenthalt zu St. Louis kann höchstens sechs bis acht Wochen dauern. Bis dahin kehrt auch Reginald von seinem Ausfluge zurück. Dann kommt ihr zusammen heim und wir werden dann in Betreff der jungen Dame Dir keine weitern Hindernisse in den Weg legen."

„„Wie kann ich Ihnen je diese Güte vergelten,"" sagte Ethelston und ergriff die Hand des Obristen, „„gestatten Sie nur, daß ich meine Lucy von Allem in Kenntniß setze. Dann geben Sie mir Ihre Verhaltungsbefehle und ich reise augenblicklich."" Lucy mochte freilich anfangs Nichts davon hören,

indessen willigte sie endlich ein und in wenigen Tagen war er reisefertig . . . .

. . . .

Lange lag Mahéga blutend und ohnmächtig unfern vom Lager der Osagen und Delawaren am Boden. Selbst als er wieder zu sich kam, war er noch eine geraume Weile hindurch unfähig, sich an das zu erinnern, was seiner Ohnmacht vorhergegangen war. So betäubend war der heftige Streich auf sein Haupt, so groß der Blutverlust gewesen. Da fiel sein Auge auf die abgeschnittene Skalplocke und auf den Dolch, den Reginald dicht daneben in den Rasen gestoßen hatte. Jetzt ward ihm Alles klar: sein Kampf, sein Sturz und Prairie-Vogels Flucht. Seine Wuth wuchs bei dem Gedanken, seinen Skalp so von einem Feinde verachtet zu sehen, der es verschmähet hatte, sein Leben zu nehmen.

So heftig die Leidenschaften waren, die in seiner Brust kochten, so wohl verstand er es auch, sie mit der größten Selbstbeherrschung zu verbergen. Langsam erhob er sich vom Boden und ging, im Wasser des nahen Baches jede blutige Spur seines Kampfes zu verwischen. Dann schlug er den Weg nach dem Lager ein. Mannigfache Pläne durchkreuzten sich in seinem Kopfe, die ihn zur Erreichung seiner Absichten — dem Besitze Olitipas und dem Tode Reginalds — führen sollten.

Mahéga, obwohl ein roher, ununterrichteter Wilder, besaß ungewöhnliche Fähigkeiten. Kühn und unbeugsam in Ausführung seiner Pläne, war er verschlagen genug, um den andern Häuptlingen und Tapfern im Rathe unwichtige Zugeständnisse zu machen. Gegen die Gewohnheit der Meisten seines Stammes, ja der Wilden überhaupt, war er sich recht wohl bewußt, daß die Macht und die Stärke aus der Eintracht entspringen. Daher überredete er seine Landsleute, daß er einzig und allein ihren Vortheil und ihr Wohl bezwecke,

wenn gleich sein ganzer Ehrgeiz nur die Erreichung seiner eigenen Absichten war. Von Vielen gehasst, von den Meisten gefürchtet, war Mahéga wegen seiner Unerschrockenheit, wegen seines Kriegsglückes, endlich wegen der Freigebigkeit, womit er sorglos seinen Antheil an der Beute vertheilte, der angesehenste Häuptling im Stamme. Sein erster Gedanke, als die Delawaren sich am Osage-Flusse niederließen, war die Vernichtung derselben durch einen offenen Angriff. Allein er fand die Ankömmlinge besser mit Waffen und Schießbedarf versehen und der Erfolg erschien zweifelhaft. Zudem verkehrten die Delawaren viel mit Handelsleuten aller Art. Daher ließen sich wichtigere Vortheile und größerer Gewinn für seinen Stamm von der Aufrechterhaltung der freundschaftlichen Beziehungen mit ihnen hoffen.

Aus diesen Beweggründen hatte er nicht nur zum Frieden mit den Delawaren gerathen, sondern auch durch seinen Einfluß jenes Bündniß durchgesetzt, welches die beiden Stämme eine Zeit lang in einem Lager mit einander vereinigte. Die Erwartungen, die er von dem Bündnisse hegte, wurden nicht getäuscht. Seit jener Vereinigung waren die Osagen im Stande gewesen, die Einfälle der Pawnees und anderer umherschweifender Stämme in ihr Jagdgebiet mit Erfolg zurückzuweisen, während sie früher manche ernste Niederlage erlitten hatten. Auch war sein Stamm jetzt durch die Kaufleute reichlich mit Waffen und Schießbedarf versehen. Sein eigener Einfluß war größer als je, allein er konnte einen Nebenbuhler wie Kriegsaar, dessen Waffenthaten rühmend anerkannt wurden, nicht dulden, noch es ertragen, daß Tamenunds auf Milde gegründetes Ansehn seine ehrgeizigen Pläne durchkreuzte und verhinderte.

So war denn Mahéga fest entschlossen, die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, um mit den Delawaren zu brechen. Es läßt sich denken, wie sehr seine Rachsucht durch die ver-

ächtliche Zurückweisung seiner Werbung um Prairie-Vogel, so wie durch den Unfall entflammt wurde, den er durch ihren weißen Beschützer erlitten hatte. Um den beabsichtigten Streich nicht länger zu verzögern, hatte er bereits früher sich im Geheimen mit den kriegerischen und mächtigen Dahcotahs verbündet. Die Gelegenheit zur Rache an Prairie-Vogels Verwandten und an den verhaßten Weißen, die ihr Lager theilten, war zu lockend, als daß er sie hätte entschlüpfen lassen sollen.

Jetzt führte er seinen Plan mit dem Scharfsinne und der tiefen Verstellung aus, die ihm seinen Einfluß im Rathe der Osagen verschafft hatte. Sobald er sein Zelt erreicht hatte, bekleidete er sich mit seinem geheimnißvollen Zaubrer-Gewande*), schminkte sein Gesicht mit entsprechenden Streifen und verbarg den Verlust seiner Skalplocke mit einem Tuche, welches er Turban-artig um den Kopf schlang. Hierauf besuchte er die Häuptlinge und die Tapfern, von deren Mitwirkung der Erfolg hauptsächlich abhing.

Mehrere derselben waren seinen Plänen nicht abgeneigt und hatten sich bereits bei dem Bündnisse mit den Dahcotahs betheiligt; Andere bestimmte er durch Gründe und den Umständen und Characteren nach, gewählte Lockungen, seiner Ansicht beizutreten. Als er nach seinem Zelte zurückkehrte, war er der einflußreichsten Krieger gewiß und durfte hoffen, den

*) Die Büffelhäute der Osagen und einiger andern Stämme am Missouri werden mit dem verschiedensten Zierrath und mit den seltsamsten Sinnbildern bemalt. Die letztern beziehen sich auf Krieg, Heirath, Zauber und Arzeneikunde (medicine) und Mysterien. Diese trägt man insgemein bei Berathungen. Bei diesen Gelegenheiten pflegt der Häuptling, welcher etwas Wichtiges vorzutragen hat, der Malerei seines Gesichtes noch einige Streifen hinzuzufügen, welche den Sinnbildern auf seiner Büffelhaut entsprechen.

Widerstand der Vorsichtigern und Gewissenhaftern, welche ihren Verbündeten, den Delawaren, treu bleiben wollten, leicht zu überwinden.

Inzwischen war Kriegsaar nicht müßig; auch er besuchte die Krieger seines Stammes. Sie waren einmüthig entschlossen, alle Verbindung mit den Osagen abzubrechen, sobald diese offen Etwas wagten, was die Aufhebung des bestehenden Bündnisses rechtfertigen konnte. Er beschloß ferner alle Bewegungen Mahégas, dessen Bosheit und Einfluß er kannte, zu überwachen und wählte einen klugen, der Osagen-Sprache kundigen Delawaren-Jüngling, dem er auftrug um das Zelt des Häuptlings herumzuschweifen und Alles zu berichten, was er dort sehen und hören würde.

Gegen Abend ließ Mahéga die meist auf seine Rede vorbereiteten Krieger und Tapfern nach indianischer Sitte durch Läufer zusammenrufen. Als eine genügende Anzahl versammelt war, trat der schlaue Häuptling in der beschriebenen Kleidung aus seiner Hütte und dankte zuvörderst, daß sie seiner Aufforderung so schleunig nachgekommen seien. Dann fuhr er fort:

„Warum rief Mahéga die Krieger zusammen? Wollte er ihnen sagen, daß die Fährte des Auerochsen in der Nähe sei? Noch haben die Arzenei-Männer die Jagdpfeife nicht der Wahconbah geraucht. Wollte er zu ihnen von den Scalps reden, die ihre Väter genommen haben? Noch sind die jungen Männer nicht zum Kriegstanze herbeigerufen worden, noch haben ihre Ohren nicht die Trommel gehört.*) Wollte

---

*) Bei den Kriegstänzen der Indianer am Missouri begleitet der eintönige Gesang der Arzenei-Männer den Tritt der Tanzenden; eine kleine Trommel von rohem Bau und dumpfem, schrecklichem Tone wird gerührt. Meist besteht letztere nur aus einer getrockneten Haut, welche über einen von den Squaws mit Messern ausgehöhlten Klotz gespannt ist.

er ihre Ohren mit Worten, welche dem dürren Grase gleichen, kitzeln? Mahégas Zunge ist nicht süß wie Honig. — Nein, er hat die Washashe berufen, um ihre Ohren und Augen zu öffnen. Schlangen sind unter ihre Hütten gekrochen; die Hunde im Dorfe sind Wölfe geworden."

Mahéga hielt ein und blickte um sich. Die Zuhörer, welche das Ziel seiner Rede noch nicht kannten, sahen einander an. Ihre Aufmerksamkeit war gefesselt und der Redner fuhr fort: „Als Mahéga ein Jüngling, als unsere Väter Krieger waren, wer war damals so mächtig als die Washashe? Unsere Jäger tödteten das Wild und den Auerochsen von der Neska bis zum Topeo=kà.*) Die Konzas waren unsere Brüder; wir fürchteten Niemand. Da kamen die Mahehunguh;**) ihre Zungen waren glatt und ihre Hände gefüllt. Die Washashe hörten auf ihre Rede. Ist es nicht so?"

Ein dumpfes Gemurmel durchlief die Reihen der aufmerksamen Hörer. Mahéga wußte, daß er auf trügerischem Grunde stehe, und seine Absicht war, nicht gegen die Weißen im Allgemeinen, sondern gegen die Delawaren und ihre weißen Freunde den Rachedurst der Osagen zu entflammen. Daher fuhr er in milderm Tone fort: „Die Lang=Messer rauchten mit uns die Friedenspfeife; wir gaben ihnen Fleisch und Häute. Sie dagegen brachten uns Schminke, Decken, Feuergewehre, Zauber=Pulver und Blei. Das war Alles gut. Aber wer kam mit den Lang=Messern? Die Lenapé!" Er hielt einen Augenblick inne, blickte wild um sich und sagte dann lauter: „Und wer sind diese Lenapé? Sie waren Bettler, als sie zu uns kamen. Ihre Haut ist roth, aber ihre Herzen sind weiß. Kennen wir nicht die Geschichte ihrer Väter? Wa=

---

*) Der Indian. Name für die Flüsse Konsas und Osage, die beide in den Missouri fallen.

**) Auf Englisch: Lang=Messer oder Amerikaner.

ren sie nicht die Sklaven der Krieger anderer Stämme?*) Waren sie nicht Weiber? Verließen sie nicht den Kriegspfad, um Mais zu pflanzen und das Feuerwasser der Lang-Messer zu trinken? Sie gaben ihr Jagdgefilde auf und verließen die Gebeine ihrer Väter, gingen über den Ne-o-hunge**) und baten um die Freundschaft der Washashe. Wir zündeten die Pfeife an, nahmen sie wie Brüder auf und öffneten ihnen das Jagdgebiet, aber ihre Herzen waren schlecht gegen uns. Mahéga sagt Euch, daß die Lenapé Schlangen sind."

Ein lebhaftes Gemurmel zeugte von der steigenden Aufregung der Indianer. Mahéga fuhr noch kühner fort: „Ist nicht Mahéga ein Häuptling? Hat er nicht seine Feinde erschlagen? Hängen keine Skalps an seinem Gürtel? Er war gut gegen diese Lenapé, behandelte ihre Krieger wie Brüder, und wollte Olitipa zu seinem Weibe machen. Da gaben sie ihm bittere Worte und warfen Koth auf seine Hütte. Soll der Häuptling der Washashe ein Hund genannt werden?" Donnernd fügte er hinzu: „Soll er auf dem Boden sitzen und ein Lenapé ihm ins Gesicht speien?"

Die Versammlung brach Rache dürstend in wüthendes Geschrei aus; Mahéga winkte ungeduldig, um Ruhe zu gebieten. „Die Herzen der Lenapé sind falsch; ihre Arme

---

*) Die Lenapé hatten sich, wie Heckewalder dies so rührend schildert, von den Weißen überreden lassen, die Waffen niederzulegen und friedlich den Acker zu bauen. Die kriegerischen Stämme in Norden versprachen ihnen Schutz. Die unausbleibliche Folge davon war, daß sie schimpflich und ungerecht behandelt wurden. Nothgedrungen ergriffen sie daher die Waffen wieder, welchen sie sich entwöhnt hatten, und erlitten viele Unfälle durch die „six nations" und die umwohnenden Stämme.

**) So heißt bei den Osagen der Missisippi.

schwach, ihre Zungen gespalten: sie wissen das und haben eine Schaar von Lang-Messern herbeigezogen, um die Washashe von ihrem Jagdgebiete zu vertreiben. Soll es so sein? Sollen wir, wie Kinder, unsere Rücken der Ruthe hinhalten? Sollen wir winseln wie hungrige Wölfe? — Seht her, wie die bleichen Gesichter Euren Häuptling verhöhnen!" Bei diesen Worten riß Mahéga den Turban vom Haupte und hielt mit der andern Hand die Skalplocke empor. Jeder seiner Muskel zitterte vor Wuth. „Das hat die Hand des weißen Jünglings gethan! Mahéga schlief unter einem Baume. Jener, den sie Netis nennen, der unser Mahl getheilt und die Pfeife mit uns geraucht hat, schlich sich herzu, schlug ihn aufs Haupt und schnitt ihm das Haar ab." Die Osagen glaubten diese Lüge. Wüthend heulten sie laut auf. Mahéza ließ das Eisen nicht erkalten: „Genug — die Washashes sind keine Weiber. Sie werden das Beil ausgraben und in die Rathsversammlung dieser bleichen und weiß-herzigen Hunde werfen. Der große Häuptling der Dahcotahs hat mit Mahéga gesprochen und sucht die Freundschaft der Washashes. Die Dahcotahs sind Männer. Zahlreich, wie die Blätter des Waldes, sind die Auerochsen auf ihren Jagdgefilden. Sie wünschen die Washashes Brüder zu nennen und warten auf Mahégas Worte. Was soll er antworten?"

Ein lautes Geschrei war die Antwort. Mahéga sah seinen Triumph vollständig. Er faltete sein Gewand um die Schulter, gebot mit einem Winke nochmals Schweigen und entließ die Versammlung: „Ehe die Sonne sinkt, werden sich die Häuptlinge und Tapfern nochmals im Rathe begegnen. Die Washashes werden ihre Worte hören und bereit sein." Mahéga warf einen ausdrucksvollen Blick seines dunkeln Auges auf seinen Tomahawk und ging langsam in sein Zelt zurück.

Der Jüngling, welchen Kriegsaar als Späher gesandt hatte, vollzog seinen Auftrag treu und geschickt. Obwohl nur wenig mit der Sprache vertraut, hatte er doch verstanden, daß ein naher Bruch bevorstehe. Es blieb nur ungewiß, ob dieser in Folge einer offenen Rathsversammlung eintreten sollte, oder ob sich die Osagen im Geheimen mit den Dahcotahs vereinigen würden.

Daher verließ Kriegsaar das Lager vor Tagesanbruch, theils um zu sehen, ob eine ungewöhnliche Unruhe unter den Osagen herrsche, theils um in der Stille zu erwägen, was er auf Befragen im Rathe der Lenapé antworten sollte. Darin gleichen sich alle Abkommen Adams, ihre Haut mag roth oder weiß sein: in solchen Fällen suchen sie die Einsamkeit und fliehen den Lärmen ihrer geschäftigen Mitmenschen.

Von ganz andern Gefühlen geleitet, fanden sich Reginald und Prairie-Vogel nach schweigender Uebereinkunft bald nach Sonnenaufgang unter dem großen Stamme zusammen, wo er sie zuerst erblickt hatte. Um einer Verrätherei von Seiten Mahégas zu begegnen, hatte Reginald die Ereignisse des gestrigen Tages dem Führer anvertraut und ihm Wachsamkeit anempfohlen. Der treue Jägersmann, welcher sehr schweigsam geworden war, seitdem er die Neigung seines jungen Herrn entdeckt hatte, zuckte mit den Schultern und versprach zu gehorchen. Zu klug, um sich dem Strome zu widersetzen, der Reginald mit sich fortriß, beschloß er, obwohl ahnend, daß Obrist Brandon diese Nachrichten übel aufnehmen könnte, Prairie-Vogel, deren holde Lieblichkeit ihn gewonnen hatte, vor den Nachstellungen des Osagen zu sichern....

Kriegsaar hatte das Lager der Osagen ruhig gefunden. Aufgeregt durch die Verrätherei der Letztern und durch Manches, was seine Gefühle am empfindlichsten Flecke verletzt hatte, bewegt, ging er über die Prairie im Westen des Dorfes dahin.

Prairie-Vogel war unter seinen Augen aufgewachsen, zugleich mit ihr seine Liebe; die Liebe zu ihr, die, wie er wohl wußte, nicht seine leibliche Schwester war. Der freundliche Leser erinnert sich vielleicht noch, wie sorgfältig Kriegsaar in seiner stillen Neigung sich der Nennung ihres Namens enthielt und nie darauf einging, wenn Wingenund über Olitipa sprach. Zwar hatte er sich nie offen um sie beworben, allein die Verachtung, womit sie den Osagen zurückgewiesen hatte, und die Freundlichkeit, mit der sie ihm stets begegnet war, ließen ihn einen günstigen Erfolg hoffen. Im Wesen der Jungfrau lag so viel Ehrfurcht Gebietendes, daß er, die heilige Scheu der übrigen Indianer theilend, es nie gewagt hatte, sich zu erklären. Seine Aufmerksamkeit war in der letzten Zeit durch die Umtriebe unter den Osagen etwas von Olitipa abgelenkt worden. Er wußte, daß sie mit Reginald bekannt geworden war; auch hatte er das Abenteuer des gestrigen Tages gehört und eine gewisse Unruhe erfüllte seinen Busen, obwohl er sich Nichts merken ließ.

Jetzt schritt er eben durch den Hain, der der Schauplatz dieses Ereignisses gewesen war. Da — auf dem lichten Waldplane — blieb sein Auge starr auf einen befremdenden Anblick geheftet. Wie angedonnert blieb er stehen. Da saß Prairie-Vogel auf einer hervorragenden Wurzel unter dem bejahrten Baume; ihre Wange glühete; ihr Auge strahlte. Begierig lauschte sie auf die Schwüre des Neu-Verlobten; ihre Hand ruhete in der seinen und mehr als einmal drückte Reginald diese an seine Lippen. Mehrere Minuten stand der Indianer regungslos wie eine Statüe; Verzweiflung schien den Umlauf seines Blutes anzuhalten. Langsam kehrte das Bewußtsein zurück. Da saß das Mädchen, die er so heiß geliebt, das Mädchen, der er so lange Monate und Jahre treu und eifrig gedient, und wechselte Zeichen der Liebe mit einem Andern — und dieser Andere, ein Fremdling, war erst,

seiner eigenen Einladung folgend, aus weiter Ferne hergekommen.

Rasende Eifersucht ergriff seine Seele. Jeder andere Gedanke, jedes Gefühl, jede edlere Regung war in einem Augenblicke erloschen, vernichtet. Der hochherzige Kriegsaar war plötzlich in einen unbarmherzigen Wilden verwandelt, der wüthend auf augenblickliche Rache sann. Sein Nebenbuhler mußte sterben — aber auf welche Weise? Sollte er vielleicht Beide tödten? Mit wilder Entschlossenheit starrte er, durchbohrende Blicke schießend, hinüber auf die Liebenden; convulsivisch zitternd lockerte er den Tomahawk am Gürtel. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Er wollte auf sie losstürzen — da flüsterte ihm eine Stimme in der Sprache der Delawaren zu: „Will der Häuptling der Lenapé sein heiliges Symbol verletzen und seine Hand mit Bruderblut beflecken?" *)

Kriegsaar wandte sich um. Baptiste stand vor ihm. Fest ruhete das Auge des Jägers auf dem Indianer. Dieser schwieg; sein wilder Blick richtete sich wieder starr auf die Liebenden. Der erhobene Tomahawk zitterte in seiner Hand; in fürchterlichem Kampfe mit sich selbst bebte jeder seiner Muskel. Baptiste benutzte die Pause, welche eingetreten war, und fuhr ebenso fort: „Soll sein Tomahawk einen Unami erschlagen? Der böse Geist ist in meines Bruders Herz eingezogen. Er rede mit sich selbst und bedenke, daß er der Sohn Tamenunds ist!"

Augenblicklich schwand jede Spur des innern Sturmes

*) Vergleiche oben pag. 140 mit pag. 254. Das Symbol und Totem der Unamis, denen Reginald jetzt als Lebensretter und Bruder Kriegsaars als Mitglied angehörte, ist die Schildkröte. Beide waren verbunden, einander selbst mit Lebensgefahr zu vertheidigen.

aus Kriegsaars Zügen. Nur ein Indianer ist solcher Selbstbeherrschung fähig. Er steckte den Tomahawk wieder in den Gürtel, richtete sich stolz auf und sah den Jäger fest und ruhig an. „„Groß-Beil redet die Wahrheit; Kriegsaar ist ein Häuptling; der Geist des Zornes ist gewaltig in ihm, aber er tritt ihn unter die Füße."" Dann setzte er leiser hinzu: „„Kriegsaar wird mit Netis sprechen. Jetzt nicht! Ist seines weißen Bruders Zunge gespalten, so soll ihn das Totem der Unamis nicht schützen. Der Himmel ist sehr schwarz umwölkt; Kriegsaar hat keinen Freund mehr."" Bei diesen Worten warf der Indianer die leichte Decke um die Schulter und entfernte sich düster. Baptiste folgte ihm, auf seine Rifle gelehnt, mit den Augen, bis er sich im dichten Walde verlor; dabei brummte er halblaut vor sich hin: „Ein edles Herz! Das ist noch so ein Indianer vom alten Schlage, wie es ihrer nur noch wenige giebt. War mit ihm in manchem Gefechte, hab'n mehr als einen Dahcotah niederhauen und scalpiren sehen, aber nie sah ich sein Auge so blutdürstig rollen als jetzt. Meine alten Sehnen würden kaum Master Reginald vor seinem Tomahawk geschützt haben, wenn ihn nicht die Erwähnung des heiligen Symbols der Unamis von seinem Vorhaben abgebracht hätte. Ein Glück für ihn, daß ich die Delawaren durch und durch kenne, wie John Skellup an der Fähre die Sandbänke und Canäle in den Bärenkreeks-Untiefen. Dachte es kaum, daß die paar Worte ein solches Feuer dämpfen würden... bin doch auch jung gewesen und dann und wann in lichter Gluth..: Alle Wetter! Ich bin's bisweilen noch, wenn ich an diese Kehlabschneider, die Sioux, denke. Wenn ich die Borsten sträube, dauerts ein Weilchen..." Unwillkührlich griff der rauhe Waidmann hier nach der gewichtigen Axt im Gürtel.

„Will mir wirklich zuweilen vorkommen, als hätten die Bären und wilden Thiere mehr Vernunft als die Menschen-

kinder; ja, und ich meine, daß ich nicht zu weit vorbeigeschossen. Da seh' mir mal eins Reginald und Kriegsaar, die bravsten jungen Leute, die es je gab. Einer rettet dem Andern das Leben; sie schwören sich Freundschaft und werden Brüder. Auf einmal muß ich dazwischentreten, sonst schlägt der Eine dem Andern den Hirnkasten mit dem Tomahawk ein. Und woher all' der Haß und alle die Wuth? Ei, aus Liebe — wegen ein paar schwarzer Augen und rother Lippen — Sonderbare Art von Liebe, in der That, die uns den besten Freund verhaßt macht! Dank dem Himmel, habe Nichts mit so 'ner verrückten Liebe zu thun. S'ist, wie ich sagte, die unverständigen Thiere haben mehr Verstand als die Menschenkinder. Muß sie wieder versöhnen — sobald als möglich — Ein Blinder kanns sehen, daß sie einander über kurz oder lang nöthig haben werden."

Damit warf der Jäger die Rifle über den Arm und trat auf Brandon zu, der nicht ahnete, welcher Gefahr er eben entgangen sei und nicht müde wurde in verliebtem Geplauder seine Reden immer aufs Neue zu wiederholen. Der Jäger grüßte und machte Reginald, sobald er sich von Prairie-Vogel unbemerkt glaubte, ein Zeichen, daß er ihn im Geheimen zu sprechen wünschte, allein das wachsame Auge der Jungfrau bemerkte Alles, was den Geliebten betraf. Auch war sie schon wegen der Umtriebe der verrätherischen Osagen auf ihrer Hut. Daher sagte sie ganz einfach und offen wie immer: „Baptiste, wenn Du etwas zu sagen hast, was ich nicht hören darf, so will ich gehen. Drohen uns aber Allen gemeinschaftliche Gefahren, so sprich es furchtlos aus. Ich kenne diese Leute ein Wenig. Bin ich gleich ein unverständiges Mädchen, so könnte doch mein Rath von einigem Nutzen sein."

Diese unerwartete Aufforderung setzte den stämmigen, klugen Jäger doch in einige Verlegenheit. Verwirrt glättete er

die Haare seiner Pelzmütze, wie er zu thun pflegte, wenn er unschlüssig war. Endlich erzählte er Alles und Beide folgten erröthend und erbleichend mit vieler Theilnahme seiner Schilderung. Als Baptiste schloß, erhob sich Reginald schnell, heftete einen durchdringenden Blick auf Prairie-Vogel, als wollte er in ihrer Seele lesen und sagte: „Olitipa, bei Allem, was Dir auf Erden theuer ist, bei Deiner Seligkeit, kanntest Du diese Gefühle Kriegsaars und hast Du sie ermuthigt?"

Prairie-Vogel schlug das dunkele Auge auf und erwiederte bescheiden im Tone der überzeugendsten Wahrheit: „„Reginald, wie kannst Du so fragen? Olitipa, der Findling der Delawaren, von diesen aufgezogen, liebte Kriegsaar und Wingenund als Brüder. Hätte Kriegsaar je eine andere Liebe gefordert, sie würde sie ihm verweigert haben, denn sie kannte keine andere — bis — bis —"" Die Scham verbot ihr zu enden; Thränen traten in ihre Augen; sie verbarg das Antlitz an Reginalds Brust.

„Wie könnte ich an Deiner Reinheit, an der Wahrheit Deiner Worte zweifeln?" rief dieser mit Inbrunst aus. „Baptiste, ich will mit meinem indianischen Bruder sprechen. Ich bedaure ihn herzlich. Was ich nur vermag will ich thun, um seinen Kummer zu lindern. Ich allein weiß es, was es heißt, solch ein Wesen im Geheimen und vergeblich geliebt zu haben! Jetzt laßt uns gehen!"

Langsam und traurig wanderte die kleine Gesellschaft dem Lager zu. Baptiste, fest überzeugt, daß Olitipa die Wahrheit gesagt habe, fürchtete nur ein Zusammentreffen der beiden jungen Männer. Indessen kannte er die Menschen zu gut, als daß er nicht gewußt hätte, daß zwei große edelmüthige Seelen einander Zugeständnisse machen, die, wenn ein Dritter zugegen wäre, der Stolz nie zuließe. Daher beschloß er, sie sich selbst zu überlassen.

Als sie im Lager ankamen, fanden sie Paul Müller, der

tief in Gedanken versunken vor Prairie=Vogels Zelte stand. Nach einem kurzen, aber herzlichen Gruße zog sich der Missionär mit der Jungfrau in das Zelt zurück, während Reginald mit Baptiste in die Hütte neben Tamenunds Zelte ging. Kriegsaar hatte versteckt alle ihre Bewegungen beobachtet. Jetzt trat er langsam näher. Der Missionär lud ihn ein, in das Zelt zu kommen. Selbst der aufmerksamste Beobachter hätte keine Spur von Aufregung in seinen Mienen lesen können. Nach der gewöhnlichen Begrüßung sagte der junge Häuptling: „Kriegsaar wird sogleich mit dem schwarzen Vater sprechen. Jetzt hat er leise Worte für Olitipas Ohr."

Mit einem wohlwollenden, etwas traurigen Lächeln entgegnete der Missionär: „„Mein Sohn, ich verschließe meine Ohren und gehe. Ich weiß, Kriegsaar wird Nichts sagen, was seine Schwester nicht hören dürfte."" Damit trat er in das Nebenzimmer. Prairie=Vogel wußte, welche schmerzliche Scene ihr bevorstand. Sie saß stumm und verlegen da. Lange blickte ihr Kriegsaar traurig und schweigend in das liebliche Gesicht. Dieser Blick erklärte ihm Alles: Baptiste hatte gesprochen; seine Hoffnungen waren vernichtet! Und immer noch ruhete sein Auge auf ihr. So blickt ein Verbannter auf die geliebte Heimath zum letzten Male hin, die er für ewig verläßt. Endlich nahm er all die stoische Festigkeit seines Characters zusammen und erklärte sich in wenigen schlichten Worten. In seiner Stimme lag so viel Zartheit, eine solche Tiefe des Gefühls, daß Olitipa ihre Thränen nicht zurückhalten konnte.

Sie antwortete ihm sanft und gütig. Beim Schlusse ihrer Rede ergriff sie seine Hand und sagte: „Olitipa hat Kriegsaar und Wingenund, ihre Brüder, lange geliebt. Laß jetzt keine Wolke zwischen sie kommen. Ihr Herz ist gegen den großen Krieger der Lenapé nicht verändert. Seine Schwester vertrauet seinem Schutze. Sie ist stolz auf seinen

Ruhm. Eine andere Liebe kann sie ihm nicht weihen. Ihre Abstammung, ihre Religion, ihr Herz verbietet es! Allein er ist ihr geliebter Bruder. Er wird nicht zürnen und sie nicht verlassen. Mahéga und die Osagen sind uns Feinde geworden. Die Dahcotahs sind in der Nähe; Tamenund ist alt und schwach. Wo soll Olitipa eines Bruders Liebe, eines Bruders Hülfe finden, wenn Kriegsaar jetzt sein Antlitz von ihr wendet?"

Das edle Herz, an welches sie sich wendete, bestand die ihm auferlegte Feuerprobe siegreich. Nach der Sitte seines Volkes drückte der Delaware ihre Hand, ehe er sie losließ, zum Zeichen der Liebe an seine Brust und sagte: „„Es ist genug. Meiner Schwester Worte sind gut und nicht vergeblich verschwendet. Mahéga und die Dahcotahs mögen nur kommen! Sie sollen erfahren, daß Kriegsaar Olitipas Bruder ist!"" Bei diesen Worten legte der Häuptling die Hand an den Tomahawk. Ein ernster, fester Entschluß spiegelte sich in seinen Zügen, als er das Zelt verließ.

Wie oft drängt sich uns im Leben die Wahrheit auf, daß Kunstlosigkeit die höchste Stufe der Kunst sei! So ist in der Schriftstellerei die anscheinende Leichtigkeit und Einfachheit des Styls das Resultat der sorgfältigsten Feile, des tiefsten Studiums. Wie viele Uebung, wie große physische Befähigung gehört dazu, ehe der Tänzer jene unbewußte Grazie entfaltet, die uns bezaubert! Wäre Prairie-Vogel mit den gelehrtesten Abhandlungen über Rhetorik bekannt gewesen, die seit Aristoteles erschienen sind, sie hätte das Herz ihres indianischen Bruders nicht besser rühren können. Die Achtung, die sie seinem kriegerischen Ruhme zollte, schmeichelte seinem Stolze; der einfache Ausdruck ihrer schwesterlichen Liebe heilte sein verwundetes Gefühl; das Gemälde ihrer Schutzlosigkeit appellirte an seinen Edelmuth und auch nicht die leiseste Andeutung entflammte die schlummernde Eifersucht.

Der Sieg, den der Mensch über sich selbst erkämpft, ist der größte. Kriegsaar hatte ihn errungen. Das Herz ward ihm weit in der Brust; sein Gang war stolz und fest. Ohne zu beben hatte er die Liebe, die mit eisernen Klammern an seine Seele gekettet war, herausgerissen. Er trat seinem tiefen Kummer mit derselben kühnen Stirn, demselben unbeugsamen Willen entgegen, womit er den raffinirten Qualen, die ein Dahcotah hätte ersinnen können, getrotzt haben würde.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Ein Vergleich des indianischen Characters mit dem civilisirter Nationen, welchen mancher Leser überspringen und eine wahre Geschichte, die er nicht glauben wird. Ein Zwist, der friedlich endet und eine Berathschlagung, die Krieg bedeutet.

Ein Indianer thut Nichts halb. Liebe und Haß, Ausdauer und Ungeduld, Enthaltsamkeit und träge Völlerei, Alles wird bei ihm Extrem. Mäßigung ist meist eine Tugend des civilisirten Volkes. Sie entspringt aus reiflicher Ueberlegung und genauer Berechnung der Folgen. Dagegen folgt der Indianer mehr dem Eindrucke des Augenblicks, er treibe ihn zum Guten oder zum Bösen. Daher sind die Licht- und Schattenseiten seines Charakters schärfer und fallen mehr in die Augen. Wenn nun auch seine Schurkerei nicht weiter gehen kann als sie — leider müssen wir es eingestehen — bei civilisirten Völkern geht, so sagen wir sicher nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß man unter den Wilden Beispiele von so uneigennützigem Heldenmuthe, von so großer Selbstverleugnung antrifft, wie sie sich bei uns meist nur in Romanen und in den Sagen aus der Ritterzeit finden.

Man wird dies Alles auf Rechnung einer augenblicklichen

edlern Regung, der sich die Indianer blind überliefern, schreiben wollen. Allein, ist es nicht oft etwas mehr? Die Wiedervergeltung und Selbstrache z. B. scheint uns so natürlich und vernünftig, so ganz ein Ausfluß des augenblicklichen Eindruckes. Aber wie? ist es nicht Tugend, wirkliche Tugend, wenn trotz der Einsicht, daß es ihm das Leben kosten könne, der Indianer sich in seinem Rechtsgefühle selbst dem erbitterten Feinde ausliefert? Ein Beispiel statt tausend anderer.

Vor einigen Jahren zankte sich ein junger, erst kürzlich verheiratheter Indianer, der an den westlichen Ufern des Missisippi wohnte, mit einem andern von demselben Stamme und erschlug ihn in der Hitze des Streites mit seinem Tomahawk. Kurz entschlossen ging er, als er kühler geworden war, gerades Weges ins Dorf vor den Wigwam des Ermordeten, rief dessen Verwandte herbei und sagte: „Euer Verwandter war mein Freund; wir waren beisammen; es fielen zornige Worte und ich hieb ihn nieder. Mein Leben liegt in Euren Händen. Hier bin ich, um es Euch anzubieten. Allein die Sommer-Jagd hat jetzt begonnen. Ich habe eine Frau und mehrere kleine Kinder, die Euch nicht beleidigt haben. Deshalb wünsche ich hinaus in die Wälder zu gehen und ihnen zum Wintervorrathe Wild zu tödten. Habe ich das gethan, so will ich zurückkehren und mich Euch ausliefern."

Finster willigten die Trauernden ein. Der junge Mann ging. Unermüdet jagte er viele Wochen; seine Squaw dörrte das Fleisch, welches er täglich heimbrachte. Endlich schien ihm der Vorrath für den kommenden Winter hinreichend. Da sagte er seinem Weibe und den Kindern Lebewohl, ging vor den Wigwam des ermordeten Freundes und sagte: „Hier bin ich. Meine Squaw ist versorgt. Jetzt gehört Euch mein Leben." Der älteste männliche Verwandte des Erschlagenen entgegnete: „Es ist gut." Dann stand er vom Bo-

den auf und vollzog an dem nicht Widerstrebenden das Gesetz der Blutrache, indem er ihm den Schädel mit seinem Tomahawk spaltete. Weder die Selbstverleugnung des Einen, noch die unbeugsame Härte des Andern erregte Erstaunen. Jeder hatte nach dem bestimmten, obschon barbarischen Gebrauche des Stammes gehandelt.

Und unter einem Volke, das mit so stoischer Ruhe auf solche Scenen blickte, hatte Kriegsaar einen angesehenen Namen. Wie wohl er diesen verdiente, bewies er jetzt, indem er dem entsagte, was ihm theurer als das Leben war, indem er eisern eine Liebe unterdrückte, die Jahre lang sein Herz mit süßen Hoffnungen erfüllt hatte.

Sofort suchte er Reginald Brandon in seiner Hütte auf und winkte ihm schweigend, ihm zu folgen. Dieser gehorchte mechanisch. Schmerzlich erschüttert fühlte er, daß er unbewußt die liebsten Hoffnungen seines Freundes vernichtet habe. Ersatz für diesen Verlust war unmöglich. Selbst wenn er im romantischen Edelmuthe allen Ansprüchen auf den Besitz Prairie-Vogels hätte entsagen wollen, wäre dies eine neue Beleidigung, ein bittrer Spott gewesen, da er der Liebe des Mädchens gewiß war. Was konnte Kriegsaar, der indianischen Sitte gemäß, jetzt anders beabsichtigen, als den Zwist um die Jungfrau in tödtlichem Kampfe auf einem abgelegenen Platze auszumachen, damit dem Sieger der liebliche Preis verbliebe? Dieser Gedanke, der sonst seinen Arm gestählt, sein Herz mit kühnem Muthe erfüllt hätte, schlug ihn ganz nieder. Mit Kriegsaar, dem geliebten Freunde, zu rechten, dünkte ihm Brudermord.

Inzwischen ging der Indianer schnell vorauf. Seine marmornen Züge verriethen weder seine Gefühle noch seine Absicht.

Plötzlich machte er in einer Schlucht Halt. Hier und da zerstreutes Erlengesträuch entzog sie den Blicken derer, die

am Saume des Lagers der Delawaren etwa umherstreiften. Erstaunt sah Reginald das dunkle, glänzende Auge seines Freundes unbeschreiblich wehmüthig auf sich ruhen und die sonst so stolzen Züge von tiefer Trauer überschattet. Endlich brach der Delaware das peinliche, beklemmende Schweigen.

„Der große Geist sandte eine Wolke zwischen Kriegsaar und Netis — eine sehr schwarze Wolke. Der Blitz zuckte daraus hervor und blendete die Augen des Häuptlings der Lenapé. Er blickte auf seinen Bruder und glaubte einen Feind zu sehen. Der böse Geist flüsterte ihm ins Ohr, Netis Zunge sei gespalten und Olitipas Herz falsch. Sie habe auf einen Spottvogel gelauscht und Kriegsaar einen Kelch voll Gift gemischt."

Der Häuptling hielt einen Augenblick ein. Sein Blick war noch immer männlich, aber traurig. Seine Lippen waren fest zusammengedrückt. Nichts verrieth den Sturm seiner Gefühle. Reginald beurtheilte diese Selbstbeherrschung, womit er den Aufruhr in seinem Innern dämpfte, richtig. Er drückte seinem Freunde die Hand und sagte:

„„Edler, hochherziger Sohn der Lenapé, der böse Geist hat keine Macht über ein Herz, wie das Deine. Sind wir nicht Brüder? Hat nicht das geschwollene Wasser des Muskingum, das Messer des verrätherischen Huronen unsere Herzen so fest mit einander verbunden, daß kein Verdacht, keine Falschheit zwischen sie kommen kann? Netis glaubte, Kriegsaar liebe Olitipa nur als Schwester, sonst hätte er lieber Mahéga seinen Scalp gegeben, als sanfte Worte in das Ohr der Jungfrau geflüstert!""

„Meines Bruders Worte sind wahr. Kriegsaar weiß es. Er träumte; jetzt ist er wach. Olitipa ist seine Schwester. Der große Geist will, daß kein Kind eines indianischen Kriegers sie Mutter nennen soll. Genug davon!" Dann setzte er finsterer hinzu: „Mein Bruder halte sich bereit. Seine

Rifle sei geladen und sein Auge geöffnet, denn Tamenund hat den Schnee vieler Winter gesehen. Der schwarze Vater ist gut und treu, aber seine Hand kennt den Tomahawk nicht. Der Osagische Panther wird sich dicht neben dem Zelte Prairie-Vogels niederducken. Der Fuß der „Kehlabschneider“ *) wird nicht fern sein. Ehe die Sonne untergeht, wird Kriegsaar seinen Bruder nochmals sehen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten schritt der Häuptling hastig dem Dorfe zu. Reginald blickte ihm in Betrachtungen versunken nach. „Hätte ich, obschon ein Christ, es diesem edlen Heiden gleich thun können? Hätte ich langgehegte Hoffnungen so untergehen, meine glühende Liebe so plötzlich verschmähet sehen und dennoch dem so bald, so freimüthig, so ganz verzeihen können, der der Urheber all meines Unglücks wäre? Vielleicht ... ja; und doch bebt mein Herz bei dem bloßen Gedanken!“

Paul Müllers Ankunft riß ihn aus diesen schmerzlichen, fast beschämenden Gedanken. Der gute Missionär freuete sich ungemein gerade jetzt beim nahen Ausbruche der Feindseligkeiten, während welcher seine schöne Schülerin des Schutzes so sehr bedurfte, den bösen Zwist so freundschaftlich beigelegt zu sehen.

Indessen waren Mahégas Pläne zur Ausführung reif geworden. Der Häuptling der Dahcotahs, entzückt an den längst gehaßten Lenapé Rache nehmen zu können, ging freudig den in geheimer Rathssitzung der Osagen beschlossenen Bund ein. Der Bruch mit den Delawaren war jetzt kein Geheimniß mehr. Daher brachen die Osagen ihre Zelte ab, trieben die Pferde von der Prairie herein und beluden sie mit den Geräthschaften, Fellen und Vorräthen an Proviant.

---

*) S. oben pag. 86.

Wenige Stunden später bewegte sich der ganze Zug in nordöstlicher Richtung dem obern Laufe des Flusses Konzas zu.

Während ihres Abzuges berief ein Herold die Delawaren in die Rathsversammlung. Reginald, als feierlich in den Stamm aufgenommener Bruder Kriegsaars, und Baptiste, als erprobter, erfahrener Krieger, nahmen an derselben Theil. Die Häuptlinge und Tapfern ließen sich in einem Halbkreise nieder, dessen Mittelpunkt Tamenund einnahm. Die Friedenspfeife ward mit den herkömmlichen Feierlichkeiten schweigend umhergereicht. Dann erhob sich Tamenund und erklärte der Versammlung mit vor Alter schwacher, aber deutlicher Stimme den Grund ihrer Berufung. Er sprach noch, als einer der Indianer, welche den Eingang des Zeltes bewachten, eintrat und einen Boten aus dem Lager der Osagen anmeldete, den der Häuptling sogleich vorzulassen befahl.

Aller Augen hefteten sich finster auf den Abgeordneten, der würdevoll und stolz mitten in das Zelt trat und dort auf die lange Lanze gelehnt gleichgültig und kalt das Zeichen zum Reden vom Häuptling erwartete. Seine Kleidung, so wie die Malerei, die ihn zierte, war äußerst sorgfältig und der Botschaft angemessen gewählt. Sie bedeutete theils Frieden und Bündniß, theils kriegerische Rüstung. Die rechte Seite war roth bemalt und mit schwarzen Streifen versehen. Am linken Arm trug er einen runden Schild von Büffelhaut; auf dem Rücken hing ein Köcher mit Pfeilen; im Gürtel stak Tomahawk und Scalpirmesser, und in der linken Hand hielt er eine lange Wampum-Schnur *), die

---

*) Wampum ist aus dem Worte Wampampea verdorben und bedeutet kleine, neben einander aufgereihete Schellen. Der Wampum-Gürtel ist Zeichen des Friedens; die Axt, der Tomahawk, Zeichen des Krieges.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Murray, Charles Augustus,

Der Prairie-Vogel Scenen aus den Wildnissen des westlichen Nordamerika

Bd.: 1

Zerbst (1846)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.1502(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091217-5